
BIBLIOTHEK · DER · ROMANE

UNIVERSITY OF
ILL ... ARY
AT URB ... MPAIGN
BOOKST ...

Krieg und Frieden

Ein Roman in fünfzehn Teilen
mit einem Epilog

von

L. N. Tolstoi

*

Vierter Band



Übertragen von H. Röhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig

891.73
T58
Ovo: G
1922
v. 4

Zwölfter Teil

I

In Petersburg führten damals in den höchsten Kreisen die Parteien ihre verwickelten Kämpfe untereinander mit noch größerer Hitze und Heftigkeit als sonst je: die Partei Rumjanzews, die der Franzosen, die der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, die des Großfürsten-Thronfolgers und andere; und übertönt wurden diese Kämpfe noch, wie immer, durch das Blasen der höfischen Drohnen. Aber das ruhige, üppige, nur mit blassen Schattenbildern des wirklichen Lebens beschäftigte Petersburger Leben ging dabei seinen altgewohnten Gang, und wer in diesem Leben darinsteckte, für den bedurfte es großer Anstrengungen, um sich der Gefahr und der schwierigen Lage bewußt zu werden, in der sich das russische Volk befand. Da waren dieselben Courempfänge und Bälle, dasselbe französische Theater, dieselben Interessen der einzelnen Hofhaltungen, dieselben Interessen des Dienstes, dieselben Intrigen. Nur in den allerhöchsten Kreisen gab man sich Mühe, der Schwierigkeit der gegenwärtigen Lage eingedenk zu sein. Geflüsterte Erzählungen gingen von Mund zu Mund, wie grundverschieden voneinander die beiden Kaiserinnen unter diesen so schwierigen Umständen sich benahmen. Die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna hatte in ihrer Besorgnis für das Wohl der unter ihrem Patronate stehenden Wohltätigkeits- und Erziehungsanstalten Anordnungen über die Verlegung aller dieser Institute nach Kasan getroffen, und die Sachen derselben waren bereits gepackt. Die Kaiserin Jelisaweta Alexejewna dagegen hatte auf die Frage, welche Anordnungen sie zu treffen geruhe, mit dem ihr eigenen russischen Patriotismus erwidert, über Staatsanstalten könne sie nichts anordnen, da dies nur dem Kaiser zustehe; und auf die Frage, was

sie persönlich zu tun gedenke, hatte sie geantwortet, sie werde die letzte sein, die Petersburg verließe.

Bei Anna Pawlowna fand am 26. August, gerade am Tage der Schlacht bei Borodino, eine Abendgesellschaft statt, deren Glanzpunkt die Vorlesung eines Briefes sein sollte, den der hochwürdigste Metropolit bei Übersendung des Bildes des heiligen Sergius an den Kaiser geschrieben hatte. Dieser Brief galt als ein Muster patriotischer geistlicher Beredsamkeit. Vorlesen sollte ihn kein Geringerer als Fürst Wasili, der als vorzüglicher Vorleser berühmt war und auch der Kaiserin nicht selten vorlas. Die vollendete Kunst fand man bei seinem Vorlesen darin, daß er laut und halb singend sprach und die Worte bald in kläglich heulendem, bald in zärtlich murrendem Tone herausbrachte, ohne jede Rücksicht auf ihren Sinn, so daß, ganz wie es der Zufall wollte, auf das eine Wort das Heulen und auf das andere das Murren traf. Diese Vorlesung hatte, wie alle Abendgesellschaften bei Anna Pawlowna, eine politische Bedeutung. Es wurden an diesem Abend einige wichtige Persönlichkeiten erwartet, die wegen ihres fortgesetzten Besuches des französischen Theaters zu einem Gefühl der Scham gebracht und zu patriotischer Gesinnung angeregt werden sollten. Es waren schon recht viele Gäste versammelt; aber Anna Pawlowna sah in ihrem Salon gerade diejenigen noch nicht, auf die es ihr ankam, und darum verschob sie die Vorlesung noch und brachte Gespräche allgemeinen Inhaltes in Gang.

Die Tagesneuigkeit war in Petersburg augenblicklich die Krankheit der Gräfin Besuchowa. Die Gräfin war vor einigen Tagen plötzlich erkrankt, hatte mehrere Gesellschaften, deren Zierde sie sonst zu sein pflegte, nicht besucht, und es verlautete, sie empfange niemanden und habe sich diesmal nicht den Petersburger medizinischen Zelebritäten, von denen sie sich sonst behandeln ließ,

sondern einem italienischen Arzte anvertraut, der sie unter Anwendung eines neuen, ungewöhnlichen Mittels behandle.

Jedermann wußte sehr wohl, daß die Krankheit der reizenden Gräfin von der Schwierigkeit herkam, zwei Männer zugleich zu heiraten, und daß die von dem Italiener eingeleitete Behandlung in der Beseitigung dieser Schwierigkeit bestand; aber in Anna Pawlownas Gegenwart wagte niemand dergleichen anzudeuten, ja, es schien überhaupt niemand etwas davon zu wissen.

„Es heißt, die arme Gräfin befinde sich sehr schlecht. Der Arzt sagt, es sei Bräune."

„Bräune? Oh, das ist eine schreckliche Krankheit!"

„Man sagt, die beiden Nebenbuhler hätten sich aus Anlaß dieser Bräune miteinander versöhnt . . ."

Das Wort „Bräune" wurde mit großem Genusse immer wieder gebraucht.

„Der alte Graf soll sich ja ganz rührend benehmen. Er hat wie ein Kind geweint, als ihm der Arzt sagte, daß die Krankheit gefährlich sei."

„Oh, das würde ein schrecklicher Verlust sein. Sie ist eine so entzückende Frau."

„Sie sprechen von der armen Gräfin?" sagte Anna Pawlowna, die zu dieser Gruppe hinzutrat. „Ich habe zu ihr geschickt und mich erkundigen lassen; es wurde mir geantwortet, es ginge ihr ein wenig besser. Oh, sie ist ohne Zweifel die reizendste Frau von der Welt," fuhr Anna Pawlowna fort und lächelte dabei über ihre eigene Schwärmerei. „Wir gehören ja verschiedenen Parteilagern an; aber das hindert mich nicht, sie zu achten, wie sie es verdient. Sie ist sehr unglücklich," fügte Anna Pawlowna hinzu.

Ein unvorsichtiger junger Mann, welcher glaubte, Anna

Pawlowna lüfte mit diesen Worten ein ganz klein wenig den Schleier des Geheimnisses, der über der Krankheit der Gräfin liege, erlaubte sich seine Verwunderung darüber auszusprechen, daß sich die Gräfin, statt renommierte Ärzte zu Rate zu ziehen, von einem Scharlatan behandeln lasse, der ihr womöglich gefährliche Mittel gebe.

„Ihre Nachrichten mögen besser sein als die meinigen," fiel Anna Pawlowna schnell in giftigem Tone über den unerfahrenen jungen Mann her. „Aber ich weiß aus guter Quelle, daß dieser Arzt ein sehr gelehrter, sehr geschickter Mann ist. Er ist der Leibarzt der Königin von Spanien."

Nachdem Anna Pawlowna auf diese Weise den jungen Mann abgetrumpft hatte, wandte sie sich an Bilibin, der in einer anderen Gruppe über die Österreicher sprach. Er hatte die Stirnhaut in Falten gelegt und war anscheinend gerade dabei, sie wieder glatt zu ziehen, um etwas Geistreiches zu sagen.

„Ich finde, daß das allerliebst ist," sagte er mit Bezug auf das diplomatische Schriftstück, mit welchem die von Wittgenstein, dem „Helden von Petersburg" (wie man ihn in dieser Stadt nannte), erbeuteten Fahnen nach Wien geschickt worden waren.

„Was denn? Was meinen Sie?" wandte sich Anna Pawlowna zu ihm und stellte so das erforderliche Stillschweigen her, damit der geistreiche Ausspruch, den sie bereits kannte, das gebührende Gehör finde.

Und Bilibin zitierte wörtlich folgende Stelle aus der von ihm selbst redigierten diplomatischen Depesche:

„Der Kaiser sendet die österreichischen Fahnen zurück, befreundete und verirrte Fahnen, die er abseits vom richtigen Wege gefunden hat." Als Bilibin zu Ende gesprochen hatte, zog er seine Stirn wieder glatt.

„Allerliebst, allerliebst!" äußerte Fürst Wasili.

„Das heißt vielleicht: auf dem Wege nach Warschau," bemerkte plötzlich Fürst Ippolit laut.

Alle blickten ihn an, ohne zu verstehen, was er damit sagen wollte. Auch Fürst Ippolit selbst sah mit heiterer Verwunderung umher. Er verstand ebensowenig wie die anderen, was die von ihm gesprochenen Worte bedeuteten. Er hatte während seiner diplomatischen Karriere zu wiederholten Malen die Beobachtung gemacht, daß ein paar in dieser Manier plötzlich hingeworfene Worte für sehr geistreich angesehen wurden, und so hatte er denn aufs Geratewohl diese Worte gesprochen, die ihm gerade in den Mund gekommen waren. „Vielleicht kommt es sehr geistreich heraus," dachte er; „und wenn nicht, so werden die andern da schon wissen, es sich zurechtzulegen." Gerade in dem Augenblicke aber, als ein unbehagliches Stillschweigen herrschte, trat jene nicht patriotisch genug gesinnte Persönlichkeit ein, auf welche Anna Pawlowna zum Zwecke eines Bekehrungsversuches wartete; Anna Pawlowna drohte dem Fürsten Ippolit lächelnd mit dem Finger, lud den Fürsten Wasili ein, an den Tisch zu kommen, stellte ihm zwei Kerzen zurecht, legte ihm ein beschriebenes Blatt hin und bat ihn anzufangen. Alles wurde still.

„Allergnädigster Kaiser und Herr!" las Fürst Wasili in strengem Tone und warf einen Blick auf sein Publikum, wie wenn er fragen wollte, ob jemand etwas hiergegen zu bemerken habe. Aber es bemerkte niemand etwas hiergegen. „Die erste Residenzstadt Moskau, das neue Jerusalem, wird ihren Gesalbten empfangen" (er legte auf einmal einen starken Ton auf das Wort „ihren"), „wie eine Mutter ihre treuen Söhne in ihre Arme schließt, und durch die hereingebrochene Finsternis den glänzenden Ruhm deiner Herrschaft vorherschauend, singt sie voll Entzücken: Hosianna, gelobt sei, der da kommt!"

Fürst Wasili sprach diese letzten Worte in weinerlichem Tone.

Bilibin betrachtete aufmerksam seine Nägel, und viele der Zuhörer zeigten eine ängstliche Verlegenheit, wie wenn sie fragen wollten, was sie denn eigentlich begangen hätten. Anna Pawlowna flüsterte schon im voraus, wie ein altes Weib beim Abendmahlsgebet, die darauf folgenden Worte: „Mag auch der übermütige, freche Goliath ..."

Fürst Wasili fuhr fort:

„Mag auch der übermütige, freche Goliath die Schrecken des Todes von Frankreichs Grenzen nach den Gauen Rußlands tragen: der demütige Glaube, diese Schleuder des russischen David, wird unversehens seinem blutdürstigen Stolze das Haupt zerschmettern. Dieses Bild des heiligen Sergius, der von alters her das Wohl unseres Vaterlandes behütet hat, bringen wir Eurer Kaiserlichen Majestät dar. Es ist mir ein tiefer Schmerz, daß meine ermattenden Kräfte es mir unmöglich machen, mich an dem Anblicke Dero huldvollsten Antlitzes zu erquicken. Heiße Gebete sende ich zum Himmel, daß der Allmächtige den Stamm der Gerechten erhöhen und Euer Majestät Wünsche zum Heile erfüllen möge."

„Welch eine Kraft! Welch ein Stil!" riefen die Zuhörer; das Lob galt dem Verfasser und dem Vorleser.

Von diesem Schreiben begeistert, redeten Anna Pawlownas Gäste noch lange von der Lage des Vaterlandes und stellten allerlei Vermutungen über den Ausgang der Schlacht auf, die in diesen Tagen geliefert werden mußte.

„Sie werden sehen," sagte Anna Pawlowna, „daß wir morgen, am Geburtstage des Kaisers, Nachricht erhalten. Ich habe eine gute Ahnung."

II

Anna Pawlownas Ahnung ging wirklich in Erfüllung. Am folgenden Tage, während des Gottesdienstes, der anläßlich des Geburtstages des Kaisers im Palais stattfand, wurde Fürst Wolkonski aus der Kirche herausgerufen und ihm ein Brief des Fürsten Kutusow übergeben. Es war der Bericht, den Kutusow am Tage der Schlacht in Tatarinowa geschrieben hatte. Kutusow meldete, die Russen seien keinen Schritt zurückgewichen; die Franzosen hätten weit größere Verluste gehabt als wir; er berichte dies in Eile vom Schlachtfelde, noch ehe er die letzten Nachrichten habe sammeln können. Somit war es ein Sieg. Und sogleich, noch vor dem Verlassen des heiligen Raumes, wurde dem Schöpfer für seine Hilfe und für den Sieg Dank gesagt.

Anna Pawlownas Ahnung war in Erfüllung gegangen, und in der Stadt herrschte den ganzen Vormittag über eine frohe Feststimmung. Alle betrachteten den Sieg als feststehende Tatsache, und manche redeten sogar schon von der Gefangennahme des Kaisers Napoleon selbst, von seiner Absetzung und der Wahl eines neuen Oberhauptes für Frankreich.

Fern vom Kriegsschauplatze und in dem ganzen Milieu des Hoflebens können die Ereignisse nicht leicht mit ihrer gesamten Wucht und Kraft wirken. Unwillkürlich gruppieren die Ereignisse von allgemeiner Bedeutung sich um irgendeine zufällige Einzelheit. So bildete jetzt die Hauptfreude der Hofgesellschaft in gleichem Maße unser Sieg und der Umstand, daß die Nachricht von diesem Siege gerade am Geburtstage des Kaisers eingetroffen war. Das war gewissermaßen eine wohlgelungene Geburtstagsüberraschung. In Kutusows Berichte war auch von den russischen Verlusten die Rede, und es waren darunter Tutschkow, Bagration und Kutaisow genannt. Und auch die

traurige Seite des großen Ereignisses gruppierte sich in den Kreisen der Petersburger Gesellschaft unwillkürlich um ein einzelnes Ereignis: den Tod Kutaisows. Alle hatten ihn gekannt, der Kaiser hatte ihn gern gemocht, er war ein junger, interessanter Mann gewesen. Wenn sich zwei an diesem Tage trafen, so lauteten die ersten Worte stets:

„Welch ein wunderbares Zusammentreffen! Gerade während des Gottesdienstes! Und welch ein Verlust, der Tod Kutaisows! Ach, wie schade!"

„Was habe ich Ihnen über Kutusow gesagt?" sagte Fürst Wasili jetzt mit dem Stolze eines Propheten. „Ich habe immer gesagt: er ist der einzige, der Napoleon zu besiegen vermag."

Aber am folgenden Tage gingen keine Nachrichten von der Armee ein, und die allgemeine Stimmung wurde unruhig. Die Hofleute litten infolge davon, daß der Kaiser unter der Ungewißheit litt, in der er sich befand.

„Der Kaiser befindet sich in rechter Sorge!" sagten die Hofleute und priesen Kutusow nicht mehr, wie sie das kurz vorher getan hatten, sondern schalten auf ihn, weil er an der Unruhe des Kaisers schuld war. Fürst Wasili lobte an diesem Tage seinen Schützling Kutusow nicht mehr, sondern beobachtete Stillschweigen, wenn man in seiner Gegenwart von dem Oberkommandierenden sprach. Außerdem kam am Abend dieses Tages noch eine furchtbare Neuigkeit hinzu, wie wenn sich alles vereinigte, um die Einwohner von Petersburg in Aufregung und Unruhe zu versetzen: die Gräfin Besuchowa war plötzlich an jener schrecklichen Krankheit gestorben, deren Namen man mit solchem Behagen ausgesprochen hatte. Offiziell hieß es in den höheren Gesellschaftskreisen allgemein, die Gräfin Besuchowa sei an einem furchtbaren Bräuneanfall gestorben; aber in intimeren Kreisen erzählte man sich Einzelheiten von folgender Art:

der Leibarzt der Königin von Spanien habe der Gräfin kleine Dosen eines Medikamentes zur Herbeiführung einer bestimmten Wirkung verschrieben; Helene aber habe aus Kummer darüber, daß der alte Graf einen Verdacht gegen sie hegte, und darüber, daß ihr Mann, dieser unglückliche, ausschweifende Pierre, ihr nicht geantwortet hatte, eine gewaltige Dosis des ihr verschriebenen Medikamentes auf einmal genommen und sei, ehe man ihr habe Hilfe bringen können, unter Qualen gestorben. Weiter wurde erzählt, Fürst Wasili und der alte Graf hätten den Italiener zur Verantwortung ziehen wollen; aber dieser habe solche Zuschriften vorgelegt, die die unglückliche Verstorbene an ihn gerichtet hatte, daß die beiden sofort von ihm abgelassen hätten.

Das allgemeine Gespräch drehte sich ausschließlich um drei traurige Ereignisse: die peinliche Ungewißheit des Kaisers, den Tod Kutaisows und den Tod Helenens.

Drei Tage nach Kutusows Bericht kam nach Petersburg ein Gutsbesitzer aus Moskau, und nun verbreitete sich durch die ganze Stadt die Nachricht von der Übergabe Moskaus an die Franzosen. Das war furchtbar! In welcher peinlichen Lage befand sich der Kaiser! Kutusow war ein Verräter, und Fürst Wasili äußerte bei den Kondolenzbesuchen, die ihm anläßlich des Todes seiner Tochter gemacht wurden, über den früher von ihm gepriesenen Kutusow (es war bei der Trauer sehr verzeihlich, daß er vergaß, was er früher gesagt hatte): etwas anderes habe man von diesem blinden, ausschweifenden Greise auch nicht erwarten können.

„Ich wundere mich nur, wie man einem solchen Manne das Schicksal Rußlands hat anvertrauen mögen,“ sagte er.

Solange diese Nachricht noch nicht offiziell war, konnte man noch an ihr zweifeln; aber am nächsten Tage ging vom Grafen Rastoptschin folgende Meldung ein:

„Ein Adjutant des Fürsten Kutusow hat mir einen Brief überbracht, in welchem er von mir Polizeioffiziere verlangt, um die Armee auf die Straße nach Rjasan zu führen. Er sagt, er müsse zu seinem Schmerze Moskau dem Feinde überlassen. Majestät! Dieser Schritt Kutusows entscheidet das Schicksal der Hauptstadt und Ihres Reiches. Rußland wird erschaudern, wenn es die Preisgabe der Stadt erfährt, in der sich die majestätische Größe Rußlands verkörpert und die die Asche Ihrer Ahnherren birgt. Ich folge der Armee. Ich habe alles fortschaffen lassen; mir bleibt nichts übrig, als über das Schicksal meines Vaterlandes zu weinen."

Als der Kaiser diesen Bericht empfangen hatte, schickte er den Fürsten Wolkonski mit folgendem Schreiben an Kutusow:

„Fürst Michail Ilarionowitsch! Seit dem 29. August habe ich von Ihnen keine Nachrichten. Inzwischen habe ich vom 1. September über Jaroslawl von dem Oberkommandierenden von Moskau die traurige Mitteilung erhalten, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, mit der Armee Moskau zu verlassen. Sie werden sich selbst vorstellen können, welchen Eindruck diese Nachricht auf mich hervorgebracht hat, und mein Erstaunen wird durch Ihr Schweigen noch gesteigert. Ich sende den Generaladjutanten Fürsten Wolkonski mit diesem Schreiben zu Ihnen, um von Ihnen Näheres über den Zustand der Armee und über die Ursachen, die Sie zu einem so betrübenden Entschlusse gebracht haben, zu erfahren."

III

Neun Tage nach der Preisgabe Moskaus kam ein Abgesandter Kutusows mit der offiziellen Meldung dieses Ereignisses nach Petersburg. Dieser Abgesandte war der Franzose Michaud, der kein Russisch konnte, aber, wie er selbst von sich sagte, trotz

seiner fremden Abstammung von ganzem Herzen und von ganzer Seele Russe war.

Der Kaiser empfing den Abgesandten sofort in seinem Arbeitszimmer, im Palais auf Kamenny Ostrow. Michaud, der Moskau vor dem Feldzuge nie gesehen hatte, fühlte sich doch tief ergriffen, als er „vor unserm allergnädigsten Souverän" (wie er später geschrieben hat) mit der Nachricht von dem Brande Moskaus erschien, „dessen Flammen seinen Weg beleuchtet hatten".

Obgleich der Kummer des Herrn Michaud wohl aus einer andern Quelle floß als der der Russen, hatte Michaud doch, als er in das Arbeitszimmer des Kaisers hereingeführt wurde, eine so traurige Miene, daß der Kaiser ihn sogleich fragte:

„Bringen Sie mir trübe Nachrichten, Oberst?"

„Sehr trübe, Sire," antwortete Michaud und schlug seufzend die Augen nieder, „die Nachricht von der Räumung Moskaus."

„Ist meine alte Hauptstadt wirklich dem Feinde ohne Kampf überlassen worden?" fragte der Kaiser schnell, und eine plötzliche Röte überzog sein Gesicht.

Michaud berichtete ehrerbietig, was ihm Kutusow zu berichten aufgetragen hatte, nämlich daß es unmöglich gewesen sei, bei Moskau eine Schlacht zu liefern, und daß, da nur die Wahl geblieben sei zwischen dem Verluste der Armee und Moskaus oder dem Verluste von Moskau allein, der Feldmarschall sich für das letztere habe entscheiden müssen.

Der Kaiser hörte schweigend zu, ohne Michaud anzusehen.

„Ist der Feind in die Stadt eingezogen?" fragte er.

„Ja, Sire, und die Stadt liegt augenblicklich in Asche. Als ich sie verließ, stand sie vollständig in Flammen," antwortete Michaud in festem Tone; aber als er den Kaiser anblickte, erschrak er über das, was er getan hatte.

Der Kaiser atmete schwer und schnell; seine Unterlippe zitterte,

und seine schönen, blauen Augen wurden auf einmal feucht von Tränen.

Aber dies dauerte nur einen Augenblick. Dann machte der Kaiser ein finsteres Gesicht, als schelte er sich selbst wegen seiner Schwäche, und wandte sich, den Kopf erhebend, mit fester Stimme zu Michaud:

„Aus allem, was uns widerfährt, Oberst, sehe ich," sagte er, „daß die Vorsehung große Opfer von uns fordert ... Ich bin bereit, mich in allen Stücken dem Willen Gottes zu unterwerfen. Aber sagen Sie mir, Michaud, in welchem Zustande haben Sie die Armee verlassen, die ohne Kampf meine alte Hauptstadt aufgegeben hat? Haben Sie an ihr keine Entmutigung wahrgenommen?"

Als Michaud sah, daß sich sein allergnädigster Souverän beruhigt hatte, beruhigte er sich gleichfalls; aber auf die bestimmte, sachliche Frage des Kaisers, die eine bestimmte Antwort verlangte, konnte er in der Geschwindigkeit keine Antwort zurechtlegen.

„Sire, wollen Sie mir erlauben, Ihnen als redlicher Soldat alles frei heraus zu sagen?" erwiderte er, um Zeit zu gewinnen.

„Das verlange ich stets, Oberst," antwortete der Kaiser. „Verbergen Sie mir nichts; ich will unbedingt die volle Wahrheit wissen."

„Sire!" sagte Michaud mit einem feinen, kaum bemerkbaren Lächeln um die Lippen, da er inzwischen damit fertig geworden war, seiner Antwort die Form eines harmlosen, ehrerbietigen Wortspieles zu geben. „Sire! Als ich die Armee verließ, war sie in allen ihren Gliedern, von den Führern herab bis zum letzten Soldaten, ohne Ausnahme von einer großen, gewaltigen Furcht und Besorgnis erfüllt ..."

„Was sagen Sie?" unterbrach ihn der Kaiser und runzelte

finster die Stirn. „Meine Russen sollten sich durch das Unglück niederbeugen lassen? ... Niemals!"

Darauf hatte Michaud nur gewartet, um sein Wortspiel anzubringen.

„Sire," sagte er, in ehrerbietigem Tone mit den Ausdrücken spielend, „was sie fürchten ist nur dies: Euer Majestät könnten in der Güte Ihres Herzens sich überreden lassen, Frieden zu schließen. Sie brennen vor Kampflust", sagte dieser Bevollmächtigte des russischen Volkes, „und vor Begier, Euer Majestät durch Hingabe ihres Lebens ihre Ergebenheit zu beweisen ..."

„Ah," sagte der Kaiser beruhigt und klopfte mit freundlich glänzenden Augen Michaud auf die Schulter. „Sie beruhigen mich, Oberst."

Der Kaiser senkte den Kopf und schwieg eine kleine Weile.

„Nun wohl, kehren Sie zur Armee zurück," fuhr er dann fort, indem er sich in seiner ganzen Größe aufrichtete und sich mit einer freundlichen, majestätischen Handbewegung zu Michaud wandte, „und sagen Sie unseren tapferen Truppen, sagen Sie allen meinen guten Untertanen, überall, wo Sie durchkommen, daß, wenn ich keinen Soldaten mehr haben sollte, ich mich selbst an die Spitze meiner lieben Edelleute, meiner braven Bauern stellen und so alle Hilfsquellen meines Reiches bis auf die letzten zur Verwendung bringen werde. Mein Reich bietet mir deren noch viele, mehr als meine Feinde denken," sagte der Kaiser, der in immer größere Begeisterung geriet. „Sollte es aber wirklich im Buche der göttlichen Vorsehung geschrieben stehen," fuhr er fort, indem er seine schönen, sanften, in echter Empfindung leuchtenden Augen gen Himmel richtete, „daß meine Dynastie aufhören soll auf dem Throne meiner Ahnen zu herrschen, dann will ich nach Erschöpfung aller Hilfsmittel, die zu meiner Ver-

fügung stehen, mir lieber den Bart so lang wachsen lassen" (der Kaiser zeigte mit der Hand auf die Mitte der Brust) „und mit dem Geringsten meiner Bauern Kartoffeln essen, als daß ich die Schande meines Vaterlandes und meines teuren Volkes, dessen Opfermut ich zu schätzen weiß, durch meine Unterschrift bestätigen sollte ..."

Nachdem der Kaiser diese Worte mit erregter Stimme gesprochen hatte, wandte er sich um, wie wenn er Michaud die Tränen verbergen wollte, die ihm in die Augen getreten waren, und ging in die Tiefe seines Zimmers, wo er einige Augenblicke stehen blieb. Dann kehrte er mit großen Schritten zu Michaud zurück und drückte ihm mit einem kräftigen Griffe den Arm unterhalb des Ellbogens. Das schöne, sanfte Antlitz des Kaisers rötete sich, und aus seinen Augen leuchteten Entschlossenheit und Zorn.

„Oberst Michaud, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen hier sage; vielleicht werden wir uns eines Tages mit Vergnügen daran erinnern ... Entweder Napoleon oder ich," sagte der Kaiser, indem er seine Brust berührte. „Wir können nicht mehr nebeneinander herrschen. Ich habe ihn kennen gelernt; er wird mich nicht mehr täuschen."

Der Kaiser runzelte die Stirn und schwieg. Als Michaud diese Worte hörte und den Ausdruck fester Entschlossenheit in den Augen des Kaisers wahrnahm, da fühlte er, „der trotz seiner fremden Abstammung von ganzem Herzen und von ganzer Seele Russe war", sich in diesem feierlichen Augenblicke enthusiasmiert von allem, was er vernommen hatte (wie er später sagte), und gab sowohl seinen eigenen Empfindungen als auch den Empfindungen des russischen Volkes, als dessen Bevollmächtigten er sich betrachtete, mit folgenden Worten Ausdruck:

„Sire! Euer Majestät ratifizieren in diesem Augenblicke den Ruhm der Nation und das Heil Europas."

Der Kaiser entließ Michaud mit einem Neigen des Kopfes.

IV

Wir, die wir nicht damals gelebt haben, als halb Rußland erobert war und die Bewohner Moskaus nach fernen Gouvernements flüchteten und ein Landwehraufgebot nach dem andern sich zur Verteidigung des Vaterlandes erhob, wir stellen uns unwillkürlich vor, alle Russen, jung und alt, wären zu jener Zeit mit nichts anderem beschäftigt gewesen als damit, sich aufzuopfern, das Vaterland zu retten oder über sein Unglück zu weinen. Die Erzählungen und Schilderungen aus jener Zeit reden alle ohne Ausnahme nur von der Opferwilligkeit, der Vaterlandsliebe, der Verzweiflung, dem Grame und der Heldenhaftigkeit der Russen. In Wirklichkeit aber verhielt sich das anders. Jene Vorstellung haben wir nur deswegen, weil wir von der Vergangenheit nur die allgemeinen welthistorischen Bestrebungen jener Zeit sehen und nicht alle die persönlichen, menschlichen Interessen, welche die Leute hatten. Und doch wird in Wirklichkeit das allgemeine Streben durch die persönlichen Interessen der Gegenwart in solchem Maße an Bedeutung übertroffen, daß es sich durch diese hindurch niemals fühlbar macht und überhaupt nicht zu bemerken ist. Der größte Teil der damals lebenden Menschen wandte dem allgemeinen Gange der Dinge gar keine Aufmerksamkeit zu, sondern ließ sich nur durch die persönlichen Interessen der Gegenwart leiten. Und die Tätigkeit gerade dieser Menschen war in jener Zeit das nützlichste.

Diejenigen dagegen, die den allgemeinen Gang der Dinge zu verstehen suchten und mit Selbstaufopferung und Heldenhaftig-

keit dabei mitwirken wollten, waren die nutzlosesten Mitglieder der Gesellschaft; sie sahen alles verkehrt, und alles, was sie taten, um zu nützen, stellte sich als nutzloser Unsinn heraus, wie Pierres und Mamonows Regimenter, die die russischen Dörfer ausplünderten, und die Scharpie, welche die Damen zupften und die nie bis zu den Verwundeten gelangte, usw. Sogar wo Leute in dem Wunsche, ihr Licht leuchten zu lassen und ihre Gefühle zum Ausdruck zu bringen, über die derzeitige Lage Rußlands redeten, trugen ihre Reden entweder den Charakter der Heuchelei und Lüge oder den Charakter nutzloser Krittelei und Bosheit gegen andere, denen sie Dinge zur Last legten, an denen niemand schuld sein konnte. Bei historischen Ereignissen zeigt sich klarer als sonstwo, wie richtig das Verbot ist, vom Baume der Erkenntnis zu essen. Nur die unbewußte Tätigkeit bringt Früchte, und diejenigen Menschen, die bei einem historischen Ereignisse eine Rolle spielen, verstehen niemals dessen Bedeutung. Wenn sie sie zu begreifen versuchen, wird ihre Tätigkeit unfruchtbar.

Die Bedeutung des Ereignisses, das sich damals in Rußland vollzog, kam den Leuten um so weniger zum Bewußtsein, je näher sie daran beteiligt waren. In Petersburg und in den von Moskau entfernt liegenden Gouvernements beweinten Männer in Landwehruniform und vornehme Damen Rußland und die Hauptstadt und sprachen von Selbstaufopferung usw.; aber in der Armee, die sich hinter Moskau zurückzog, redete und dachte man fast gar nicht an Moskau, und niemand schwur beim Anblicke des Brandes von Moskau den Franzosen Rache; sondern man dachte an die demnächst fällige Rate der Löhnung, an das nächste Quartier, an die Marketenderin Matroschka und ähnliche Dinge.

Ohne daß er die Absicht gehabt hätte sich aufzuopfern, sondern rein zufällig, weil der Krieg gerade ausgebrochen war, während

er im Dienste stand, beteiligte sich Nikolai Rostow aus größter Nähe und andauernd an der Verteidigung des Vaterlandes und blickte daher ohne Verzweiflung und ohne finstere Grübeleien auf das hin, was damals in Rußland vorging. Wenn man ihn gefragt hätte, wie er über die derzeitige Lage Rußlands denke, so würde er geantwortet haben, daran zu denken sei nicht seine Sache; dazu seien Kutusow und andere Leute da; er für seine Person habe nur gehört, daß die Regimenter komplettiert werden würden, und daß die Kämpfe wohl noch recht lange dauern würden, und daß es unter den jetzigen Verhältnissen kein Wunder sein werde, wenn er in ein paar Jahren ein Regiment bekäme.

Bei dieser seiner Auffassung der Dinge nahm er die Nachricht, daß er nach Woronesch abkommandiert werden sollte, um Remonten für die Division zu holen, nicht nur ohne Bekümmernis darüber auf, daß er der Beteiligung an dem nächsten Kampfe verlustig gehe, sondern sogar mit dem größten Vergnügen, das er nicht verhehlte und für welches seine Kameraden das vollste Verständnis besaßen.

Einige Tage vor der Schlacht bei Borodino erhielt Nikolai die nötigen Gelder und Papiere und fuhr, nachdem er seine Husaren vorausgeschickt hatte, mit der Post nach Woronesch.

Nur wer so etwas persönlich durchgemacht hat, d. h. mehrere Monate ohne Unterbrechung in der Atmosphäre des militärischen, kriegerischen Lebens verbracht hat, nur der kann das Wonnegefühl begreifen, welches Nikolai durchströmte, als er allmählich aus dem Umkreise hinausgelangte, bis zu welchem die Truppen mit ihren Furagerequisitionen, ihren Proviantfuhren und ihren Lazaretten reichten. Als er in Gegenden kam, wo es keine Soldaten, keine Trainwagen, keine schmutzigen Spuren von Feldlagern gab, und die Dörfer mit den Bauern und

Bauernfrauen sah und die Gutshäuser und die Felder mit weidendem Vieh und die Stationshäuser mit den verschlafenen Posthaltern, da empfand er eine solche Freude, wie wenn er dies alles zum ersten Male sähe. Worüber er sich aber besonders lange wunderte und freute, das waren die Frauen, junge, gesunde Frauen, die nicht eine jede ein Dutzend courschneidender Offiziere um sich hatten, sondern sich freuten und sich geschmeichelt fühlten, wenn der durchreisende Offizier mit ihnen scherzte.

In heiterster Gemütsstimmung langte Nikolai bei Nacht in einem Gasthofe in Woronesch an und bestellte sich allerlei, was er bei der Armee lange hatte entbehren müssen. Am andern Tage rasierte er sich hübsch sauber, zog die Paradeuniform an, die er seit geraumer Zeit nicht getragen hatte, und fuhr zu den Behörden, um sich zu melden.

Der Landwehrkommandeur war ein Zivilbeamter mit Generalsrang, ein alter Herr, der offenbar an seiner jetzigen militärischen Stellung und Tätigkeit sein Vergnügen hatte. Er empfing Nikolai ärgerlich, da er der Ansicht war, hierin bestehe das militärische Wesen, und richtete mit großer Wichtigtuerei eine Menge Fragen an ihn, als ob er ein Recht dazu besäße und als stände es ihm zu, billigend und tadelnd den gesamten Gang der Kriegführung zu kritisieren. Aber Nikolai war so heiter und vergnügt, daß er sich darüber nur amüsierte.

Vom Landwehrkommandeur fuhr er zum Gouverneur. Der Gouverneur war ein kleiner, lebhafter Mann, sehr freundlich und von schlichtem, einfachem Wesen. Er bezeichnete Nikolai die Gestüte, in denen er Pferde bekommen konnte, empfahl ihm einen Pferdehändler in der Stadt, sowie einen Gutsbesitzer zwanzig Werst von der Stadt entfernt, bei denen gute Pferde zu finden seien, und erklärte sich zu jeder Beihilfe bereit.

„Sind Sie ein Sohn des Grafen Ilja Andrejewitsch? Meine

Frau war mit Ihrer Frau Mutter sehr befreundet. Donnerstags pflegen wir Gäste bei uns zu sehen; heute ist gerade Donnerstag; bitte, besuchen Sie uns doch ganz ohne Umstände," sagte der Gouverneur, als Nikolai sich empfahl.

Sofort nachdem er vom Gouverneur zurück war, nahm Nikolai sich einen Postwagen, setzte sich mit seinem Wachtmeister hinein und fuhr zwanzig Werst weit nach dem Gestüte zu dem Gutsbesitzer. In dieser ersten Zeit seines Aufenthaltes in Woronesch erschien ihm alles leicht ausführbar und vergnüglich, und es ging auch, wie das so zu sein pflegt, wenn man selbst guter Laune ist, alles gut und glücklich vonstatten.

Der Gutsbesitzer, zu welchem Nikolai fuhr, war ein alter Junggeselle, früherer Kavallerist, Pferdekenner, Jäger, Besitzer wundervoller Pferde, einer Teppichfabrik und eines hübschen Vorrates von hundertjährigem Gewürzbranntwein und altem Ungarwein.

Nach ganz kurzer Verhandlung kaufte Nikolai für sechstausend Rubel siebzehn auserlesene Hengste, als Renommierstücke seiner Remonte, wie er sich ausdrückte. Nachdem er dort zu Mittag gespeist und ein bißchen viel von dem Ungarwein getrunken hatte, küßte er sich herzlich mit dem Gutsbesitzer, mit dem er schon auf du und du stand, und fuhr auf dem schauderhaften Wege in vergnügtester Stimmung zurück, wobei er den Postknecht fortwährend zu schnellem Fahren antrieb, um zu der Abendgesellschaft beim Gouverneur noch zur rechten Zeit zu kommen.

Nachdem er sich kaltes Wasser über den Kopf gegossen, sich umgekleidet und sich parfümiert hatte, erschien er beim Gouverneur zwar etwas spät, aber mit der üblichen Redensart: „Besser spät als gar nicht."

Es war kein Ball, und es war auch nicht vorher angekündigt,

daß getanzt werden würde; aber alle wußten, daß Katerina Petrowna auf dem Klavier Ekossaisen und Walzer spielen und man danach tanzen werde, und alle waren, da sie darauf gerechnet hatten, in Balltoilette erschienen.

Das Leben in dieser Provinzialstadt war im Jahre 1812 genau das gleiche wie sonst immer, nur mit dem Unterschiede, daß es infolge der Anwesenheit vieler reichen Familien aus Moskau reger und munterer war und daß, wie in allem, was damals in Rußland vorging, sich auch hierin eine eigene Art von flottem Schwunge bemerkbar machte, eine Neigung, alles auf die leichte Achsel zu nehmen, und dann noch mit dem Unterschiede, daß die alltäglichen Gespräche, die zu führen den Menschen ein Bedürfnis ist und die sich früher um das Wetter und um gemeinsame Bekannte gedreht hatten, jetzt von Moskau, dem Heere und Napoleon handelten.

Die Gesellschaft, die sich bei dem Gouverneur zusammengefunden hatte, war die feinste von Woronesch.

Es waren viele Damen da, auch einige, die Nikolai von Moskau her kannte; von Männern aber war niemand anwesend, der mit dem Ritter des Georgskreuzes, mit dem Remonte-Husarenoffizier und zugleich mit jenem gutherzigen, wohlerzogenen Grafen Rostow irgendwie hätte konkurrieren können. Unter den Männern befand sich ein gefangener italienischer Offizier der französischen Armee, und Nikolai hatte die Empfindung, daß die Anwesenheit dieses Gefangenen seine eigene Bedeutung als russischer Held noch mehr erhöhte. Dieser Italiener war gewissermaßen eine Siegestrophäe. Und Nikolai hatte nicht nur selbst diese Empfindung, sondern es schien ihm auch, daß alle andern den Italiener mit gleichen Gedanken ansahen. Nikolai benahm sich gegen diesen Offizier freundlich, jedoch mit Würde und Zurückhaltung.

Sobald Nikolai in seiner Husarenuniform eingetreten war, einen Geruch nach Parfüm und Wein verbreitet und die Redensart „Besser spät als gar nicht“ mehrmals selbst gebraucht und mehrmals von andern gehört hatte, umringte man ihn von allen Seiten, alle Blicke richteten sich auf ihn, und er hatte gleich von vornherein das Gefühl, daß er die Stellung des allgemeinen Lieblings einnahm, eine Stellung, die ihm ja in einer Provinzialstadt gebührte und die ihm stets erwünscht war, jetzt aber nach der langen Entbehrung geradezu einen berauschenden Genuß gewährte. Nicht nur auf den Stationen, in den Herbergen und in der Teppichfabrik des Gutsbesitzers hatte es weibliche Wesen in dienender Stellung gegeben, die sich durch seine Aufmerksamkeiten geschmeichelt fühlten, sondern auch hier auf der Abendgesellschaft des Gouverneurs war, wie es Nikolai vorkam, eine große, große Menge jugendlicher Frauen und hübscher Mädchen anwesend, die mit Ungeduld nur darauf warteten, daß Nikolai ihnen seine Beachtung zuwende. Die Frauen und Mädchen kokettierten mit ihm, und die alten Herrschaften beschäftigten sich gleich von diesem ersten Tage an mit Überlegungen, wie sie diesen flotten Schlingel von Husar mit einer Frau versorgen und zu einem gesetzten Manne machen könnten. Zu diesen letzteren gehörte die Frau des Gouverneurs selbst, welche den jungen Rostow wie einen nahen Verwandten empfing und ihn „Nikolai“ und „du“ anredete.

Katerina Petrowna begann wirklich Ekossaisen und Walzer zu spielen, und man fing an zu tanzen. Hierbei versetzte Nikolai die gesamte Gesellschaft dieser Provinzler durch seine Gewandtheit in noch größeres Entzücken. Er erregte sogar das Erstaunen aller durch seine eigenartige lässige Manier zu tanzen. Nikolai war selbst einigermaßen verwundert über die Art, in der er an diesem Abend tanzte. In Moskau hatte er nie so getanzt und würde eine

so übermäßig lässige Manier zu tanzen sogar für unpassend und unfein gehalten haben; hier aber fühlte er das Bedürfnis, alle Anwesenden durch etwas Ungewöhnliches in Erstaunen zu versetzen, durch etwas, was sie für den üblichen Brauch der Residenzen halten sollten, der ihnen in der Provinz noch unbekannt geblieben sei.

Den ganzen Abend über wandte Nikolai seine Aufmerksamkeit am meisten einer blauäugigen, üppigen, anmutigen Blondine zu, der Frau eines Beamten der Gouvernementsverwaltung. Mit jener naiven Überzeugung lebenslustiger junger Männer, daß fremde Frauen für sie geschaffen seien, wich Rostow nicht von der Seite dieser Dame und benahm sich, wie infolge einer Art von Verschwörung mit ihr, freundschaftlich gegen ihren Mann, als wüßten sie, ohne miteinander darüber gesprochen zu haben, ganz genau, wie vorzüglich sie zueinander paßten, d. h. er, Nikolai, und die Frau dieses Mannes. Der Mann dagegen schien diese Überzeugung nicht zu teilen und suchte gegen Rostow einen verdrossenen Ton anzuschlagen. Aber Nikolais gutherzige Naivität war so grenzenlos, daß der Mann manchmal unwillkürlich in Nikolais Heiterkeit einstimmte. Gegen das Ende der Gesellschaft jedoch wurde, je mehr sich das Gesicht der Frau rötete und belebte, das Gesicht ihres Mannes um so trüber und ernster; es sah aus, als hätten sie beide zusammen nur ein bestimmtes Quantum von Lebhaftigkeit und als nähme diese in demselben Maße bei dem Manne ab, in welchem sie bei der Frau wüchse.

V

Nikolai saß mit einem vergnügten Lächeln, das nicht von seinem Gesichte wich, etwas zusammengekrümmt auf seinem Sessel, beugte sich nahe zu der schönen Blondine hin

und machte ihr Komplimente, die er aus der Mythologie entnahm.

Während er in forscher Manier die Lage seiner in eng anliegenden Reithosen steckenden Beine wechselte, einen Parfümduft verbreitete und wohlgefällig seine Dame und seine eigene Gestalt und namentlich die schönen Formen seiner Füße in den knappen Stiefeln betrachtete, sagte er zu der Blondine, er beabsichtige hier in Woronesch eine junge Frau zu entführen.

„Darf man fragen, wen?"

„Ein reizendes, göttliches Wesen. Die Augen" (Nikolai sah die Dame an, mit der er sprach,) „himmelblau, ein Mündchen wie Korallen, ein schneeweißer Teint" (er blickte nach ihren Schultern), „die Gestalt einer Diana ..."

Der Gatte trat zu ihnen und fragte verstimmt seine Frau, worüber sie sprächen.

„Ah! Nikita Iwanowitsch!" sagte Nikolai und stand höflich auf. Und wie wenn er wünschte, daß auch Nikita Iwanowitsch an seinen Späßen teilnehmen möchte, machte er auch ihm von seiner Absicht, eine Blondine zu entführen, Mitteilung.

Der Gatte lächelte grimmig, die Gattin vergnügt. Die gute Frau Gouverneur näherte sich ihnen mit mißbilligender Miene.

„Anna Ignatjewna möchte mit dir sprechen, Nikolai," sagte sie und sprach dabei die Worte „Anna Ignatjewna" mit einem solchen Tone, daß Rostow sofort merkte, Anna Ignatjewna müsse eine sehr angesehene Dame sein. „Komm, Nikolai. Du gestattest doch, daß ich dich so nenne?"

„Aber natürlich, liebe Tante. Wer ist denn das?"

„Anna Ignatjewna Malwinzewa. Sie hat von ihrer Nichte gehört, daß du sie gerettet hast ... Rätst du es nun?"

„Ach, wie viele habe ich nicht schon da im Kriege gerettet!" erwiderte Nikolai.

„Ihre Nichte ist die Prinzessin Bolkonskaja. Sie hält sich hier in Woronesch bei ihrer Tante auf. Oho, wie rot du geworden bist! Solltest du etwa ...?"

„Bewahre! Fällt mir nicht ein, liebe Tante."

„Nun, schön, schön ... Oh, du bist der Richtige!"

Die Frau Gouverneur führte ihn zu einer großen, sehr korpulenten alten Dame mit einer blauen Toque, die soeben ihre Kartenpartie mit den höchstgestellten Persönlichkeiten der Stadt beendet hatte. Dies war Frau Malwinzewa, die Tante der Prinzessin Marja mütterlicherseits, eine reiche, kinderlose Witwe, die in Woronesch ihren ständigen Wohnsitz hatte. Sie stand und berechnete das Ergebnis des Spieles, als Rostow zu ihr trat. Mit ernster, würdevoller Miene kniff sie die Augen zusammen und sah ihn an, fuhr aber fort, den General auszuschelten, der ihr ihr Geld abgewonnen hatte.

„Ich freue mich sehr, mein Lieber," sagte sie dann und streckte ihm die Hand hin. „Bitte, besuchen Sie mich in meinem Hause."

Sie sprach noch einige Worte über Prinzessin Marja und deren verstorbenen Vater, den Frau Malwinzewa offenbar nicht hatte leiden können, erkundigte sich, was Nikolai von dem Fürsten Andrei wisse, der sich augenscheinlich gleichfalls nicht ihrer Gunst erfreute, und darauf entließ ihn die würdige Dame, indem sie ihn noch einmal zu einem Besuche einlud.

Nikolai sagte zu und errötete wieder, als er ihr seine Schlußverbeugung machte. Bei der Erwähnung der Prinzessin Marja hatte Rostow ein ihm selbst unverständliches Gefühl der Verlegenheit, ja der Angst empfunden.

Als er von Frau Malwinzewa zurückgetreten war, wollte er wieder zum Tanze zurückkehren; aber die kleine Frau Gouverneur legte ihr rundliches Händchen auf seinen Ärmel, sagte, sie müsse ein paar Worte mit ihm sprechen, und führte ihn in das

Sofazimmer, das die darin Anwesenden sofort verließen, um die Frau Gouverneur nicht zu stören.

„Weißt du, mein Lieber," sagte die Frau Gouverneur mit einem ernsten Ausdruck in ihrem kleinen, gutmütigen Gesichte, „das wäre eine passende Partie für dich. Ist es dir recht, daß ich für dich werbe?"

„Wen meinen Sie denn, liebe Tante?" fragte Nikolai.

„Die Prinzessin Marja meine ich. Katerina Petrowna sagt allerdings, du solltest Lilli nehmen; aber das ist meines Erachtens nicht das Richtige. Die Prinzessin. Ist es dir recht? Ich bin überzeugt, deine Mama wird es mir Dank wissen. Wahrhaftig, was ist das für ein entzückendes Mädchen! Und sie ist gar nicht so häßlich."

„Durchaus nicht," erwiderte Nikolai, wie wenn er sich beleidigt fühlte. „Ich, liebe Tante, mache es, wie es sich für einen Soldaten schickt: lange bitten tue ich um nichts, und was ich kriegen kann, nehme ich," sagte er, ehe er noch recht überlegt hatte, was er sprach.

„Also verstehe wohl: es ist kein Scherz."

„Gewiß nicht, gewiß nicht."

„Ja, ja," sagte die Frau Gouverneur vor sich hin. „Und noch eins, mein Lieber, unter uns. Du bist zu sehr um die andere herum, um die Blonde. Ihr Mann ist schon ganz verdrießlich, kannst du glauben ..."

„Aber nein doch, ich bin ja mit ihm gut Freund," erwiderte Nikolai in der Einfalt seines Herzens. Er konnte sich gar nicht denken, daß etwas, was für ihn selbst ein so vergnüglicher Zeitvertreib war, einem andern mißfallen könne.

Beim Abendessen jedoch fiel ihm plötzlich ein: „Was habe ich aber da zu der Frau Gouverneur für eine Dummheit gesagt! Sie wird wirklich die Werbung ins Werk setzen, und Sonja? ..."

Und als er sich am Schlusse bei der Frau Gouverneur empfahl und diese lächelnd noch einmal zu ihm sagte: „Also, vergiß es nicht!" da führte er sie beiseite.

„Hören Sie... um Ihnen die Wahrheit zu sagen, liebe Tante..."

„Was gibt es denn, was gibt es denn, lieber Freund? Komm, wir wollen uns da hinsetzen."

Nikolai empfand plötzlich den Wunsch und das Bedürfnis, alle seine intimsten Gedanken, Gedanken, die er weder seiner Mutter, noch seiner Schwester, noch einem Freunde mitgeteilt haben würde, dieser ihm fast fremden Frau auszusprechen. Wenn Nikolai sich in späterer Zeit an diesen Anfall unmotivierter, unerklärlicher Offenherzigkeit erinnerte, so kam es ihm vor (wie einem das immer so vorkommt), als hätte ihn da nur so eine dumme Laune angewandelt, und doch hatte dieser Anfall von Offenherzigkeit, im Verein mit anderen, kleinen Ereignissen, für ihn und für seine ganze Familie die bedeutsamsten Folgen.

„Sehen Sie, liebe Tante, Mama hatte schon lange den Wunsch, ich möchte ein reiches Mädchen heiraten; aber mir widersteht schon dieser bloße Gedanke: eine Geldheirat."

„Jawohl, das kann ich verstehen," sagte die Frau Gouverneur.

„Aber freilich, die Prinzessin Bolkonskaja, das ist eine andere Sache. Erstens (ich will Ihnen die Wahrheit sagen) gefällt sie mir sehr; sie ist so recht nach meinem Herzen; und dann, nachdem ich ihr in solcher Lage, in so sonderbarer Weise begegnet war, da kam mir oft der Gedanke: das ist höhere Fügung. Bedenken Sie nur: Mama hatte schon längst gerade hieran gedacht; aber es hatte sich früher nie so getroffen, daß ich mit ihr zusammengekommen wäre; wie das ja oft so geht: wir trafen uns eben nicht. Und solange meine Schwester Natascha mit ihrem Bruder verlobt war, da konnte ich ja natürlich nicht daran denken,

sie zu heiraten. Und nun mußte ich ihr gerade zu der Zeit begegnen, wo Nataschas Verlobung aufgelöst war; ja, und seitdem habe ich immer ... Ja, also das ist es. Ich habe mit niemand davon gesprochen und werde es auch nie tun; Sie sind der einzige Mensch, dem ich es sage."

Die Frau Gouverneur drückte ihm dankbar den Arm.

„Aber kennen Sie meine Cousine Sonja? Ich liebe sie; ich habe ihr versprochen, sie zu heiraten, und werde sie heiraten ... Also sehen Sie, daß von jener andern Sache nicht die Rede sein kann," sagte Nikolai stockend und errötend.

„Mein Lieber, mein Lieber, was sind das für Gedanken! Sonja hat ja doch nichts, und du hast selbst gesagt, daß die Vermögensverhältnisse deines Vaters in üblem Zustande sind. Und deine Mama? Das würde ihr Tod sein. Das ist das eine; und zweitens Sonja selbst: wenn sie wirklich ein Mädchen ist, das ein gutes Herz hat, was würde denn das für sie für ein Leben sein? Die Mutter in Verzweiflung, die materielle Lage hoffnungslos ... Nein, mein Lieber, das müßt ihr beide einsehen, du und Sonja."

Nikolai schwieg. Er hörte diese Gründe nicht ungern.

„Aber trotz alledem kann nichts daraus werden, liebe Tante," sagte er nach kurzem Stillschweigen mit einem Seufzer. „Und ob auch die Prinzessin mich nehmen wird? Sie hat ja jetzt auch Trauer. Da ist wohl nicht daran zu denken!"

„Aber meinst du denn, daß ich deine Heirat für die allernächste Zeit in Aussicht genommen habe? Es muß alles seine Art haben," sagte die Frau Gouverneur.

„Was sind Sie für eine eifrige Ehestifterin, liebe Tante," sagte Nikolai und küßte ihr das rundliche Händchen.

VI

Als Prinzessin Marja nach ihrer Begegnung mit Rostow nach Moskau gekommen war, hatte sie dort ihren Neffen mit seinem Erzieher und einen Brief vom Fürsten Andrei vorgefunden, der ihnen empfahl, nach Woronesch zur Tante Malwinzewa zu ziehen. Die Sorgen wegen des Umzuges, die Unruhe über den Bruder, die Gestaltung ihres Lebens in dem neuen Wohnsitze, die neuen Gesichter, die sie um sich sah, die Erziehung ihres Neffen, alles dies übertäubte in der Seele der Prinzessin Marja jenes ihr als Versuchung erscheinende Gefühl, von dem sie während der Krankheit ihres Vaters und nach dessen Tode und ganz besonders nach der Begegnung mit Rostow gepeinigt worden war. Sie war traurig: der Schmerz, den der Verlust ihres Vaters in ihrer Seele hervorgerufen hatte und zu dem sich noch der Kummer über das Unglück Rußlands gesellte, machte sich jetzt, wo sie seitdem einen Monat in ruhigen Lebensverhältnissen verbracht hatte, immer stärker bei ihr fühlbar. Sie war in Angst: der Gedanke an die Gefahren, denen ihr Bruder ausgesetzt war, der einzige ihr nahe stehende Mensch, der ihr noch geblieben war, quälte sie beständig. Sie sorgte und mühte sich mit der Erziehung ihres Neffen, für die es ihr nach ihrer sich stets erneuernden Überzeugung an der nötigen Befähigung mangelte. Aber im tiefsten Grunde ihres Herzens hatte sie doch ein Gefühl des Friedens mit sich selbst, ein Gefühl, das aus dem Bewußtsein entsprang, daß sie jene persönlichen, mit Rostows Erscheinen verknüpften Träumereien und Hoffnungen erstickt hatte, die sich in ihrem Innern hatten erheben wollen.

Am Tage nach ihrer Abendgesellschaft machte die Frau Gouverneur bei Frau Malwinzewa einen Besuch und besprach ihre Pläne mit der Tante, indem sie hinzufügte, an eine formelle

Verlobung sei ja zwar unter den jetzigen Verhältnissen nicht zu denken; immerhin könne man jedoch die jungen Leute zusammenführen und ihnen Gelegenheit geben, einander näher kennen zu lernen. Und als sie die Zustimmung der Tante erlangt hatte, brachte sie in Gegenwart der Prinzessin Marja das Gespräch auf Rostow, lobte ihn und erzählte, wie er bei Erwähnung der Prinzessin ganz rot geworden sei. Prinzessin Marja hatte hierbei nicht sowohl eine freudige als vielmehr eine schmerzliche Empfindung: mit ihrem inneren Frieden war es aus, und wieder regten sich Wünsche, Zweifel, Selbstvorwürfe und Hoffnungen.

In den zwei Tagen, die von dieser Mitteilung bis zu Rostows Besuche vergingen, dachte Prinzessin Marja unaufhörlich darüber nach, wie sie sich Rostow gegenüber verhalten solle. Bald entschied sie sich dafür, wenn er der Tante seinen Besuch machen würde, nicht in den Salon zu gehen, weil es bei ihrer tiefen Trauer für sie nicht passend sei, Besuch zu empfangen; bald wieder dachte sie, dies könnte doch nach allem, was er für sie getan hatte, unartig erscheinen. Dann kam ihr der Gedanke, ihre Tante und die Frau Gouverneur hätten wohl gewisse Absichten in bezug auf sie und Rostow, wie ihr denn die Blicke und Worte der beiden Damen mitunter diese Vermutung zu bestätigen schienen; und dann wieder meinte sie, daß nur sie in ihrer Schlechtigkeit so etwas von den beiden denken könne: sie müßten sich ja notwendig sagen, daß in ihrer Lage, wo sie die Trauerpleureusen noch nicht abgelegt habe, eine solche Werbung sowohl für sie als auch für das Andenken ihres Vaters beleidigend sei. Indem sie den Fall setzte, daß sie zu ihm in den Salon gehen werde, überlegte sie die Worte, die er ihr und sie ihm sagen werde; und bald erschienen ihr diese Worte zu kalt im Hinblick auf ihr beiderseitiges Verhältnis, bald gar zu vielsagend. Eines aber

fürchtete sie bei dem Wiedersehen am allermeisten: nämlich daß sie, sobald sie ihn erblicken würde, verlegen werden und dadurch ihre Gefühle verraten werde.

Aber als am Sonntag nach der Messe der Diener im Salon meldete, Graf Rostow sei gekommen, war der Prinzessin keine Verlegenheit anzumerken; nur eine leichte Röte trat auf ihre Wangen, und ihre Augen leuchteten in einem neuen, hellen Glanze.

„Sie haben ihn schon gesehen, liebe Tante?" fragte Prinzessin Marja in ruhigem Tone und wußte selbst nicht, wie sie es fertigbrachte, äußerlich so ruhig und ungezwungen zu sein.

Als Rostow ins Zimmer trat, senkte die Prinzessin für einen Augenblick den Kopf, als wollte sie dem Gaste Zeit lassen, die Tante zu begrüßen; dann hob sie gerade in dem Augenblicke, als Rostow sich zu ihr wandte, den Kopf wieder in die Höhe und begegnete mit leuchtenden Augen seinem Blicke. Mit einer ebenso würdevollen wie anmutigen Bewegung erhob sie sich freudig lächelnd ein wenig von ihrem Platze, streckte ihm ihre schmale, zarte Hand entgegen und sagte einige Worte mit einer Stimme, in der zum ersten Male neue, frauenhafte, aus dem Innern kommende Töne erklangen. Mademoiselle Bourienne, die im Salon anwesend war, sah die Prinzessin Marja mit verständnislosem Staunen an. Obwohl sie die geschickteste Kokette war, hätte selbst sie bei der Begegnung mit einem Manne, dem sie hätte gefallen wollen, nicht besser manövrieren können.

„Entweder steht Schwarz ihr besonders gut, oder sie ist wirklich, ohne daß ich es bemerkt habe, soviel hübscher geworden. Und was die Hauptsache ist: dieser Takt und diese Anmut," dachte Mademoiselle Bourienne.

Wäre Prinzessin Marja in diesem Augenblicke imstande gewesen zu denken, so hätte sie sich noch mehr als Mademoiselle

Bourienne über die Veränderung gewundert, die mit ihr vorgegangen war.

In dem Augenblicke, wo sie dieses angenehme, geliebte Gesicht wieder erblickt hatte, war eine Art von neuer Lebenskraft in ihr erwachsen und trieb sie, ohne daß ihr eigener Wille dabei in Frage gekommen wäre, zu reden und zu handeln. Ihr Gesicht war von dem Moment an, wo Rostow eingetreten war, auf einmal wie verwandelt. Wie an den gravierten, buntbemalten Seitenflächen einer Laterne die komplizierte, feine, kunstvolle Arbeit, die vorher grob, dunkel und sinnlos erschien, plötzlich in ungeahnter, überraschender Schönheit sichtbar wird, sobald man innen das Licht anzündet: so verwandelte sich auf einmal das Gesicht der Prinzessin Marja. Zum erstenmal machte sich all jene rein geistige, innerliche Arbeit, mit der sie bisher ihr Leben ausgefüllt hatte, nach außen hin bemerkbar. All ihre innerliche, sich selbst nie genügende Arbeit, ihre Leiden, ihr Streben nach dem Guten, ihre Demut, ihre Liebe, ihre Selbstaufopferung, alles dies leuchtete jetzt in diesen glänzenden Augen, in diesem leisen Lächeln, in jedem Zuge ihres zarten Gesichtes.

Rostow sah alles dies mit solcher Klarheit und Deutlichkeit, als ob er ihr ganzes Leben kennte. Er fühlte, daß das Wesen, das er da vor sich sah, ein ganz andersartiges, besseres war als alle die, denen er bisher begegnet war, und vor allen Dingen besser als er selbst.

Das Gespräch hatte den einfachsten, unbedeutendsten Inhalt. Sie redeten vom Kriege, wobei sie unwillkürlich, wie alle Leute, ihren Kummer über dieses Ereignis übertrieben; sie redeten von ihrer letzten Begegnung (jedoch suchte Nikolai hier das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen); sie redeten von der guten Frau Gouverneur, von Nikolais Angehörigen und von den Angehörigen der Prinzessin Marja.

Prinzessin Marja sprach nicht von ihrem Bruder und lenkte das Gespräch auf eine andere Bahn, sooft die Tante von Andrei zu reden begann. Über das Unglück Rußlands konnte sie offenbar in gekünstelten Wendungen reden; aber ihr Bruder stand ihrem Herzen zu nahe, als daß sie in einem oberflächlichen Gespräche von ihm hätte reden mögen oder reden können. Nikolai bemerkte dies, wie er denn überhaupt mit einer ihm sonst nicht innewohnenden scharfsinnigen Beobachtungsgabe all die feinen Charakterzüge der Prinzessin Marja bemerkte; und durch die Wahrnehmung dieser Charakterzüge wurde er in seiner Überzeugung, daß sie ein ganz besonderes, außerordentliches Wesen sei, nur noch mehr bestärkt. Es ging ihm ganz ebenso wie der Prinzessin Marja: wenn jemand zu ihm von Prinzessin Marja sprach, und sogar wenn er nur an sie dachte, wurde er rot und verlegen; aber in ihrer Gegenwart fühlte er sich vollkommen frei und redete dann ganz und gar nicht das, was er sich vorher zurechtgelegt hatte, sondern das, was ihm im Augenblicke, und immer durchaus passend, in den Sinn kam.

Bei diesem seinem kurzen Besuche nahm Nikolai, wie man das so zu machen pflegt, wo Kinder sind, in einem Augenblicke des Stillschweigens seine Zuflucht zu dem kleinen Sohne des Fürsten Andrei; er liebkoste ihn und fragte ihn, ob er Husar werden wolle. Er nahm den Knaben auf den Arm, schwenkte ihn lustig umher und blickte dabei Prinzessin Marja an. Diese verfolgte mit gerührtem, glücklichem, ängstlichem Blicke ihren geliebten Knaben in den Händen des geliebten Mannes. Auch diesen Blick bemerkte Nikolai, und wie wenn er dessen Bedeutung verstände, errötete er vor Vergnügen und küßte den Kleinen gutherzig und fröhlich.

Prinzessin Marja machte wegen ihrer Trauer keine Besuche, Nikolai aber hielt es nicht für passend, bei ihr und ihrer Tante häufiger zu erscheinen; aber die Frau Gouverneur setzte ihre

Tätigkeit als Vermittlerin dennoch fort: sie machte Nikolai Mitteilung, wenn Prinzessin Marja etwas Schmeichelhaftes über ihn gesagt hatte, und umgekehrt, und drängte schließlich darauf, Nikolai möchte sich der Prinzessin erklären. Zum Zwecke dieser Erklärung veranstaltete sie ein Zusammentreffen der beiden jungen Leute beim Bischofe vor der Messe.

Rostow sagte der Frau Gouverneur zwar, er werde der Prinzessin Marja keine Erklärung machen, versprach aber doch, hinzukommen.

Wie Rostow in Tilsit sich nicht erlaubt hatte, daran zu zweifeln, daß das, was von allen als gut betrachtet wurde, auch wirklich gut war, so machte er es auch jetzt: nach einem kurzen, aber ernstgemeinten Kampfe mit sich selbst, ob er sein Leben nach seinem eigenen Urteil einrichten oder sich den Verhältnissen fügsam unterwerfen solle, wählte er das letztere und überließ sich jener Macht, von der er sich unwiderstehlich fortgezogen fühlte, ohne zu wissen wohin. Er wußte: wenn er der Prinzessin Marja seine Gefühle entdeckte, trotzdem er Sonja ein Versprechen gegeben hatte, so war das eine Handlungsweise, wie er sie als Gemeinheit zu bezeichnen pflegte; und er wußte, daß er eine Gemeinheit nie begehen werde. Aber er wußte auch (oder wenn er es nicht wußte, so fühlte er es wenigstens in tiefster Seele), daß, wenn er sich jetzt der Macht der Verhältnisse und der Menschen, die ihn leiteten, überließ, er damit nichts Schlechtes tat, wohl aber etwas höchst Bedeutungsvolles, etwas so Bedeutungsvolles, wie er es noch nie in seinem Leben getan hatte.

Nach seiner Wiederbegegnung mit Prinzessin Marja war zwar seine äußere Lebensweise dieselbe geblieben, aber alles, was ihm früher Vergnügen gemacht hatte, hatte nun für ihn seinen Reiz verloren, und er dachte häufig an Prinzessin Marja; aber nie dachte er an sie in derselben Weise, wie er an alle anderen jungen

Damen, mit denen er im gesellschaftlichen Verkehr bekannt geworden war, ohne Ausnahme gedacht hatte, auch nicht in der Weise, wie er es lange Zeit, und in einer gewissen Periode mit schwärmerischem Entzücken, in bezug auf Sonja getan hatte. Eine jede dieser jungen Damen hatte er, wenn er an sie dachte, sich als seine künftige Frau vorgestellt, wie das ja fast jeder ehrenhafte junge Mann tut, und hatte ihr in seinen Gedanken gleichsam alle Stücke des Ehelebens anprobiert: das weiße Morgenkleid, die Frau beim Samowar, den Wagen der gnädigen Frau, die Kinderchen, Mama und Papa, das Verhältnis der Kinder zu ihr usw. usw., und dieses Ausmalen der Zukunft hatte ihm Vergnügen gemacht; aber wenn er an Prinzessin Marja dachte, die man zu seiner Frau machen wollte, so konnte er sich in keiner Hinsicht eine Vorstellung von seinem künftigen Eheleben machen. Und mochte er es noch so sehr versuchen, so kam doch stets ein unharmonisches, unnatürliches Bild heraus. Es wurde ihm dabei nur bange ums Herz.

VII

Die schreckliche Kunde von der Schlacht bei Borodino, von unseren Verlusten an Toten und Verwundeten, und die noch schrecklichere Kunde von dem Verluste Moskaus gelangten nach Woronesch Mitte September. Prinzessin Marja, die von der Verwundung ihres Bruders nur aus den Zeitungen wußte und keine bestimmten Nachrichten über ihn hatte, beabsichtigte, wie Nikolai hörte (selbst hatte er sie nicht gesehen), wegzureisen und den Fürsten Andrei zu suchen.

Bei der Nachricht von der Schlacht bei Borodino und der Preisgabe Moskaus wurde Rostow nicht etwa von Verzweiflung, Ingrimm, Rachlust und ähnlichen Gefühlen ergriffen, wohl aber

wurde ihm auf einmal alles in Woronesch langweilig und widerwärtig, und er fühlte sich bedrückt und unbehaglich. Alle Gespräche, die er zu hören bekam, schienen ihm verstellt; er wußte nicht, welche Anschauung er über alles Vorgegangene haben solle, und fühlte, daß erst beim Regimente ihm alles wieder klar werden würde. Er beschleunigte den Abschluß der Pferdeankäufe und geriet seinem Burschen und dem Wachtmeister gegenüber oft in Zorn, ohne daß diese ihm dazu Veranlassung gegeben hätten.

Einige Tage vor Rostows Abreise sollte im Dom ein Dankgottesdienst anläßlich des von den russischen Truppen errungenen Sieges abgehalten werden, und auch Nikolai nahm an dieser Feierlichkeit teil. Er stand nicht weit hinter dem Gouverneur und beobachtete während des Gottesdienstes eine gemessene, dienstliche Haltung, dachte aber an die verschiedenartigsten Dinge. Als die kirchliche Handlung beendet war, rief die Frau Gouverneur ihn zu sich heran.

„Hast du die Prinzessin gesehen?“ sagte sie und wies mit dem Kopfe auf eine Dame in Schwarz, die an der Chorestrade stand.

Nikolai erkannte Prinzessin Marja sofort, nicht sowohl an ihrem Profil, von dem unter dem Hute ein Teil sichtbar war, als an dem Gefühl von zarter Rücksicht, banger Teilnahme und herzlichem Mitleide, das ihn sogleich überkam. Prinzessin Marja, augenscheinlich ganz in ihre Gedanken versunken, war gerade dabei, vor dem Verlassen der Kirche die letzten Bekreuzungen auszuführen.

Erstaunt betrachtete Nikolai ihr Gesicht. Es war dasselbe Gesicht, das er früher gesehen hatte, und es zeigte denselben allgemeinen Ausdruck feinsinniger, innerlicher, geistiger Arbeit; aber jetzt lag darauf eine ganz andere Beleuchtung. Ein rührender Ausdruck von Trauer, Andacht und Hoffnung war über dieses

Gesicht gebreitet. Wie Nikolai es auch sonst in ihrer Gegenwart zu machen pflegte, folgte er seiner Eingebung: ohne abzuwarten, ob die Frau Gouverneur ihm raten würde, zu ihr hinzugehen, und ohne sich selbst zu fragen, ob es gut und passend sei, wenn er sie hier in der Kirche anrede, trat er an sie heran und sagte, er habe von ihrem Kummer gehört und nehme von ganzer Seele an ihm teil. Kaum hatte sie seine Stimme vernommen, als plötzlich eine helle Röte ihr Gesicht überzog, auf dem sich nun gleichzeitig Trauer und Freude malte.

„Ich wollte Ihnen nur eines sagen, Prinzessin," sagte Rostow, „nämlich daß, wenn Fürst Andrei nicht mehr am Leben wäre, dies sicher sofort in den Zeitungen gestanden hätte, da er ja Regimentskommandeur ist."

Die Prinzessin sah ihn an, ohne seine Worte zu verstehen, aber erfreut über den Ausdruck mitleidsvoller Teilnahme, der auf seinem Gesichte lag.

„Und ich kenne so viele Beispiele davon, daß eine von einem Granatsplitter herrührende Wunde" (diese Art der Verwundung war in den Zeitungen angegeben worden) „entweder sofort tödlich oder im Gegenteil sehr leicht ist," sagte Nikolai. „Man muß hoffen, daß der günstige Fall vorliegt, und ich bin überzeugt ..."

Prinzessin Marja unterbrach ihn:

„Oh, das wäre ja auch furcht ..." begann sie, konnte aber vor Aufregung nicht zu Ende sprechen; mit einer anmutigen Bewegung (anmutig wie alles, was sie in seiner Anwesenheit tat) neigte sie den Kopf, blickte ihn dankbar an und ging ihrer Tante nach.

Am Abende dieses Tages ging Nikolai nicht in Gesellschaft, sondern blieb zu Hause, um einige Abrechnungen mit Pferdeverkäufern zum Abschluß zu bringen. Als er mit diesen geschäft-

lichen Angelegenheiten fertig war, war es schon zu spät, um noch irgendwohin zu gehen, und noch zu früh, um sich schlafen zu legen, und so ging denn Nikolai lange allein in seinem Zimmer auf und ab und überdachte sein Leben, was bei ihm nur selten vorkam.

Prinzessin Marja hatte ihm bei Smolensk einen angenehmen Eindruck gemacht. Daß er sie damals in so eigenartiger Lage gefunden hatte und daß er gerade auf sie früher einmal von seiner Mutter als auf eine reiche Partie hingewiesen worden war, diese beiden Umstände hatten ihn veranlaßt, ihr besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Woronesch war dieser Eindruck während seines Aufenthaltes nicht nur ein angenehmer, sondern auch ein sehr starker gewesen. Nikolai war überrascht gewesen von jener eigenartigen seelischen Schönheit, die er diesesmal an ihr wahrnahm. Indessen hatte er doch Anstalten getroffen, um abzureisen, und es war ihm nicht in den Sinn gekommen, es zu bedauern, daß er durch die Abreise aus Woronesch der Möglichkeit, die Prinzessin zu sehen, verlustig ging. Aber das heutige Zusammentreffen mit Prinzessin Marja in der Kirche hatte (das fühlte Nikolai) sein Herz doch tiefer ergriffen, als er es für möglich gehalten hätte, und tiefer, als er es um seiner Ruhe willen hätte wünschen mögen. Dieses blasse, feine, traurige Gesicht, dieser leuchtende Blick, diese ruhigen, anmutigen Bewegungen und ganz besonders die tiefe, rührende Trauer, die in allen ihren Zügen zum Ausdruck kam, dies alles versetzte ihn in seelische Erregung und erweckte seine Teilnahme. Bei Männern konnte Rostow es nicht leiden, wenn das Gesicht auf ein höheres geistiges Leben schließen ließ (deshalb mochte er auch den Fürsten Andrei nicht gern); er nannte das geringschätzig Philosophie und Träumerei; aber Prinzessin Marja übte gerade in dieser Trauer, aus der die ganze Tiefe dieses ihm fremden Geistes-

lebens ersichtlich wurde, auf ihn eine unwiderstehliche Anziehung aus.

„Ein wunderbares Mädchen muß sie sein! Geradezu ein Engel!" sagte er zu sich selbst. „Warum bin ich nicht frei? Warum habe ich mich mit Sonja übereilt?" Und unwillkürlich verglich er in Gedanken beide miteinander: bei der einen ein Mangel und bei der andern ein Reichtum an den Geistesgaben, die er selbst nicht besaß und eben darum so hochschätzte. Er versuchte, sich vorzustellen, was geschehen würde, wenn er frei wäre. Auf welche Weise würde er ihr dann einen Antrag machen und sie seine Frau werden? Nein, er konnte sich das nicht vorstellen. Es wurde ihm bange ums Herz, und er konnte sich davon kein klares Bild machen. Von dem Leben mit Sonja zusammen hatte er sich schon längst ein Zukunftsbild entworfen, und alles war dabei einfach und klar, namentlich deswegen, weil er Sonjas ganzes Inneres kannte und sich danach alles in Gedanken zurechtgelegt hatte; aber ein künftiges Zusammenleben mit Prinzessin Marja vermochte er sich nicht vorzustellen, weil er sie nicht verstand, sondern sie nur liebte.

Die Zukunftsträumereien über Sonja hatten etwas Heiteres, es war wie ein Spiel mit Spielzeug. Aber an Prinzessin Marja zu denken, das war immer etwas Schweres, ja ein wenig bänglich.

„Wie sie betete!" dachte er, sich erinnernd. „Man sah, daß ihre ganze Seele mit dem Gebete beschäftigt war. Ja, das ist jenes Gebet, das Berge versetzt, und ich bin überzeugt, daß ihr Gebet Erhörung finden wird. Warum bete ich denn nicht um das, was ich wünsche?" fiel ihm ein. „Was wünsche ich denn? Die Freiheit, die Loslösung von Sonja. Ja, sie hat recht," dachte er in Erinnerung an das, was die Frau Gouverneur zu ihm gesagt hatte; „wenn ich sie heirate, so führt das nur zum Ruin. Zerrüttung der

Verhältnisse, Mamas Gram ... Ruin, furchtbarer Ruin. Und ich liebe sie auch nicht, liebe sie nicht so, wie es nötig wäre. Mein Gott! Rette mich aus dieser furchtbaren Lage, aus der ich keinen Ausweg sehe!" begann er auf einmal zu beten. „Ja, das Gebet versetzt Berge; aber man muß glauben und darf auch nicht so beten, wie wir, Natascha und ich, als Kinder beteten, der Schnee möchte zu Zucker werden, worauf wir dann auf den Hof liefen, um zu probieren, ob der Schnee auch wirklich zu Zucker geworden war. Nein, das war Torheit; aber jetzt bete ich nicht um Possen," sagte er, stellte die Pfeife in die Ecke und trat mit gefalteten Händen vor das Heiligenbild. Und durch die Erinnerung an Prinzessin Marja in Rührung versetzt, begann er so zu beten, wie er lange nicht gebetet hatte. Die Tränen traten ihm in die Kehle und in die Augen; da öffnete sich die Tür, und Lawrenti trat mit irgendwelchen Sachen aus Papier ein.

„Esel! Warum kommst du, wenn du nicht gerufen wirst!" sagte Nikolai und änderte schnell seine Haltung.

„Vom Gouverneur," sagte Lawrenti mit schläfriger Stimme. „Ein Kurier ist angekommen; da sind Briefe für Sie."

„Na, gut, danke; du kannst gehen!"

Nikolai nahm die beiden Briefe. Der eine war von seiner Mutter, der andere von Sonja. Er erkannte die Absenderinnen an der Handschrift und erbrach zuerst Sonjas Brief. Aber kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als sein Gesicht blaß wurde und seine Augen sich vor Schreck und Freude weit öffneten.

„Nein, es ist nicht möglich!" sprach er laut vor sich hin.

Unfähig, an einem Fleck still zu sitzen, begann er, mit dem Briefe in der Hand, im Zimmer auf und ab zu gehen und ihn dabei zu lesen. Er überflog den Brief mit den Augen, las ihn dann einmal und noch einmal und blieb, die Schultern in die Höhe ziehend und die Arme auseinander breitend, mitten im Zimmer

mit offenem Munde und starren Augen stehen. Um was er soeben gebetet hatte in der Überzeugung, daß Gott sein Gebet erhören werde, das war in Erfüllung gegangen; aber Nikolai war darüber so erstaunt, als ob dies etwas ganz Außerordentliches wäre, und als ob er es nie erwartet hätte, und als ob gerade die schnelle Erfüllung seines Wunsches ein Beweis dafür wäre, daß dies nicht von Gott herrühre, zu dem er gebetet hatte, sondern von einem gewöhnlichen Zufall.

Der Knoten, welcher Rostows Freiheit fesselte und ihm unlösbar erschienen war, der war durch diesen Brief Sonjas gelöst worden, durch diesen Brief, der nach Nikolais Ansicht durch keinen besonderen Anlaß hervorgerufen worden und in keiner Weise zu erwarten gewesen war. Sie schrieb, die letzten traurigen Ereignisse, namentlich daß Rostows in Moskau fast ihr gesamtes Vermögen verloren hätten, und der wiederholt ausgesprochene Wunsch der Gräfin, Nikolai möchte die Prinzessin Bolkonskaja heiraten, und sein langes Stillschweigen und sein kühles Benehmen in der letzten Zeit, dies alles zusammen habe sie zu dem Entschlusse gebracht, ihn von seinem Versprechen zu entbinden und ihm seine völlige Freiheit wiederzugeben.

„Es wäre mir ein gar zu schmerzlicher Gedanke," schrieb sie, „daß ich die Ursache des Kummers oder der Zwietracht in einer Familie sein sollte, von der ich so viele Wohltaten genossen habe, und meine Liebe kennt kein anderes Ziel, als zu dem Glücke der Menschen, die ich liebe, beizutragen. Darum bitte ich Sie inständig, Nikolai, sich für frei anzusehen und überzeugt zu sein, daß Sie trotz alledem niemand stärker und aufrichtiger lieben kann als Ihre Sonja."

Beide Briefe waren aus Troiza. Der andere Brief war von der Gräfin. Sie schilderte darin die letzten Tage in Moskau, die Abreise, die Feuersbrunst und den Verlust der ganzen Habe. In

diesem Briefe schrieb die Gräfin unter anderm auch, daß unter den Verwundeten, die mit ihnen gefahren seien, sich auch Fürst Andrei befinde. Sein Zustand sei sehr gefährlich gewesen; aber jetzt sage der Arzt, es sei etwas mehr Hoffnung. Sonja und Natascha seien seine Pflegerinnen und gäben darin keiner Krankenwärterin etwas nach.

Mit diesem Briefe begab sich Nikolai am andern Tage zu Prinzessin Marja. Weder Nikolai noch Prinzessin Marja sagten auch nur ein Wort darüber, welche Bedeutung wohl der Ausdruck „Natascha ist seine Pflegerin" haben könne; aber dank diesem Briefe war Nikolai der Prinzessin Marja auf einmal viel näher gerückt und gewissermaßen in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu ihr getreten.

Am andern Tage gab Rostow der Prinzessin Marja, die nach Jaroslawl reiste, eine Strecke weit das Geleit und reiste einige Tage darauf selbst zu seinem Regimente ab.

VIII

Sonjas Brief an Nikolai, der ihm die Erfüllung seines Gebetes brachte, war in Troiza geschrieben. Die Veranlassung dazu war folgende. Der Gedanke, daß Nikolai ein reiches Mädchen heiraten müsse, beschäftigte die alte Gräfin immer mehr und mehr. Sie wußte, daß Sonja das Haupthindernis für diesen Plan war. Und so war denn Sonjas Leben im Hause der Gräfin in der letzten Zeit, namentlich nach jenem Briefe Nikolais, in welchem er seine Begegnung mit Prinzessin Marja in Bogutscharowo geschildert hatte, immer schwerer und schwerer geworden. Die Gräfin ließ keine Gelegenheit unbenutzt, Anspielungen zu machen, die für Sonja kränkend und verletzend waren.

Aber einige Tage vor der Abreise aus Moskau hatte die Gräfin,

durch alles Vorgefallene aus dem seelischen Gleichgewichte gebracht und in Aufregung versetzt, Sonja zu sich gerufen und diesmal, statt ihr Vorwürfe zu machen und Forderungen zu stellen, sie unter Tränen gebeten, sie möchte doch ein Opfer bringen und alles, was für sie getan sei, dadurch vergelten, daß sie ihr Verhältnis zu Nikolai löse.

„Ich werde nicht eher Ruhe haben, ehe du mir das nicht versprochen hast," sagte sie.

Sonja brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus und antwortete unter strömenden Tränen, sie werde alles tun und sei zu allem bereit; aber ein bestimmtes Versprechen gab sie nicht und konnte sich in ihrem Herzen nicht entschließen, das zu tun, was von ihr verlangt wurde. Daß es ihre Pflicht war, Opfer zu bringen für das Glück der Familie, von der sie Unterhalt und Erziehung erhalten hatte, das wußte sie. Für das Glück anderer Menschen Opfer zu bringen, daran war Sonja gewöhnt. Ihre Stellung in diesem Hause war eine derartige, daß sie nur durch Opfer, die sie brachte, zeigen konnte, was an ihr Gutes war, und so hatte sie sich denn daran gewöhnt, Opfer zu bringen, und tat es gern. Aber bisher war sie stets, wenn sie Opfer brachte, sich mit freudiger Genugtuung bewußt gewesen, daß sie eben durch diese Handlungsweise ihren Wert in ihren eigenen Augen und in den Augen anderer Menschen erhöhte und Nikolais würdiger wurde, den sie über alles in der Welt liebte; jetzt jedoch sollte ihr Opfer gerade darin bestehen, daß sie auf das verzichtete, was für sie den ganzen Lohn der gebrachten Opfer, den gesamten Inhalt ihres Lebens bildete. Und zum erstenmal in ihrem Leben empfand sie ein bitteres Gefühl gegen diese Menschen, die ihr nur darum so viel Wohltaten erwiesen hatten, um sie nun um so grausamer zu peinigen; zum erstenmal empfand sie Neid gegen Natascha, die nie etwas Ähnliches durchzumachen hatte, nie Opfer zu bringen

brauchte, sondern immer nur andere Menschen um ihretwillen Opfer bringen ließ und doch von allen geliebt wurde. Und zum erstenmal fühlte Sonja, wie aus ihrer stillen, reinen Liebe zu Nikolai plötzlich eine leidenschaftliche Empfindung heranwuchs, eine Empfindung, welche mächtiger wurde als alle Grundsätze und alle Tugend und alle Religiosität; und unter der Einwirkung dieser Empfindung antwortete Sonja, die durch ihre abhängige Lebensstellung unwillkürlich sich ein verstecktes Wesen zu eigen gemacht hatte, der Gräfin in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken, ging in der nächsten Zeit Gesprächen mit ihr aus dem Wege und entschied sich dafür, ein Wiedersehen mit Nikolai abzuwarten, um ihn bei diesem Wiedersehen nicht etwa freizugeben, sondern ihn im Gegenteil für immer an sich zu ketten.

Die Sorgen und Schrecken der letzten Tage des Aufenthaltes der Familie Rostow in Moskau hatten in Sonjas Seele die traurigen Gedanken, die sie bedrückten, übertäubt. Sie hatte sich gefreut, daß sie sich durch praktische Tätigkeit vor ihnen retten konnte. Als sie aber von der Anwesenheit des Fürsten Andrei in ihrem Hause erfuhr, da überkam sie trotz alles aufrichtigen Mitleides, das sie für ihn und für Natascha empfand, doch ein freudiges Gefühl bei dem abergläubischen Gedanken, Gott wolle nicht, daß sie von Nikolai getrennt werde. Sie wußte, daß Natascha nur den Fürsten Andrei geliebt hatte und ihn noch immer liebte. Sie wußte, daß diese beiden jetzt, wo das Schicksal sie unter so furchtbaren Verhältnissen wieder zusammengeführt hatte, einander wieder von neuem liebgewinnen würden, und daß dann Nikolai die Prinzessin Marja wegen der Verwandtschaft, die dann zwischen ihnen bestehen werde, nicht werde heiraten können. Trotz alles Schreckens über die Ereignisse der letzten Tage in Moskau und der ersten Reisetage machte dieses

Gefühl, dieses Bewußtsein, daß die Vorsehung in ihre persönlichen Angelegenheiten eingriff, Sonja froh und heiter.

Im Troiza-Kloster machten Rostows auf ihrer Reise den ersten Rasttag.

In dem Hospiz des Klosters waren ihnen drei große Zimmer angewiesen, von denen eines Fürst Andrei innehatte. Es ging dem Verwundeten an diesem Tage bedeutend besser. Natascha saß bei ihm. In dem anstoßenden Zimmer saßen der Graf und die Gräfin und unterhielten sich respektvoll mit dem Prior, der ihnen als seinen alten Bekannten und als freigebigen Gönnern des Klosters einen Besuch machte. Auch Sonja saß in diesem Zimmer, und es quälte sie die Neugier, was wohl Fürst Andrei und Natascha miteinander reden mochten. Sie hörte durch die Tür ihre Stimmen. Da öffnete sich die Tür zu dem Zimmer des Fürsten Andrei. Natascha kam mit erregter Miene von dort herein; ohne den Mönch zu bemerken, der sich zu ihrer Begrüßung erhob und den weiten Ärmel an seinem rechten Arm zurückschlug, um ihr den Segen zu erteilen, trat sie auf Sonja zu und ergriff sie bei der Hand.

„Was hast du, Natascha? Komm her," sagte die Gräfin.

Natascha trat herzu, um den Segen zu empfangen, und der Prior ermahnte sie, sich im Gebet um Hilfe an Gott und den Schutzheiligen des Klosters zu wenden.

Sowie der Prior hinausgegangen war, faßte Natascha ihre Freundin bei der Hand und ging mit ihr in das leere Zimmer.

„Sonja, ja? Wird er am Leben bleiben?" sagte sie. „Sonja, wie glücklich ich bin! Und wie unglücklich ich bin! Sonja, mein Täubchen, es ist alles wieder wie ehemals. Wenn er nur am Leben bliebe! Aber er kann nicht am Leben bleiben ... weil ... weil ..." Natascha brach in Tränen aus.

„Ja, ja, das habe ich gewußt! Gott sei Dank!" rief Sonja. „Er wird am Leben bleiben!"

Sonja war in nicht geringerer Aufregung als Natascha, sowohl wegen der Angst und des Kummers der Freundin als auch wegen ihrer eigenen Gedanken, die sie zu niemandem aussprach. Sie schluchzte und küßte Natascha und redete ihr tröstend zu. „Wenn er nur am Leben bliebe!" dachte sie. Nachdem die beiden Freundinnen eine Weile geweint, miteinander geredet und sich die Tränen abgewischt hatten, gingen sie an die Tür des Fürsten Andrei. Natascha öffnete behutsam die Tür und sah ins Zimmer hinein. Sonja stand neben ihr bei der halbgeöffneten Tür.

Fürst Andrei lag mit hochgerichtetem Oberkörper auf drei Kissen. Sein blasses Gesicht war ruhig, die Augen geschlossen, und man sah, wie er gleichmäßig atmete.

„Ach, Natascha!" sagte Sonja auf einmal, kaum einen Schrei unterdrückend, ergriff ihre Cousine bei der Hand und trat von der Tür zurück.

„Was ist? Was ist?" fragte Natascha.

„Das ist ganz das ... ganz das ... sieh nur ..." sagte Sonja mit blassem Gesichte und zitternden Lippen.

Natascha machte leise die Tür wieder zu und trat mit Sonja an das Fenster. Sie verstand noch nicht, was diese meinte.

„Erinnerst du dich wohl," sagte Sonja mit tiefernster, ängstlicher Miene, „erinnerst du dich wohl, wie ich für dich in den Spiegel sah ... in Otradnoje, in den Weihnachtstagen ... erinnerst du dich noch, was ich da sah? ..."

„Ja, ja," erwiderte Natascha mit weitgeöffneten Augen; sie erinnerte sich dunkel, daß Sonja damals etwas vom Fürsten Andrei gesagt hatte, den sie hatte daliegen sehen.

„Erinnerst du dich?" fuhr Sonja fort. „Ich habe es damals gesehen und zu allen gesagt, zu dir und zu Dunjascha. Ich sah, wie er

auf einem Bette lag," sagte sie und machte bei jeder Einzelheit eine Armbewegung mit aufgehobenem Finger, „und wie er die Augen geschlossen hielt, und wie er mit einer Decke, gerade mit einer rosa Decke, zugedeckt war, und wie er die Hände gefaltet hatte." Und in dem Maße, wie sie die von ihr jetzt eben gesehenen Einzelheiten beschrieb, wurde sie immer fester in der Überzeugung, daß sie diese selben Einzelheiten auch damals gesehen habe.

In Wirklichkeit hatte sie damals überhaupt nichts gesehen, sondern von dem, was ihr in den Sinn kam, erzählt, daß sie es gesehen habe; aber das, was sie sich damals ausgedacht hatte, erschien ihr jetzt als ebenso tatsächlich wie jedes andere Ereignis, an das sie sich erinnerte. Und nicht etwa, daß sie sich nur an das erinnert hätte, was sie damals gesagt hatte, nämlich daß er sich nach ihr umgesehen und gelächelt habe und mit etwas Rotem zugedeckt gewesen sei; vielmehr war sie fest überzeugt, daß sie schon damals gesehen und gesagt habe, er habe unter einer rosa Decke, gerade unter einer rosa Decke, gelegen, und seine Augen seien geschlossen gewesen.

„Ja, ja, gerade eine rosa Decke war es," sagte Natascha, die sich jetzt gleichfalls zu erinnern glaubte, daß damals eine rosa Decke erwähnt worden war, und erblickte gerade darin ein besonders auffälliges, geheimnisvolles Moment der Prophezeiung.

„Aber was mag das denn zu bedeuten haben?" sagte Natascha nachdenklich.

„Ach, ich weiß es nicht; wie seltsam und außerordentlich das alles doch ist!" sagte Sonja und griff sich an den Kopf.

Einige Minuten darauf klingelte Fürst Andrei, und Natascha ging zu ihm hinein; Sonja aber, die eine Erregung und Rührung empfand, wie sie bei ihr nur selten vorkam, blieb am Fenster stehen und dachte über die Seltsamkeit dieser Vorgänge nach.

★

An diesem Tage bot sich eine Gelegenheit, Briefe zur Armee zu schicken, und die Gräfin schrieb an ihren Sohn.

„Sonja," sagte die Gräfin und hob den Kopf von ihrem Briefe auf, als ihre Nichte an ihr vorbeiging. „Sonja," fuhr sie mit leiser, zitternder Stimme fort, „willst du nicht an Nikolai schreiben?"

Und in dem Blicke ihrer müden, durch die Brille schauenden Augen las Sonja alles, was die Gräfin mit diesen Worten meinte. Es lag in diesem Blicke eine flehende Bitte, und Furcht vor einer abschlägigen Antwort, und ein Gefühl der Scham darüber, daß sie bitten mußte, und die Absicht, im Falle der Weigerung zu einem unversöhnlichen Hasse überzugehen.

Sonja trat zur Gräfin hin, kniete vor ihr nieder und küßte ihr die Hand.

„Ja, ich werde an ihn schreiben, Mama," sagte sie.

Sonja war durch alles an diesem Tage Geschehene weich gestimmt, erregt und gerührt, namentlich durch die geheimnisvolle Erfüllung des Spiegelorakels, die sie soeben mit Augen gesehen hatte. Jetzt, wo sie wußte, daß infolge der Erneuerung des Verhältnisses zwischen Natascha und dem Fürsten Andrei Nikolai die Prinzessin Marja nicht heiraten konnte, fühlte sie mit Freude, daß jene Stimmung der Selbstaufopferung, die ihr eine liebe Gewohnheit war, wieder von ihrer Seele Besitz ergriff. Und mit Tränen in den Augen und mit dem freudigen Bewußtsein, daß sie eine Handlung des Edelmutes ausführe, schrieb sie, einige Male von Tränen unterbrochen, die ihre samtenen, schwarzen Augen wie mit einem Nebel überzogen, jenen rührenden Brief, bei dessen Empfang Nikolai so überrascht gewesen war.

IX

Auf der Hauptwache, wohin Pierre gebracht worden war, behandelten ihn der Offizier und die Soldaten, die ihn arretiert hatten, feindselig, aber zugleich mit einem gewissen Respekt. Man konnte aus ihrem Benehmen gegen ihn noch ihre Ungewißheit darüber herausmerken, was er wohl für einer sein möchte, ob vielleicht eine hochgestellte Persönlichkeit, sowie eine Feindseligkeit infolge ihres noch frischen persönlichen Kampfes mit ihm.

Aber als am Morgen des nächsten Tages die Ablösung kam, da merkte Pierre, daß er für die neue Wachmannschaft, den Offizier und die Soldaten, nicht mehr die Bedeutung besaß, die er für diejenigen besessen hatte, von denen er festgenommen worden war. Und wirklich sah die Wachmannschaft des nächsten Tages in diesem großen, dicken Menschen mit dem gewöhnlichen Kaftan nicht mehr das eigenartige Individuum, das sich so grimmig mit den Plünderern und den Soldaten von der Patrouille herumgeschlagen und die hochtrabende Redensart von der Rettung eines Kindes geäußert hatte, sondern lediglich Nummer siebzehn derjenigen Russen, die für irgend etwas, was sie begangen hatten, gemäß höherem Befehle festgenommen waren und in Gewahrsam gehalten wurden. Und wenn ihnen wirklich etwas an Pierre auffiel, so war es nur seine feste, ernst nachdenkliche Miene und sein Französisch; denn darüber wunderten sich die Franzosen allerdings, daß er sich so gut auf französisch ausdrückte. Trotzdem wurde Pierre noch an demselben Tage mit den andern als verdächtig Arretierten zusammengebracht, da man das besondere Zimmer, das er zunächst innegehabt hatte, für einen Offizier benötigte.

Die Russen, die mit Pierre zusammen gefangen gehalten

wurden, gehörten sämtlich der niedrigsten Bevölkerungsschicht an. Und alle hielten sie sich, da sie in Pierre einen vornehmen Herrn erkannten, von ihm fern, um so mehr, da er französisch sprach. Mit einer schmerzlichen Empfindung hörte Pierre, daß sie sich über ihn lustig machten.

Am nächsten Tage gegen Abend erfuhr Pierre, daß alle diese Arrestanten, und mit ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach auch er, wegen Brandstiftung vor Gericht gestellt werden sollten. Am dritten Tage wurde Pierre mit den andern in ein Haus transportiert, wo ein französischer General mit weißem Schnurrbart, zwei Obersten und noch einige andere Franzosen mit Binden am Arme saßen. Mit jener scheinbar über alle menschliche Schwäche erhabenen Peinlichkeit und Akkuratesse, mit welcher Angeklagte gewöhnlich behandelt werden, wurden an Pierre, ebenso wie an die andern, allerlei Fragen gerichtet: wer er sei, wo er gewesen sei, was er beabsichtigt habe, usw.

Diese Fragen, die das wahre Wesen der Sache unberührt ließen und zur Klarstellung desselben nicht das geringste beitrugen, hatten, wie alle Fragen, die in Gerichtsverhandlungen gestellt werden, nur den Zweck, gleichsam die Rinne aufzustellen, in der nach dem Wunsche der Richter die Antworten des Angeklagten fließen sollten, damit er zu dem von ihnen gewünschten Ziele, d. h. zur Verurteilung, hingeleitet werde. Sobald er anfing etwas zu sagen, was für dieses Ziel nicht taugte, wurde die Rinne weggenommen, und nun mochte das Wasser fließen, wohin es wollte. Außerdem hatte Pierre dasselbe Gefühl, das der Angeklagte in allen Gerichtsverhandlungen hat: ein Gefühl der Verwunderung, weshalb ihm alle diese Fragen gestellt wurden. Es kam ihm so vor, als bediene man sich dieses Manövers mit der untergestellten Rinne nur aus Herablassung oder aus einer Art von Höflichkeit. Er wußte, daß er sich in der Gewalt dieser

Menschen befand, daß nur die Gewalt ihn hierher gebracht hatte, daß nur die Gewalt ihnen ein Recht gab, Antworten auf ihre Fragen zu verlangen, daß der einzige Zweck, zu dem dieses Richterkollegium gebildet war, darin bestand, ihn schuldig zu finden. Da also die Gewalt da war und der Wunsch, ihn schuldig zu finden, da war, so bedurfte es gar nicht erst des Manövers mit den Fragen und mit der Gerichtsverhandlung. Es war offensichtlich, daß alle Antworten dazu dienen sollten, ihn schuldig erscheinen zu lassen. Auf die Frage, was er getan habe, als er festgenommen wurde, antwortete Pierre in etwas pathetischer Weise, er habe ein Kind, das er aus den Flammen gerettet habe, zu den Eltern gebracht. Warum er auf die Plünderer losgeschlagen habe? Pierre antwortete, er habe ein Weib verteidigt; ein angegriffenes Weib zu verteidigen, sei die Pflicht eines jeden Mannes, und ... Hier unterbrach man ihn: das gehöre nicht zur Sache. Warum er sich auf dem Hofe des brennenden Hauses aufgehalten habe, wo ihn die Zeugen gesehen hätten? Er erwiderte, er sei ausgegangen, um zu sehen, was in Moskau vorginge. Wieder unterbrach man ihn: er sei nicht gefragt worden, wozu er ausgegangen sei, sondern warum er sich in der Nähe des Brandes aufgehalten habe. Wer er sei? Dies war eine Wiederholung der ersten Frage, auf die er erwidert hatte, er könne diese Frage nicht beantworten. Er antwortete auch diesmal, das könne er nicht sagen.

„Schreiben Sie das nieder," sagte der General mit dem weißen Schnurrbarte und der gesunden, roten Hautfarbe zu dem Protokollführer. Und zu Pierre gewendet, fügte er in strengem Tone hinzu: „Schlimm, sehr schlimm."

Am vierten Tage brachen Feuersbrünste am Subowski-Wall aus.

Pierre wurde mit dreizehn anderen nach der Krimfurt in die

Wagenremise eines Kaufmannshauses gebracht. Auf dem Wege durch die Straßen konnte Pierre kaum atmen vor dem Rauch, der, wie es schien, über der ganzen Stadt lagerte. Auf verschiedenen Seiten waren Brände zu sehen. Pierre verstand damals noch nicht, welche Bedeutung der Brand von Moskau hatte, und blickte mit Schrecken auf alle diese Feuersbrünste.

In der Wagenremise dieses Hauses an der Krimfurt verbrachte Pierre noch vier Tage und erfuhr im Laufe dieser Zeit aus den Gesprächen der französischen Soldaten, daß alle hier Inhaftierten täglich die Entscheidung des Marschalls zu erwarten hätten. Welches Marschalls, das konnte Pierre aus den Äußerungen der Soldaten nicht entnehmen. Den Soldaten erschien der Marschall offenbar als ein sehr hohes und einigermaßen geheimnisvolles Mitglied der Obergewalt.

Diese ersten Tage bis zum 8. September, an welchem Tage die Gefangenen zum zweiten Verhör geführt wurden, waren für Pierre am schwersten zu ertragen.

X

Am 8. kam in die Remise zu den Gefangenen ein Offizier, und zwar von sehr hohem Range, nach dem Respekte zu urteilen, den ihm die Wachmannschaft erwies. Dieser Offizier, wahrscheinlich einer vom Stabe, rief, mit einem Verzeichnis in der Hand, alle Russen bei Namen auf, wobei er Pierre so bezeichnete: „Der, der seinen Namen nicht angibt.“ Gleichgültig und lässig ließ er seinen Blick über die Gefangenen hinschweifen und befahl dem Wachoffizier, dafür zu sorgen, daß sie gewaschen, gekämmt und ordentlich gekleidet seien, wenn sie zum Marschall geführt würden. Eine Stunde darauf erschien eine Kompagnie Soldaten, und Pierre wurde mit den andern dreizehn auf das

Jungfernfeld gebracht. Es war, nachdem es vorher geregnet hatte, ein klarer, sonniger Tag geworden, und die Luft war ungewöhnlich rein. Der Rauch breitete sich nicht unten aus, wie an dem Tage, als Pierre von der Hauptwache am Subowski-Wall weggeführt wurde, sondern stieg in der klaren Luft säulenförmig in die Höhe. Feuer von Bränden war nirgends sichtbar; aber Rauchsäulen erhoben sich auf allen Seiten, und ganz Moskau, alles, was Pierre nur sehen konnte, war eine einzige Brandstätte. Ringsum sah man leere Hausstellen mit Öfen und Schornsteinen und an einzelnen Orten die ausgebrannten Mauern steinerner Häuser. Pierre blickte nach den Brandstätten hin und erkannte die ihm so wohlbekannten Stadtteile nicht wieder. Hier und da standen Kirchen, die verschont geblieben waren. Der Kreml war nicht zerstört; seine Türme leuchteten aus der Ferne weiß herüber, darunter der mächtige Glockenturm Iwan Weliki. In der Nähe glänzte fröhlich die Kuppel des Nowodjewitschi-Klosters, und das Geläut erklang von dort her an diesem Tage besonders hell. Bei diesem Geläute erinnerte sich Pierre daran, daß Sonntag war und Mariä Geburt. Aber niemand schien dieses Fest feiern zu wollen: überall sah man nur die Verwüstung des Brandes, und von der russischen Bevölkerung zeigten sich nur hier und da zerlumpte, ängstliche Gestalten, die sich beim Anblicke der Franzosen versteckten.

Rußlands Mutterstadt war augenscheinlich zerstört und vernichtet; aber es drängte sich Pierre die Wahrnehmung auf, daß nach Vernichtung der russischen Lebensordnung in dieser zerstörten Mutterstadt sich eine eigenartige, ganz andere Ordnung, die feste französische Ordnung, etabliert hatte. Er merkte das beim Anblicke dieser flott und munter in regelmäßigen Reihen marschierenden Soldaten, die ihn nebst den anderen Arrestanten eskortierten; er merkte es beim Anblicke eines höheren franzö-

sischen Beamten, der ihnen in einem zweispännigen, von einem Soldaten gelenkten Kaleschwagen begegnete. Er merkte es an den lustigen Klängen einer Regimentsmusik, die von der linken Seite des Feldes herübertönte, und namentlich war es ihm durch jene Liste zum Gefühl und zum Verständnis gekommen, nach welcher der an diesem Morgen erschienene französische Offizier die Gefangenen aufgerufen hatte. Pierre war nur durch eine Patrouille arretiert und dann mit soundsoviel anderen Menschen zuerst nach einem, darauf nach einem anderen Orte transportiert worden; man hätte meinen mögen, daß er vergessen oder mit andern verwechselt werden konnte. Aber nein: seine Antworten, die er beim Verhör gegeben hatte, hatte man ihm unter der Bezeichnung: „Der, der seinen Namen nicht angibt," angeschrieben. Und unter dieser Bezeichnung, die ihm fürchterlich war, transportierten ihn jetzt die Soldaten irgendwohin, mit der auf ihren Gesichtern zu lesenden zweifellosen Überzeugung, daß er und die übrigen Gefangenen die richtigen Personen seien und nach dem richtigen Orte geführt würden. Pierre kam sich wie ein winziges Spänchen vor, das in die Räder einer ihm unbekannten, aber regelrecht arbeitenden Maschine hineingeraten war.

Pierre wurde mit den anderen Arrestanten nach der rechten Seite des Jungfernfeldes gebracht, nicht weit vom Kloster, nach einem großen, weißen Hause mit einem gewaltigen Garten. Es war das Haus des Fürsten Schtscherbatow, in welchem Pierre früher gesellschaftlich viel verkehrt hatte und wo jetzt, wie er aus dem Gespräche der Soldaten erfuhr, der Marschall Herzog von Eggmühl wohnte.

Sie wurden zur Haustür geführt und einzeln in das Haus hineingeleitet. Pierre kam dabei als sechster an die Reihe. Durch eine Glasgalerie, einen Flur und ein Vorzimmer, lauter Räumlichkeiten, die Pierre wohl kannte, wurde er in ein langes,

niedriges Arbeitszimmer geführt, an dessen Tür ein Adjutant stand.

Davout saß am Ende des Zimmers an einem Tische; er trug eine Brille. Pierre trat nahe an ihn heran. Davout hob die Augen nicht in die Höhe: er war offenbar damit beschäftigt, sich aus einem vor ihm liegenden Aktenstücke zu informieren. Mit leiser Stimme fragte er: „Wer sind Sie?"

Pierre schwieg, weil er nicht imstande war, ein Wort herauszubringen. Davout war für Pierre nicht einfach nur ein französischer General, sondern ein durch seine Grausamkeit berüchtigter Mensch. Pierre blickte in das kalte Gesicht Davouts, der, wie ein strenger Lehrer, sich dazu verstand, eine Weile Geduld zu haben und auf die Antwort zu warten, und sagte sich, daß jeder Augenblick des Zögerns ihm das Leben kosten könne; aber er wußte nicht, was er sagen sollte. Dasselbe zu sagen, was er bei dem ersten Verhör gesagt hatte, dazu konnte er sich nicht entschließen; aber seinen Namen und Stand anzugeben schien ihm gefährlich und beschämend. Pierre schwieg. Aber ehe er noch zu einem Entschlusse gekommen war, hob Davout den Kopf in die Höhe, schob die Brille auf die Stirn, kniff die Augen zusammen und blickte Pierre forschend an.

„Ich kenne diesen Menschen," sagte er in gemessenem, kaltem Tone, der offenbar darauf berechnet war, Pierre in Angst zu versetzen.

Der kalte Schauer, der vorher Pierre den Rücken entlang gelaufen war, erfaßte jetzt seinen Kopf, und Pierre hatte ein Gefühl, als würde ihm dieser in einem Schraubstock zusammengepreßt.

„Sie können mich nicht kennen, General," sagte er, „ich habe Sie noch nie gesehen ..."

„Es ist ein russischer Spion," unterbrach ihn Davout, zu einem

andern General gewendet, der im Zimmer anwesend war, den aber Pierre bisher nicht bemerkt hatte.

Davout wendete sich von ihm ab. Mit unerwartet lauter, erregter Stimme sagte Pierre auf einmal schnell:

„Nein, Monseigneur," (es war ihm plötzlich eingefallen, daß Davout Herzog war), „nein, Monseigneur, Sie können mich nicht kennen. Ich bin Landwehroffizier und habe Moskau nicht verlassen."

„Ihr Name?" fragte Davout wieder.

„Besuchow."

„Was beweist mir, daß Sie nicht lügen?"

„Monseigneur!" rief Pierre nicht in beleidigtem, sondern in bittendem Tone.

Davout hob die Augen in die Höhe und richtete einen prüfenden Blick auf Pierre. Einige Sekunden lang sahen sie einander an, und dieser Blick war Pierres Rettung. Durch diesen Blick bildeten sich, ohne alle Rücksicht auf Krieg und Gericht, zwischen diesen beiden Menschen menschliche Beziehungen. Beide machten in dieser kurzen Spanne Zeit eine unzählige Menge von Empfindungen durch, ohne sich derselben eigentlich klar bewußt zu werden, und kamen zu der Erkenntnis, daß sie beide Kinder der Menschheit, daß sie Brüder seien.

Vorhin, als Davout nur den Kopf von seiner Liste erhoben hatte, in der die Handlungen von Menschen und das Leben von Menschen mit Nummern bezeichnet waren, da war Pierre für ihn beim ersten Blicke nur ein Gegenstand gewesen, und er hätte ihn können erschießen lassen, ohne sich aus dieser Untat ein Gewissen zu machen; aber jetzt erblickte er in ihm schon einen Menschen. Er überlegte einen Augenblick lang.

„Wie können Sie mir die Wahrheit dessen, was Sie mir sagen, beweisen?" fragte er kalt.

Pierre dachte an Ramballe und nannte dessen Regiment und Namen, sowie die Straße, in der das betreffende Haus lag.

„Sie sind nicht das, wofür Sie sich ausgeben," sagte Davout wieder.

Pierre begann mit zitternder, stockender Stimme Beweise für die Richtigkeit seiner Angabe vorzubringen.

Aber in diesem Augenblicke trat ein Adjutant ein und meldete dem Marschall etwas.

Davouts Gesicht strahlte bei der Nachricht, die ihm der Adjutant überbrachte, plötzlich auf, und er knöpfte sich die Uniform zu. Offenbar hatte er Pierre vollständig vergessen.

Als der Adjutant ihn an den Gefangenen erinnerte, machte er ein finsteres Gesicht und sagte, indem er mit dem Kopfe nach Pierre hindeutete, man solle ihn abführen. Aber wohin er abgeführt werden sollte, das wußte Pierre nicht: ob in die Remise zurück oder nach dem bereits zurechtgemachten Richtplatz, den ihm seine Schicksalsgefährten, als sie über das Jungfernfeld gingen, gezeigt hatten.

Er drehte den Kopf zurück und sah, daß der Adjutant den Marschall noch nach etwas fragte.

„Jawohl, selbstverständlich!" antwortete Davout; aber was mit dem „Jawohl" gemeint war, das wußte Pierre nicht.

Pierre hatte kein Bewußtsein, wie und wie lange und wohin er ging. In einem Zustande völliger Stumpfheit und Benommenheit, ohne etwas um sich herum zu sehen, bewegte er mit den andern zusammen die Füße, bis alle stillstanden, und stand dann gleichfalls still. Diese ganze Zeit über hatte er nur einen einzigen Gedanken im Kopfe: wer, wer war es denn nun eigentlich, der ihn zum Tode verurteilt hatte? Nicht jene Männer, die ihn in der Kommission verhört hatten; von denen hatte keiner es gewollt und auch augenscheinlich keiner die Berechtigung dazu

gehabt. Auch nicht Davout, der ihn so menschlich angeblickt hatte. Noch eine Minute, und Davout hätte eingesehen, daß sie unrecht taten; aber diese Minute hatte gerade der eintretende Adjutant unterbrochen. Auch dieser Adjutant hatte offenbar nichts Böses beabsichtigt; aber warum war er gerade hereingekommen? Wer war es also eigentlich, der ihn hinrichtete, tötete, des Lebens beraubte, ihn, Pierre, mit allen seinen Erinnerungen, Bestrebungen, Hoffnungen und Ideen? Wer tat das? Pierre sagte sich, daß es niemand tat.

Es war der Gang der Dinge, das Zusammentreffen der Umstände.

Der Gang der Dinge tötete ihn, ihn, Pierre, und raubte ihm das Leben und alles und vernichtete ihn.

XI

Von dem Hause des Fürsten Schtscherbatow wurden die Gefangenen geradeswegs das Jungfernfeld hinuntergeführt, links vom Nowodjewitschi-Kloster, nach einem umzäunten Gemüsegarten, in dem ein Pfahl stand. Hinter dem Pfahl befand sich eine große Grube mit frisch ausgegrabener Erde, und um die Grube und den Pfahl herum stand im Halbkreise eine große Menge Menschen. Diese Menge bestand aus einigen wenigen Russen und einer großen Anzahl napoleonischer Soldaten, die sich außerdienstlich eingefunden hatten: Deutschen, Italienern und Franzosen in mannigfaltigen Uniformen. Rechts und links von dem Pfahle standen in Reih und Glied französische Truppen, in blauen Uniformen, mit roten Epauletts, mit Stiefeletten und Tschakos.

Die Gefangenen wurden in derselben Ordnung aufgestellt, in der sie in der Liste aufgeführt waren (Pierre stand als sechster),

und in die Nähe des Pfahles geführt. Plötzlich wurden auf beiden Seiten mehrere Trommeln geschlagen, und Pierre hatte das Gefühl, als ob ihm mit diesem Tone ein Stück seiner Seele weggerissen werde. Er verlor die Fähigkeit, Gedanken und Vorstellungen zu bilden; er konnte nur noch sehen und hören. Und nur einen Wunsch hatte er: daß das Schreckliche, das geschehen mußte, recht bald geschehen möchte. Er sah nach seinen Leidensgefährten hin und betrachtete sie.

Die beiden Männer am Anfang der Reihe waren Zuchthäusler mit rasiertem Kopfe, der eine groß und hager, der andere muskulös, mit plattgedrückter Nase und schwarzem, struppigem Barte. Der dritte war ein herrschaftlicher Diener, ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, mit ergrauendem Haar und wohlgenährtem, fleischigem Körper. Der vierte war ein Bauer, ein sehr schöner Mann mit breitem, dunkelblondem Barte und schwarzen Augen. Der fünfte war ein Fabrikarbeiter, der einen Kittel trug, ein magerer, etwa achtzehnjähriger Bursche mit gelblichem Teint.

Pierre hörte die Franzosen sich darüber beraten, wie sie die Verurteilten erschießen sollten, ob jedesmal einen oder jedesmal zwei. „Jedesmal zwei," entschied der oberste Offizier kalt und ruhig. In den Reihen der Soldaten entstand eine Bewegung, und es war zu merken, daß sich alle beeilten; und zwar beeilten sie sich nicht so, wie man sich beeilt, eine allen verständliche Aufgabe auszuführen, sondern so, wie man sich beeilt, eine nicht zu umgehende, aber unangenehme und unbegreifliche Aufgabe zu erledigen.

Ein französischer Beamter mit einer Schärpe trat an den rechten Flügel der in einer Reihe aufgestellten Verbrecher und verlas das Urteil in russischer und in französischer Sprache.

Dann traten zwei Paar Franzosen zu den Verbrechern hin und

nahmen auf Befehl des Offiziers die beiden Zuchthäusler, die am Anfang der Reihe standen. Die Zuchthäusler gingen zu dem Pfahle hin, blieben dort stehen und blickten, während die Säcke gebracht wurden, schweigend um sich, so wie ein angeschossenes Wild den herannahenden Jäger anblickt. Der eine bekreuzte sich fortwährend; der andere kratzte sich den Rücken und machte mit den Lippen eine Bewegung, die wie ein Lächeln aussah. Die Soldaten banden ihnen eilig die Augen zu, zogen ihnen die Säcke über den Kopf und banden sie an den Pfahl.

Zwölf Schützen mit Gewehren traten in gleichmäßigem, festem Schritte aus den Reihen heraus und stellten sich acht Schritte von dem Pfahle entfernt auf. Pierre wandte sich ab, um das, was nun kommen sollte, nicht zu sehen. Plötzlich erscholl ein Knattern und Krachen, das ihm lauter als der furchtbarste Donner vorkam, und er sah sich um. Er erblickte eine Rauchwolke und sah, wie die Franzosen mit blassen Gesichtern und zitternden Händen bei der Grube etwas taten. Dann wurden zwei andere hingeführt. Ganz ebenso, mit denselben Augen blickten auch diese beiden bei allen umher und flehten vergeblich nur mit den Blicken schweigend um Schutz; offenbar begriffen sie nicht, was ihnen bevorstand, und glaubten es nicht. Sie konnten es nicht glauben, weil sie allein wußten, welchen Wert das Leben für sie hatte, und daher nicht begriffen und nicht glaubten, daß man es ihnen nehmen könnte.

Pierre wollte es nicht sehen und wandte sich wieder ab; aber wieder schlug ein Schall wie eine furchtbare Explosion an sein Ohr, und gleich nach diesem Schalle sah er Rauch und Blut und die blassen, verstörten Gesichter der Franzosen, die wieder bei dem Pfahl irgend etwas vornahmen, wobei sie mit zitternden Händen einander stießen. Schwer atmend blickte Pierre um sich, als ob er fragen wollte: „Was bedeutet nur das alles?" Und die-

selbe Frage lag auch in all den Blicken, die dem seinigen begegneten.

Auf den Gesichtern aller Russen und aller französischen Soldaten und Offiziere, auf allen Gesichtern ohne Ausnahme las er dieselbe Angst, dasselbe Entsetzen und denselben Kampf, die sein Herz erfüllten. „Aber wer tut denn das nun eigentlich? Sie leiden doch alle darunter ebenso wie ich. Wer tut es denn? Ja, wer?" Diese Frage blitzte eine Sekunde lang in seinem Geiste auf.

„Die Schützen vom sechsundachtzigsten Regimente, vortreten!" rief jemand. Es wurde der fünfte, der neben Pierre stand, geholt, er allein. Pierre begriff nicht, daß er gerettet war, daß er und alle übrigen nur hierher geführt waren, um der Hinrichtung beizuwohnen. Mit immer wachsendem Grauen, ohne etwas von Freude oder Beruhigung zu verspüren, blickte er auf das, was da vorging, hin. Der fünfte war der Fabrikarbeiter im Kittel. Sowie die Soldaten ihn anrührten, sprang er voll Entsetzen zurück und klammerte sich an Pierre. Pierre fuhr zusammen und riß sich von ihm los. Der Fabrikarbeiter war nicht imstande zu gehen. Die Soldaten faßten ihn unter die Arme und schleppten ihn, wobei er etwas Unverständliches schrie. Als sie ihn zu dem Pfahle hingebracht hatten, verstummte er plötzlich. Er schien auf einmal etwas eingesehen zu haben. Ob er nun eingesehen hatte, daß sein Schreien nutzlos sei, oder ob er einzusehen glaubte, daß diese Menschen doch unmöglich vorhaben könnten, ihn zu töten, jedenfalls stand er am Pfahl, wartete darauf, daß ihm wie den andern die Augen verbunden würden, und blickte wie ein angeschossenes Wild mit glänzenden Augen um sich.

Pierre brachte es diesmal nicht mehr fertig, sich wegzuwenden und die Augen zu schließen. Seine Neugier und seine Aufregung hatten bei diesem fünften Morde den höchsten Grad erreicht, und dasselbe war augenscheinlich bei der ganzen Zuschauermenge

der Fall. Ebenso wie die andern schien auch dieser fünfte ruhig: er schlug die Schöße seines Arbeitskittels übereinander und scheuerte sich mit dem einen nackten Bein am andern.

Als ihm die Augen verbunden wurden, schob er selbst den Knoten am Hinterkopf zurecht, weil er ihn drückte; als man ihn dann gegen den blutigen Pfahl lehnen wollte, ließ er sich gegen ihn zurückfallen, und da ihm diese Stellung unbequem war, verbesserte er sie, stellte die Füße gleichmäßig nebeneinander und lehnte sich ruhig an. Pierre verwandte kein Auge von ihm, so daß ihm auch nicht die kleinste Bewegung entging.

Jedenfalls ertönte jetzt das Kommando, und jedenfalls krachten nach dem Kommando die Schüsse aus acht Gewehren. Aber so sehr sich Pierre nachher auch daran zu erinnern suchte, er hatte nicht den leisesten Ton von den Schüssen vernommen. Er hatte nur gesehen, wie aus irgendeinem Grunde der Fabrikarbeiter plötzlich in den Stricken zusammensank, wie sich an zwei Stellen Blut zeigte, wie sich die Stricke unter der Last des in ihnen hängenden Körpers lockerten, wie der Arbeiter in unnatürlicher Weise den Kopf sinken ließ, das eine Bein unterschob und in eine sitzende Stellung zusammenknickte. Pierre lief nach dem Pfahle hin, ohne daß ihn jemand zurückgehalten hätte. Um den Arbeiter waren Menschen mit verstörten, bleichen Gesichtern beschäftigt, etwas zu tun. Einem alten, schnurrbärtigen Franzosen zitterte der Unterkiefer, als er die Stricke losband. Der Körper sank zu Boden. Die Soldaten schleppten ihn unbeholfen und eilig hinter den Pfahl und stießen ihn in die Grube.

Offenbar waren alle, ohne irgendwie daran zu zweifeln, sich dessen bewußt, daß sie Verbrecher waren, die die Spuren ihres Verbrechens so schnell wie möglich beseitigen mußten.

Pierre blickte in die Grube und sah den Fabrikarbeiter darin liegen: die Knie waren nach oben gebogen, bis nahe an den Kopf

heran, die eine Schulter höher hinaufgezogen als die andere. Und diese Schulter hob und senkte sich krampfhaft und gleichmäßig. Aber schon warfen die Spaten Erde in Menge über den ganzen Körper. Einer der Soldaten schrie in einem Tone, in dem sich Zorn, Grimm und Schmerz mischten, Pierre an, er solle zurückgehen. Aber Pierre verstand ihn gar nicht; er blieb an der Grube stehen, und niemand trieb ihn von dort weg.

Als die Grube dann zugeschüttet war, ertönte ein Kommando. Pierre wurde wieder auf seinen Platz geführt; die französischen Truppen, die auf beiden Seiten des Pfahles mit der Front nach diesem hin gestanden hatten, machten eine halbe Schwenkung und begannen in gleichmäßigem Schritte an dem Pfahle vorbeizumarschieren. Die Schützen, die bei der Exekution geschossen hatten und innerhalb des Kreises standen, begaben sich, während ihre Kompagnien an ihnen vorbeimarschierten, im Laufschritt an ihre Plätze.

Gedankenlos blickte Pierre jetzt nach diesen Schützen hin, die paarweise aus dem Kreise herausliefen. Alle außer einem waren wieder in ihre Kompagnien eingetreten. Nur ein junger Soldat stand immer noch mit leichenblassem Gesichte der Grube gegenüber auf dem Flecke, von dem aus er geschossen hatte; der Tschako war ihm weit nach hinten gerutscht, das Gewehr hielt er gesenkt. Er taumelte wie ein Betrunkener und machte bald ein paar Schritte vorwärts bald rückwärts, um seinem Körper, der zu fallen drohte, eine Stütze zu geben. Ein alter Soldat, ein Unteroffizier, lief aus Reih und Glied zu ihm, faßte den jungen Soldaten an der Schulter und zog ihn in die Kompagnie herein. Der Haufe der zuschauenden Russen und Franzosen begann sich zu verteilen. Alle gingen schweigend mit gesenkten Köpfen.

„Nun wird ihnen die Lust zu Brandstiftungen schon vergehen!" sagte einer der Franzosen.

Pierre wandte sich nach dem Sprecher um und sah, daß es ein Soldat war, der sich, so gut es ging, über das Geschehene trösten wollte, es aber doch nicht vermochte. Ohne noch etwas hinzuzufügen, machte er eine Handbewegung, als würfe er etwas hinter sich, und ging weiter.

XII

Nach der Exekution wurde Pierre von den andern Inhaftierten abgesondert und allein in einer kleinen verwüsteten und beschmutzten Kirche untergebracht.

Gegen Abend kam ein Unteroffizier von der Wache mit zwei Soldaten in die Kirche und kündigte Pierre an, er sei begnadigt und komme jetzt in die Baracken der Kriegsgefangenen. Ohne zu verstehen, was zu ihm gesagt wurde, stand Pierre auf und ging mit den Soldaten mit. Er wurde nach den Baracken gebracht, die oberhalb des Feldes aus angebrannten Dielen, Balken und Brettern errichtet waren, und in eine derselben hineingeführt. In der fast völligen Dunkelheit umringten ihn etwa zwanzig Menschen. Er sah sie an, ohne zu begreifen, was das für Menschen waren, warum sie da waren und was sie von ihm wollten. Er hörte die Worte, die sie zu ihm sagten; aber er konnte nichts daraus entnehmen und folgern, da er ihren Sinn nicht ordentlich verstand. Er antwortete zwar auf das, wonach er gefragt wurde; aber er machte sich kein Bild von demjenigen, der seine Antwort hörte, und dachte gar nicht daran, wie seine Antwort aufgenommen werden möchte. Er blickte die Gesichter und Gestalten an, und alle erschienen ihm in gleicher Weise unverständlich.

Von dem Augenblicke an, wo Pierre diese furchtbaren Mordtaten mit angesehen hatte, die von Menschen ausgeführt wurden, die das gar nicht nach eigenem Willen taten, war gleichsam aus

seiner Seele die Triebfeder herausgerissen, die alles zusammenhielt und dem Ganzen Leben verlieh, und nun war alles zu einem Haufen wertlosen Gerümpels zusammengefallen. In seinem Innern war, obgleich er sich darüber keine Rechenschaft gab, der Glaube an eine vernünftige Einrichtung der Welt und an die menschliche Seele und an seine eigene Seele und an Gott vernichtet. Diesen Zustand hatte Pierre schon früher durchgemacht, aber nie in solcher Stärke wie jetzt. Wenn ihn früher solche Zweifel befallen hatten, so war die Quelle dieser Zweifel ein eigenes Verschulden seinerseits gewesen. Und Pierre hatte dann in tiefster Seele die Empfindung gehabt, daß er die Möglichkeit einer Rettung aus dieser Verzweiflung und diesen Zweifeln in sich selbst besaß. Aber jetzt fühlte er, daß nicht ein eigenes Verschulden die Ursache davon war, daß die Welt vor seinen Augen zusammengestürzt und nur wertlose Trümmer übriggeblieben waren. Er fühlte, daß es nicht in seiner Macht lag, zum Glauben an das Leben zurückzukehren.

Um ihn herum standen im Dunkeln Menschen; es mußte sie wohl etwas an ihm sehr interessieren. Sie erzählten ihm etwas, fragten ihn nach etwas und führten ihn dann irgendwohin, und er befand sich endlich in einer Ecke der Baracke neben einer Anzahl von Menschen, die herüber und hinüber miteinander redeten und lachten.

„Und nun seht mal, liebe Brüder: dieser selbe Prinz, welcher..." sagte ein Märchenerzähler in der gegenüberliegenden Ecke der Baracke; auf das Wort „welcher" legte er einen ganz besonderen Nachdruck.

Schweigend und ohne sich zu rühren saß Pierre an der Wand auf dem Stroh und hielt die Augen bald geöffnet, bald geschlossen. Aber sowie er die Augen schloß, sah er vor sich das entsetzliche, gerade durch seinen einfältigen Ausdruck besonders

entsetzliche Gesicht des Fabrikarbeiters und die in ihrer Unruhe noch entsetzlicheren Gesichter der unfreiwilligen Mörder. Und er öffnete die Augen wieder und blickte gedankenlos in der Dunkelheit um sich.

Neben ihm saß zusammengekrümmt ein kleiner Mensch, dessen Anwesenheit Pierre zuerst an dem starken Schweißgeruche wahrnahm, der von ihm bei jeder Bewegung ausging. Dieser Mensch nahm in der Dunkelheit irgend etwas mit seinen Füßen vor, und trotzdem Pierre sein Gesicht nicht sah, hatte er doch das Gefühl, daß dieser Mensch ihn unverwandt anblickte. Genauer in der Dunkelheit hinsehend, erkannte Pierre, daß der Mensch sich das Schuhzeug auszog. Und die Art, in der er das tat, erweckte Pierres Interesse.

Nachdem er die Schnüre abgewickelt hatte, mit denen das eine Bein umwunden war, legte er sie sorgsam zusammen und nahm sogleich das andere Bein in Angriff, hielt aber dabei seinen Blick auf Pierre gerichtet. Während dann die eine Hand jene Schnüre anhängte, war die andere schon dabei, das andere Bein aufzuwickeln. Nachdem der Mann auf diese Weise sorgfältig mit geschickten, zweckmäßigen, ohne Zögern aufeinander folgenden Bewegungen sich seines Schuhzeugs entledigt hatte, hängte er es an Pflöcke, die über seinem Kopfe an der Wand angebracht waren, holte ein Messerchen hervor, schnitt irgend etwas ab, klappte das Messerchen wieder zusammen und schob es unter das Kopfkissen; dann setzte er sich bequemer hin, umfaßte seine hochgezogenen Knie mit beiden Händen und blickte Pierre gerade an. Pierre hatte ein angenehmes Gefühl der Beruhigung und Befriedigung bei diesen zweckmäßigen Bewegungen, bei dieser wohleingerichteten Wirtschaft in der Ecke, sogar bei dem Geruche dieses Menschen, und sah ihn auch seinerseits mit unverwandten Augen an.

„Sie haben auch wohl schon viel Schlimmes erlebt, gnädiger Herr? Wie?" fragte der kleine Mensch auf einmal.

In dem singenden Tone des Menschen lag so viel schlichte Freundlichkeit, daß Pierre ihm schon antworten wollte; aber der Unterkiefer begann ihm zu zittern, und er fühlte, daß ihm die Tränen kamen. Der kleine Mensch jedoch fuhr gleich in demselben Augenblicke, ohne ihm Zeit dazu zu lassen, seine Gemütsbewegung zu zeigen, in demselben angenehmen Tone fort.

„Ei was, mein lieber Falke, laß den Kopf nicht hängen," sagte er in jener zärtlich singenden, freundlichen Art, in der die alten Frauen in Rußland zu reden pflegen. „Laß den Kopf nicht hängen, lieber Freund; das Leben ist lang, und das Leid währt nur ein Stündchen. Ja gewiß, so ist das, mein Lieber. Und hier, wo wir jetzt sind, geschieht uns ja, Gott sei Dank, nichts Böses. Es gibt auch bei den Franzosen gute und schlechte Menschen." Während er noch so sprach, bog er sich mit einer geschmeidigen Bewegung nach vorn, so daß er kniete, stand dann auf und ging hüstelnd weg; wohin, konnte Pierre nicht sehen.

„Ei sieh mal, du Schelm, bist du gekommen?" hörte Pierre vom andern Ende der Baracke her dieselbe freundliche Stimme sagen. „Bist du gekommen, du Schelm? Hast du an mich gedacht? Na, na, nun laß nur gut sein!"

Der Soldat wehrte ein Hündchen ab, das an ihm in die Höhe sprang, kehrte zu seinem Platze zurück und setzte sich wieder hin. In der Hand hatte er etwas, was in einen Lappen gewickelt war.

„Hier, essen Sie, gnädiger Herr!" sagte er, indem er wieder zu dem früheren respektvollen Tone zurückkehrte; er schlug den Lappen auseinander und reichte Pierre einige gebratene Kartoffeln hin. „Zum Mittagessen haben wir Suppe gehabt. Aber die Kartoffeln sind ausgezeichnet!"

Pierre hatte den ganzen Tag über noch nichts gegessen, und

die Kartoffeln rochen ihm höchst angenehm. Er dankte dem Soldaten und begann zu essen.

„Aber so ißt du?“ sagte der Soldat lächelnd und nahm eine von den Kartoffeln. „Sieh mal, so mußt du es machen!“

Er holte das Taschenmesser wieder hervor, zerschnitt die Kartoffel auf seiner flachen Hand in zwei gleiche Teile, bestreute sie mit Salz aus dem Lappen und hielt sie Pierre hin.

„Die Kartoffeln sind ausgezeichnet,“ sagte er noch einmal. „Iß sie nur so!“

Es kam Pierre vor, als habe er noch nie ein wohlschmeckenderes Gericht als dieses genossen.

„Nein, mir ist nichts besonders Schlimmes widerfahren,“ sagte Pierre. „Aber warum haben sie diese Unglücklichen erschossen!... Der letzte war erst gegen zwanzig Jahre alt.“

„Sst ... sst ...“ machte der kleine Mensch. „So etwas darf man hier nicht sagen ...“ fügte er schnell hinzu, und wie wenn die Worte in seinem Munde immer fertig und bereit wären und ohne sein Zutun herausflatterten, fuhr er fort: „Wie hängt denn das zusammen, gnädiger Herr? Sind Sie so ohne Grund in Moskau geblieben?“

„Ich dachte nicht, daß sie so schnell kommen würden. Ich bin aus Versehen dageblieben,“ antwortete Pierre.

„Aber wie haben sie dich denn gefangen genommen, mein lieber Falke? Aus deinem Hause heraus?“

„Nein, ich war gegangen, um mir die Feuersbrunst anzusehen, und da haben sie mich gegriffen und wegen Brandstiftung über mich Gericht gehalten.“

„Menschliches Gericht weiß von Wahrheit nicht,“ schaltete der kleine Mensch ein.

„Und du, bist du schon lange hier?“ fragte Pierre, während er die letzte Kartoffel kaute.

„Ich? Am vorigen Sonntag nahmen sie mich im Hospital in Moskau gefangen und brachten mich hierher."

„Was bist du denn, Soldat?"

„Ja, vom Apscheroner Regiment. Ich war schwerkrank am Fieber. Kein Mensch hatte uns gesagt, wie es draußen stand. Wir lagen unser zwanzig Mann da. Wir wußten von nichts und ahnten nichts."

„Sag mal, ist es dir ein Schmerz, hier zu sein?" sagte Pierre.

„Wie sollte es mir nicht ein Schmerz sein, lieber Falke? Ich heiße Platon, mit dem Familiennamen Karatajew," fügte er hinzu, offenbar in der Absicht, wenn Pierre ihn anreden wollte, es ihm zu erleichtern. „Im Dienst hatten sie mir den Beinamen ‚Falke' gegeben. Wie sollte es mir nicht ein Schmerz sein, lieber Falke? Moskau, das ist die Mutter aller unserer Städte. Wie sollte es einem nicht ein Schmerz sein, das zu sehen? Aber der Wurm nagt am Kohl und kommt doch selbst früher um als der; so pflegten die alten Leute zu sagen," fügte er schnell hinzu.

„Wie war das? Was sagtest du da?" fragte Pierre.

„Ich?" erwiderte Karatajew. „Ich sagte: ‚Der Mensch denkt, Gott lenkt.'" Er glaubte wirklich, er habe das gesagt und wiederholte das Gesagte; dann fuhr er sogleich fort: „Haben Sie auch ein Erbgut, gnädiger Herr? Und ein Haus? Gewiß alles im Überfluß! Und auch eine Frau? Und sind Ihre alten Eltern noch am Leben?" fragte er.

Und obgleich Pierre es in der Dunkelheit nicht sehen konnte, so merkte er doch, daß die Lippen des Soldaten sich bei diesen Fragen zu einem leisen, freundlichen Lächeln verzogen. Und dann war es diesem offenbar ein Schmerz, zu hören, daß Pierre keine Eltern und besonders keine Mutter mehr habe.

„Man sagt wohl: mit der Frau in bester Eintracht, mit der Schwiegermutter auf freundlichem Fuße. Alles schön und gut;

aber niemand ist doch liebevoller als die eigene Mutter!" sagte er. „Nun, und haben Sie Kinderchen?" fragte er weiter.

Pierres verneinende Antwort betrübte ihn offenbar wieder, und er bemerkte eilig:

„Nun, Sie und Ihre Frau sind ja noch jung; so Gott will, werden Sie schon noch welche bekommen. Nur hübsch einträchtig zusammen leben!"

„Ach, jetzt ist ja doch alles gleich," sagte Pierre unwillkürlich.

„Ja, ja, mein Bester," erwiderte Platon, „vor Armut und Gefängnis ist kein Mensch sicher."

Er setzte sich bequemer zurecht, räusperte sich und schickte sich offenbar zu einer längeren Erzählung an.

„Ja, also, mein lieber Freund, ich wohnte damals noch bei uns zu Hause," begann er. „Wir hatten ein schönes Erbgut, viel Land, die Bauern leben nicht schlecht, und es war unser eigenes Haus, Gott sei Dank. Mit sechs Mann ging der Vater zum Mähen. Wir hatten ein schönes Leben und hielten uns als rechte Christen. Da begab es sich ..."

Und nun erzählte Platon Karatajew eine lange Geschichte, wie er einmal in einen fremden Wald gefahren sei, um Holz zu holen, und wie ihn der Waldaufseher dabei betroffen habe, und wie er durchgeprügelt und vor Gericht gestellt und unter die Soldaten gesteckt worden sei.

„Aber siehst du, mein lieber Falke," fuhr er fort, und zwar in verändertem Tone, da er lächelte, „sie gedachten es böse mit mir zu machen, und es wurde doch gut. Mein Bruder hätte Soldat werden müssen, wenn ich es nicht für meine Sünde geworden wäre. Und mein jüngerer Bruder hatte schon fünf Kinderchen, während ich, siehst du wohl, nur eine Frau zurückließ, als ich Soldat wurde. Wir hatten ein kleines Mädchen gehabt; aber das hatte Gott noch vor meiner Soldatenzeit wieder zu sich ge-

nommen. Da kam ich nun einmal nach Hause, auf Urlaub, weißt du. Und da sah ich: sie lebten noch besser als früher. Der Hof voll Vieh, im Hause die Weiber, zwei Brüder standen auswärts in Arbeit. Nur Michail, der jüngste, war zu Hause. Und da sagte der Vater: ‚Mir sind alle meine Kinder gleich lieb; jeder Finger, den man sich abhackt, tut gleich weh. Wenn sie Platon damals nicht zu den Soldaten genommen hätten, dann hätte Michail gehen müssen.‘ Und dann, kannst du das glauben? rief er uns alle zusammen und stellte uns vor die Heiligenbilder hin. ‚Michail,‘ sagte er, ‚komm her und verneige dich tief vor deinem Bruder, und du, Weib, verneige dich auch, und ihr auch, ihr Enkelkinder. Versteht ihr wohl warum?‘ sagte er. Ja, ja, so ist das, mein lieber Freund. Das Schicksal sucht sich immer den Richtigen. Aber wir räsonieren beständig: das ist nicht gut, und das ist nicht recht. Unser Glück, lieber Freund, ist wie ein Zugnetz im Wasser: wenn man's schleppt, bauscht es sich auf, daß man sich Wunder was für Hoffnungen macht, und zieht man's dann heraus, so ist nichts drin. Ja, so ist das."

Platon setzte sich auf seinem Stroh anders zurecht.

Nachdem er ein Weilchen geschwiegen hatte, stand er auf.

„Nun, ich denke mir, du möchtest schlafen," sagte er und begann sich schnell zu bekreuzen, wobei er sprach:

„Herr Jesus Christus, heiliger Nikola, Frola und Lawra! Herr Jesus Christus, heiliger Nikola, Frola und Lawra! Herr Jesus Christus, erbarme dich unser und rette uns!" schloß er, verbeugte sich bis zur Erde, seufzte und setzte sich wieder auf das Stroh. „Ja, so ist das. Gott, laß mich schlafen wie ein Stein und morgen frisch wie 'n Kuchen sein," sagte er, legte sich hin und zog den Mantel über sich.

„Was hast du denn da für ein Gebet gesprochen?" fragte Pierre.

„Was?" erwiderte Platon, der schon im Begriffe war ein-

zuschlafen. „Was ich gesprochen habe? Ich habe gebetet. Betest du denn nicht?"

„Doch, ich bete auch," antwortete Pierre. „Aber was hast du da gesagt: Frola und Lawra?"

„Aber natürlich!" erwiderte Platon schnell. „Es ist doch ein Pferde-Festtag. Man muß sich auch des Viehes erbarmen ... Ei sieh mal, du Schelm, hat er sich da zusammengerollt! Hat sich gewärmt, der Racker!" fuhr er fort, da er den Hund an seinen Füßen fühlte. Darauf drehte er sich wieder um und schlief sofort ein.

Draußen ertönte irgendwo in der Ferne Jammern und Schreien, und durch die Ritzen der Baracke konnte man den Feuerschein sehen; aber in der Baracke war es still und dunkel.

Pierre konnte lange Zeit nicht einschlafen, sondern lag mit offenen Augen in der Dunkelheit auf seinem Platze da, horchte auf das gleichmäßige Schnarchen des neben ihm liegenden Platon und fühlte, daß in seiner Seele die vorhin zertrümmerte Welt jetzt in neuer Schönheit auf neuer, unerschütterlicher Grundlage sich wieder erhob.

XIII

In der Baracke, in die Pierre gebracht worden war und in der er dann vier Wochen verlebte, befanden sich als Gefangene drei Offiziere, dreiundzwanzig Gemeine und zwei Beamte.

Sie alle standen, wenn Pierre später an diese Zeit zurückdachte, ihm nur wie in einem Nebel vor Augen; Platon Karatajew jedoch blieb ihm für immer die lebhafteste und teuerste Erinnerung, eine Verkörperung alles Guten, harmonisch Abgestimmten und Tüchtigen, was im Wesen des russischen Volkes liegt. Als Pierre am andern Tage beim Morgengrauen seinen Nachbar

erblickte, fand er seinen ersten Eindruck der Tüchtigkeit und Harmonie voll bestätigt. Und zwar trug dazu in eigentümlicher Weise das Vorherrschen der rundlichen Formen in Platons äußerer Erscheinung bei: seine ganze Figur, in dem mit einem Strick umgürteten französischen Mantel, der Uniformmütze und den Bastschuhen, hatte etwas Rundliches. Sein Kopf war vollkommen rund, der Rücken, die Brust, die Schultern waren rundlich, sogar die Arme, die er immer so hielt, als ob er jeden Augenblick etwas umfassen wollte; auch sein angenehmes Lächeln und seine großen, braunen, zärtlich blickenden Augen waren rundlich.

Platon Karatajew mußte über fünfzig Jahre alt sein, nach seinen Erzählungen von den Feldzügen zu urteilen, die er vor langer Zeit als Soldat mitgemacht hatte. Er selbst wußte nicht, wie alt er war, und vermochte schlechterdings nicht, es genauer anzugeben. Aber seine leuchtend weißen, kräftigen Zähne, die sämtlich als zwei Halbkreise sichtbar wurden, sobald er lachte (was er oft tat), waren noch alle gut und heil; in seinem Barte und auf seinem Kopfe fand sich noch kein einziges graues Haar, und sein ganzer Körper machte den Eindruck der Biegsamkeit und ganz besonders der Festigkeit und Ausdauer.

Sein Gesicht trug trotz der kleinen, rundlichen Runzeln das Gepräge der Harmlosigkeit und Jugendlichkeit; seine Stimme war angenehm und hatte etwas Singendes. Die Haupteigentümlichkeit seiner Redeweise aber bestand in einer frischen Natürlichkeit und in den gesunden Gedanken. Offenbar dachte er nie an das, was er gesagt hatte und noch sagen wollte, und daher lag in der Schnelligkeit und Treuherzigkeit, mit der er sprach, eine ganz besondere unwiderstehliche Überzeugungskraft.

Seine physischen Kräfte und seine Gelenkigkeit waren in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft so erstaunlich, daß es schien, als wisse er gar nicht, was Müdigkeit und Krankheit seien. An

jedem Tage sagte er abends, wenn er sich hinlegte: „Gott, laß mich schlafen wie ein Stein und morgen frisch wie 'n Kuchen sein"; und wenn er morgens aufstand, so zog er immer in gleicher Weise mit den Schultern und sagte: „Legte mich ermüdet nieder, neugestärkt erwach ich wieder, reck und strecke meine Glieder." Und in der Tat brauchte er sich abends nur hinzulegen, um sofort wie ein Stein zu schlafen, und morgens sich nur ein wenig zu recken, um sogleich, ohne eine Sekunde Zeitverlust, sich an irgendeine Arbeit machen zu können, wie Kinder sofort nach dem Aufstehen ihr Spielzeug zur Hand nehmen. Er verstand alles zu machen, zwar nicht sehr gut, aber auch nicht schlecht. Er buk, kochte, nähte, hobelte und flickte Stiefel. Er war immer beschäftigt, und nur am späten Abend gestattete er es sich, Gespräche zu führen, was er sehr liebte, und Lieder zu singen. Er sang seine Lieder nicht so, wie es Sänger tun, welche wissen, daß man ihnen zuhört; sondern er sang, wie die Vögel singen, offenbar weil es ihm ebensosehr Bedürfnis war, diese Töne ausströmen zu lassen, wie man manchmal das Bedürfnis verspürt, sich zu recken oder umherzugehen. Und diese Töne waren stets von einer beinahe weiblichen Feinheit und Zartheit und hatten etwas Wehmütiges, und sein Gesicht nahm dabei immer einen sehr ernsten Ausdruck an.

Seitdem er in Gefangenschaft geraten war und sich wieder den Bart wachsen ließ, hatte er offenbar alles Fremde, Soldatenhafte, das ihm angelernt worden war, wieder von sich geworfen und war unvermerkt zu seinem früheren ländlichen, bäuerlichen Wesen zurückgekehrt.

„Wenn der Soldat auf Urlaub nach Haus kommt, trägt er das Hemd wieder über den Hosen," sagte er.

Von seiner Soldatenzeit sprach er nicht gern, obwohl er sich nicht beklagte und oft hervorhob, daß er in seiner ganzen Dienst-

zeit kein einziges Mal körperlich bestraft worden sei. Wenn er erzählte, so trug er vorzugsweise seine alten und ihm augenscheinlich besonders teuren Erinnerungen aus seinem Bauernleben vor. Die sprichwörtlichen Redensarten, mit denen er seine Rede ausstaffierte, waren nicht jene größtenteils unanständigen, kecken Wendungen, deren sich die Soldaten gern bedienen, sondern es waren dies Aussprüche, wie sie im Volke umgehen, Aussprüche, die, außer allem Zusammenhang betrachtet, recht unbedeutend erscheinen, aber plötzlich den Wert einer tiefen Weisheit bekommen, wenn sie an der richtigen Stelle angeführt werden.

Nicht selten sagte er etwas, das dem, was er vorher gesagt hatte, völlig entgegengesetzt war, und doch war das eine sowohl wie das andere richtig. Er sprach gern und sprach gut und schmückte seine Rede mit Koseworten und Sinnsprüchen, die er, wie Pierre meinte, sich selbst ersann; aber der Hauptreiz seiner Erzählungen lag darin, daß bei seiner Darstellung die einfachsten Ereignisse, manchmal dieselben Ereignisse, die auch Pierre, ohne sie weiter zu beachten, mit angesehen hatte, den Charakter einer würdevollen Schönheit erhielten. Gern hörte er zu, wenn einer der Soldaten abends Märchen erzählte (es waren immer ein und dieselben); aber am liebsten hörte er Erzählungen aus dem wirklichen Leben. Wenn er solche Erzählungen anhörte, lächelte er fröhlich, schaltete Bemerkungen ein und stellte Fragen, mit denen er darauf abzielte, sich die Schönheit dessen, was erzählt wurde, recht klarzumachen. Neigungen, Freundschaft und Liebe in dem Sinne, wie Pierre diese Empfindungen auffaßte, kannte Karatajew gar nicht; aber er liebte alles, womit ihn das Leben zusammenführte, und benahm sich liebevoll gegen alles, besonders gegen die Menschen, nicht gegen irgendwelche bestimmten Menschen, sondern gegen diejenigen Menschen, die er gerade vor

sich hatte. Er liebte seinen Hund, er liebte seine Kameraden und die Franzosen, er liebte Pierre, der sein nächster Nachbar war; aber Pierre fühlte, daß Karatajew trotz all seiner freundlichen Zärtlichkeit gegen ihn (durch die er unwillkürlich dem höheren geistigen Leben Pierres den schuldigen Tribut abstattete) sich auch nicht einen Augenblick über die Trennung von ihm grämen würde. Und Pierre begann Karatajew gegenüber dasselbe Gefühl zu hegen.

Platon Karatajew war für alle übrigen Gefangenen ein ganz gewöhnlicher Soldat; sie nannten ihn „Falke" oder Platoscha, foppten ihn gutmütig und schickten ihn zu Besorgungen aus. Aber für Pierre blieb er allezeit das, als was er ihm am ersten Abend erschienen war: die ideale, harmonisch abgerundete, ewige Verkörperung des Geistes der Einfalt und Wahrheit.

Platon Karatajew wußte nichts auswendig als sein Gebet. Wenn er seine Reden führte, so schien er am Anfange derselben nicht zu wissen, was er am Schlusse sagen werde.

Wenn Pierre manchmal, überrascht durch den Inhalt seiner Rede, ihn bat, das Gesagte zu wiederholen, so war Platon nicht imstande, sich an das zu erinnern, was er einen Augenblick vorher gesagt hatte, ebensowenig wie er es vermochte, Pierre aus seinem Lieblingsliede einzelne Stellen zu rezitieren. In diesem Liede kam vor: „Heimat" und „Birkenwäldchen" und „mir ist weh"; aber wenn er nur solche Worte anführen sollte, so kam nichts Vernünftiges heraus. Er verstand die Bedeutung der Worte nicht, sobald sie aus dem Zusammenhange herausgerissen waren, und konnte sie auch nicht verstehen. Jedes seiner Worte und jede seiner Handlungen war das Produkt einer ihm unbekannten wirkenden Kraft, und diese Kraft war sein Leben. Sein Leben aber hatte (und das war seine eigene Anschauung) als Sonderleben keinen Sinn und Wert. Sinn und Wert hatte es nur als

Teil eines Ganzen, jenes Ganzen, das er beständig als solches fühlte. Seine Worte und Handlungen entströmten seinem innern Wesen ebenso gleichmäßig, notwendig und selbsttätig, wie der Duft sich von einer Blume loslöst. Er konnte weder den Wert noch die Bedeutung einer Handlung oder eines Wortes begreifen, wenn man sie aus ihrem Zusammenhange herausnahm.

XIV

Sobald Prinzessin Marja von Nikolai die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Bruder sich mit Rostows in Jaroslawl befinde, beschloß sie sofort, trotz alles Abredens von seiten der Tante, hinzufahren, und sogar mit ihrem Neffen. Ob dies schwer oder leicht, möglich oder unmöglich war, danach fragte sie nicht und wollte es gar nicht wissen: sie sagte sich, es sei ihre Pflicht, nicht nur selbst bei ihrem vielleicht sterbenden Bruder zu sein, sondern auch alles mögliche zu tun, um ihm seinen Sohn zuzuführen; und so traf sie denn die nötigen Vorbereitungen. Wenn Fürst Andrei ihr nicht selbst eine Nachricht hatte zugehen lassen, so erklärte Prinzessin Marja sich dies damit, daß er wohl zu schwach sei, um zu schreiben, oder damit, daß er vielleicht meine, diese lange Reise sei für sie und seinen Sohn zu beschwerlich und zu gefährlich.

Nach Verlauf einiger Tage machte sich Prinzessin Marja auf den Weg. Ihre Beförderungsmittel bestanden aus der gewaltig großen fürstlichen Kutsche, in welcher sie nach Woronesch gefahren war, einer Britschke und einem Bagagewagen. Mit ihr fuhren Mademoiselle Bourienne, Nikolenka mit seinem Erzieher, die alte Kinderfrau, drei Dienstmädchen, Tichon, ein junger Lakai und ein Heiduck, den ihr die Tante mitgegeben hatte.

Auf dem gewöhnlichen Wege über Moskau zu fahren, daran war gar nicht zu denken, und so mußte denn Prinzessin Marja den sehr langen Umweg über Lipezk, Rjasan, Wladimir und Schuja einschlagen, und dieser Weg war, weil es überall an Postpferden mangelte, sehr schwierig und in der Gegend von Rjasan, wo sich (wie es hieß) Franzosen gezeigt hatten, sogar gefährlich.

Während dieser schwierigen Reise waren Mademoiselle Bourienne, Dessalles und die Dienerschaft erstaunt über die Energie und seelische Festigkeit der Prinzessin Marja. Sie legte sich später als alle andern schlafen, stand früher als alle andern auf, und keinerlei Schwierigkeiten vermochten sie aufzuhalten. Dank ihrer Tatkraft und Energie, die auch auf ihre Gefährten anregend wirkte, näherten sie sich gegen Ende der zweiten Woche Jaroslawl.

In der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in Woronesch hatte Prinzessin Marja das schönste Glücksgefühl ihres Lebens empfunden. Ihre Liebe zu Rostow quälte und beunruhigte sie nicht mehr. Diese Liebe erfüllte ihre ganze Seele und war ein untrennbarer Teil ihres eigenen Selbst geworden, und sie kämpfte nicht mehr gegen diese Liebe an. In der letzten Zeit hatte Prinzessin Marja, obgleich sie es sich nie mit klaren, bestimmten Worten sagte, die Überzeugung gewonnen, daß sie geliebt wurde und liebte. Davon hatte sie sich bei ihrer letzten Begegnung mit Nikolai überzeugt, als dieser zu ihr gekommen war, um ihr mitzuteilen, daß ihr Bruder bei Rostows sei. Nikolai hatte mit keinem Worte darauf hingedeutet, daß jetzt (im Falle der Genesung des Fürsten Andrei) die früheren Beziehungen zwischen diesem und Natascha vielleicht wiederhergestellt werden würden; aber Prinzessin Marja hatte an seinem Gesichte gesehen, daß er dies dachte und glaubte. Und trotzdem war sein rücksichtsvolles, zartes, liebenswürdiges Benehmen ihr gegenüber unverändert

geblieben; ja noch mehr: er schien sich sogar darüber zu freuen, daß nun das Verwandtschaftsverhältnis, in das er mit Prinzessin Marja treten werde, ihm erlaubte, seiner freundschaftlichen Liebe zu ihr (wie Prinzessin Marja manchmal dachte) einen freieren Ausdruck zu geben. Prinzessin Marja wußte, daß sie zum ersten und letzten Male in ihrem Leben liebte, und war überzeugt, daß sie geliebt wurde, und fühlte sich glücklich und ruhig in diesem wechselseitigen Verhältnisse.

Aber dieses Glück der einen Seite ihres Seelenlebens hinderte sie nicht, den Kummer um ihren Bruder in seiner vollen Gewalt zu empfinden; ja im Gegenteil, die geistige Ruhe, die sie nach dieser einen Richtung hin empfand, ermöglichte es ihr noch mehr, sich völlig ihrem Gefühle für ihren Bruder hinzugeben. Dieses Gefühl war im Augenblicke ihrer Abreise von Woronesch so stark, daß ihre Reisegenossen beim Anblicke ihres abgematteten, verzweifelten Gesichtes überzeugt waren, sie werde sicher unterwegs krank werden; aber gerade die Schwierigkeiten und Sorgen der Reise, denen sich Prinzessin Marja mit solcher Energie widmete, retteten sie für einige Zeit vor ihrem Kummer und verliehen ihr Kraft.

Wie das während einer Reise immer so zu gehen pflegt, dachte Prinzessin Marja nur an die Reise selbst und vergaß darüber den Zweck der Reise. Aber als sie sich Jaroslawl näherten und sich ihr wieder der Gedanke an das aufdrängte, was ihr möglicherweise bevorstand und nicht erst in einigen Tagen, sondern am Abende dieses selben Tages, da stieg die Aufregung der Prinzessin Marja auf den höchsten Grad.

Der Heiduck war vorausgeschickt worden, um in Jaroslawl Erkundigungen einzuziehen, wo Rostows Quartier genommen hätten und in welchem Zustande sich Fürst Andrei befinde; und als er nun am Schlagbaume die große einfahrende Kutsche

empfing, da erschrak er beim Anblicke des entsetzlich blassen Gesichtes der Prinzessin, die sich aus dem Wagenfenster zu ihm hinauslehnte.

„Ich habe alles in Erfahrung gebracht, Euer Durchlaucht: Rostows wohnen am Markt, im Hause des Kaufmanns Bronnikow. Es ist nicht weit von hier, ganz dicht an der Wolga," sagte der Heiduck.

Prinzessin Marja blickte ängstlich fragend nach seinem Gesichte und begriff nicht, warum er nicht auf die Hauptfrage antwortete: wie es ihrem Bruder gehe. Mademoiselle Bourienne stellte diese Frage für die Prinzessin.

„Was macht der Fürst?" fragte sie.

„Seine Durchlaucht wohnen mit ihnen in demselben Hause."

„Also ist er doch am Leben," dachte die Prinzessin und fragte leise: „Und wie geht es ihm?"

„Die Leute sagen: er befindet sich immer noch in demselben Zustande."

Was das bedeutete: „immer noch in demselben Zustande", danach wollte die Prinzessin nicht fragen; sie warf nur einen kurzen, unauffälligen Blick nach dem siebenjährigen Nikolenka hin, der vor ihr saß und sich über die fremde Stadt freute; dann ließ sie den Kopf sinken und hob ihn nicht eher wieder in die Höhe, als bis die schwere Kutsche polternd, schütternd und schaukelnd noch eine Strecke weitergefahren war und dann hielt. Rasselnd wurde der Wagentritt heruntergeschlagen.

Der Wagenschlag wurde geöffnet. Links war Wasser, ein großer Fluß, rechts eine Haustür mit Stufen davor; auf den Stufen standen Leute von der Dienerschaft und ein rotwangiges junges Mädchen mit einem großen schwarzen Zopf, welches, wie es der Prinzessin Marja vorkam, in einer unangenehm gezwungenen Manier lächelte (es war Sonja). Die Prinzessin lief im Hause die

Treppe hinauf, das junge Mädchen mit dem gezwungenen Lächeln sagte: „Hier, hier!" und die Prinzessin befand sich im Vorzimmer einer alten Dame mit orientalischem Typus gegenüber, die ihr mit einem gerührten Gesichtsausdruck schnell entgegenkam. Es war die alte Gräfin. Sie umarmte Prinzessin Marja und küßte sie.

„Mein liebes Kind!" sagte sie. „Ich kenne und liebe Sie schon lange."

Trotz all ihrer Aufregung merkte Prinzessin Marja doch, daß dies die Gräfin war, und fühlte, daß sie ihr etwas erwidern mußte. Ohne selbst zu wissen, wie sie es fertigbrachte, sagte sie zu ihr einige höfliche französische Worte in demselben Tone, in dem sie angeredet worden war, und fragte dann: „Wie geht es ihm?"

„Der Arzt sagt, es sei keine Gefahr vorhanden," antwortete die Gräfin; aber während sie das sagte, richtete sie gleichzeitig die Augen nach oben, und in dieser Gebärde lag ein Ausdruck, der ihren Worten widersprach.

„Wo ist er? Kann ich ihn sehen? Ja?" fragte die Prinzessin.

„Sogleich, Prinzessin, sogleich, meine Liebe! Und das ist sein Sohn?" sagte die Gräfin, sich zu Nikolenka wendend, der soeben mit Dessalles eintrat. „Wir haben hier alle Platz; das Haus ist geräumig. Ach, was für ein allerliebster Knabe!"

Die Gräfin führte die Prinzessin in den Salon. Sonja war in einem Gespräche mit Mademoiselle Bourienne begriffen. Die Gräfin liebkoste den Knaben. Der alte Graf trat ins Zimmer und begrüßte die Prinzessin. Der alte Graf hatte sich außerordentlich verändert, seit die Prinzessin ihn zum letzten Male gesehen hatte. Damals war er ein frischer, heiterer, selbstbewußter alter Herr gewesen; jetzt machte er den Eindruck eines bemitleidenswerten, innerlich gebrochenen Menschen. Während er mit der Prinzessin sprach, blickte er beständig um sich, wie wenn er alle fragen

wollte, ob er sich auch richtig benehme. Nach der Zerstörung Moskaus und dem Verluste seines Vermögens hatte er, aus seinem gewohnten Geleise herausgeworfen, offenbar das Bewußtsein seiner Position verloren und fühlte, daß er keine rechte Stelle mehr im Leben hatte.

Trotzdem Prinzessin Marja nur den einen Wunsch hatte, recht schnell ihren Bruder zu sehen, und es peinlich empfand, daß Rostows in einem solchen Augenblicke mit ihr ein Gespräch führten und heuchlerischerweise ihren Neffen lobten, bemerkte sie doch alles, was um sie herum geschah, und fühlte die Notwendigkeit, sich zunächst der neuen Ordnung des Hauses, in das sie eingetreten war, zu fügen. Sie wußte, daß all dies nun einmal nicht zu umgehen war, und es war ihr lästig; aber sie zürnte den Rostows deswegen nicht.

„Dies ist meine Nichte," sagte der Graf, indem er Sonja vorstellte. „Sie kennen sie wohl noch nicht, Prinzessin?"

Die Prinzessin wandte sich zu ihr, suchte das feindliche Gefühl, das in ihrem Herzen gegen dieses Mädchen aufstieg, zu unterdrücken und küßte sie. Aber sie fühlte sich beklommen, weil die Stimmung all der Menschen, die sie umgaben, so sehr weit von den Empfindungen ablag, die ihre eigene Seele erfüllten.

„Wo ist er?" fragte sie noch einmal, sich an alle zugleich wendend.

„Er ist unten; Natascha ist bei ihm," antwortete Sonja und errötete dabei. „Es ist schon jemand hingeschickt, um zu fragen, ob Sie zu ihm können. Aber ich meine, Sie werden müde sein von der Reise, Prinzessin?"

Der Prinzessin traten vor Verdruß die Tränen in die Augen. Sie wandte sich ab und wollte eben die Gräfin wieder fragen, wo es zu ihm hinginge, als in der Tür leichte, eilige, sozusagen fröhliche Schritte sich hören ließen. Die Prinzessin sah sich um und erblickte Natascha, die beinahe laufend hereinkam, jene

Natascha, die ihr bei der nun schon weit zurückliegenden Be-
gegnung in Moskau so wenig gefallen hatte.

Aber sowie die Prinzessin dieser Natascha ins Gesicht blickte
erkannte sie auch, daß dies eine aufrichtige Teilnehmerin an ihrem
Kummer und darum ihre Freundin war. Sie eilte ihr entgegen
umarmte sie und weinte an ihrer Schulter.

Natascha hatte beim Fürsten Andrei am Kopfende seines Lager
gesessen, war, sobald sie von der Ankunft der Prinzessin Mari
gehört hatte, leise mit jenen schnellen und, wie es der Prinzessi
Marja vorkam, gewissermaßen fröhlichen Schritten aus seinem
Zimmer gegangen und zu ihr geeilt.

Als sie ins Zimmer hereingelaufen kam, trug ihr aufgeregte
Gesicht nur einen Ausdruck, den Ausdruck der Liebe, de
grenzenlosen Liebe zu ihm, zu der Prinzessin Marja, zu jedem
der dem geliebten Manne nahestand, den Ausdruck des Schmer
zes und der Teilnahme für andere und des leidenschaftliche
Wunsches, sich selbst aufzuopfern, um ihnen zu helfen. Es wa
offensichtlich, daß Natascha in diesem Augenblicke keinen Ge
danken an sich und an ihr Verhältnis zu ihm in ihrer Seele hatte

Die feinfühlige Prinzessin hatte dies alles beim ersten Blicke i
Nataschas Gesicht erkannt und weinte nun mit schmerzlichem
Genuß an ihrer Schulter.

„Kommen Sie, Marja, wir wollen zu ihm hingehen," sagt
Natascha und führte sie in ein anderes Zimmer.

Prinzessin Marja hob ihr Gesicht in die Höhe, trocknete sich di
Augen und wandte sich zu Natascha. Sie fühlte, daß sie von diese
alles erfahren und so alles verstehen werde.

„Wie . . ." begann sie ihre Frage, hielt aber plötzlich inne.

Sie sagte sich, daß hier nicht mit Worten gefragt und geant
wortet werden könne, sondern Nataschas Gesicht und Auge
alles deutlicher und mit mehr Empfindung sagen würden.

Natascha sah sie an, schien aber in Angst und Zweifel zu sein, ob sie ihr alles, was sie wußte, sagen sollte oder nicht; sie hatte die Empfindung, als könne sie diesen leuchtenden Augen gegenüber, die bis in den tiefsten Grund des Herzens drangen, nicht umhin, die ganze Wahrheit, so wie sie sie kannte, auszusprechen. Nataschas Lippen fingen auf einmal an zu zucken, häßliche Falten bildeten sich um ihren Mund, und aufschluchzend verbarg sie ihr Gesicht in den Händen.

Prinzessin Marja verstand das alles.

Aber sie hoffte doch immer noch und fragte mit Worten, an die sie selbst nicht glaubte:

„Aber wie steht es mit seiner Wunde? Und in welchem Zustande befindet er sich überhaupt?"

„Sie ... Sie werden es sehen," antwortete Natascha, außerstande noch etwas hinzuzufügen.

Sie saßen beide eine Zeitlang unten in einem Zimmer neben dem Krankenzimmer, um mit dem Weinen aufzuhören und dann mit ruhigen Gesichtern zu ihm hineinzugehen.

„Welchen Gang hat denn die Krankheit genommen? Ist es schon länger her, daß es mit ihm so schlecht steht? Wann ist das eingetreten?" fragte Prinzessin Marja.

Natascha erzählte, in der ersten Zeit habe infolge des fieberhaften, leidenden Zustandes Gefahr bestanden; aber im Troiza-Kloster sei dies vorübergegangen, und der Arzt habe nur noch vor dem Eintreten des kalten Brandes Besorgnis gehabt. Aber auch diese Gefahr sei geschwunden. Als sie nach Jaroslawl gekommen wären, habe die Wunde zu eitern begonnen (Natascha wußte mit Eiterung und dergleichen sehr gut Bescheid), und der Arzt habe gesagt, die Eiterung werde wohl einen normalen Verlauf nehmen. Dann habe sich Fieber eingestellt. Der Arzt habe gesagt, dieses Fieber sei nicht besonders gefährlich.

„Aber vor zwei Tagen", berichtete Natascha weiter, „trat a einmal das ein . . ." (sie hielt mit Anstrengung das Schluchze zurück). „Ich weiß nicht, woher es gekommen ist; aber S werden sehen, in welchen Zustand er geraten ist."

„Ist er schwach geworden? Abgemagert?" fragte die Pri zessin.

„Nein, das nicht, aber schlimmer. Sie werden ja sehen. Ac Marja, er ist zu gut, zu gut; er kann nicht, kann nicht am Lebe bleiben, weil . . ."

XV

Als Natascha mit einem geschickten, ihr bereits geläufig g wordenen Griffe die Tür zu dem Zimmer des Fürste Andrei öffnete und die Prinzessin vor sich eintreten ließ, d fühlte Prinzessin Marja schon, wie ihr das Schluchzen in d Kehle steigen wollte. Soviel sie sich auch vorbereitet und sich z beruhigen versucht hatte, so war sie doch überzeugt, daß sie nic imstande sein werde, bei dem Wiedersehen mit ihm die Träne zurückzuhalten.

Prinzessin Marja glaubte verstanden zu haben, was Natasch mit den Worten: „Vor zwei Tagen trat auf einmal das ein hatte sagen wollen. Sie meinte, daß dies bedeuten sollte, er s auf einmal weich geworden, und diese Weichheit und Rührun sei ein Anzeichen des nahen Todes. Als sie sich der Tür nähert hatte sie schon im Geiste Andreis Gesicht vor sich zu sehen g glaubt, so wie sie es in der Kindheit gekannt hatte, zärtlich, san voll Rührung, wie sie es aber in späterer Zeit nur selten an ih gesehen hatte, wo es dann eben deshalb immer besonders sta auf sie gewirkt hatte. Sie war überzeugt gewesen, daß er lei zärtliche Worte zu ihr sprechen werde, so wie es der Vater v seinem Tode getan hatte, und daß sie das nicht werde ertrage

können, sondern an seinem Lager in Schluchzen ausbrechen werde. Aber ob früher oder später, es mußte sein, und sie trat ins Zimmer. Das Schluchzen rückte ihr immer näher an die Kehle, während sie mit ihren kurzsichtigen Augen immer deutlicher seine Gestalt unterschied und seine Züge zu erkennen suchte; und da sah sie auf einmal sein Gesicht, und ihre Blicke trafen einander.

Er lag auf einem Sofa, von Kissen umgeben, in einem mit Eichhornpelz gefütterten Schlafrock. Er war mager und blaß. In der einen seiner mageren, durchsichtig weißen Hände hielt er ein Taschentuch, mit der anderen berührte er, leise die Finger bewegend, den schmalen Schnurrbart, der ihm jetzt ohne Pflege lang gewachsen war. Seine Augen blickten nach den Eintretenden hin.

Als Prinzessin Marja sein Gesicht sah und ihre Blicke einander begegneten, mäßigte sie die Schnelligkeit ihres Ganges und fühlte, daß ihre Tränen auf einmal versiegten und ihr Schluchzen abbrach. Nachdem sie den Ausdruck seines Gesichtes und Blickes erfaßt hatte, wurde sie auf einmal befangen und fühlte sich schuldig.

„Aber inwiefern habe ich mich denn schuldig gemacht?" fragte sie sich.

„Deine Schuld besteht darin, daß du lebst und an einen Lebenden denkst, während ich ..." antwortete sein kalter, strenger Blick.

In diesem tiefen Blicke, mit welchem Fürst Andrei nicht aus sich heraus, sondern in sich hinein sah, lag beinahe etwas Feindseliges, als Fürst Andrei ihn langsam auf seine Schwester und auf Natascha richtete.

Die Geschwister küßten sich, indem sie einander zugleich die Hand drückten, wie sie das zu tun pflegten.

„Guten Abend, Marja, wie kommst du denn hierher?“ sagte e
mit einer Stimme, die so gleichmütig und fremdartig war w
sein Blick.

Hätte er voller Verzweiflung geschrien und gewinselt, so wär
Prinzessin Marja darüber weniger erschrocken gewesen als übe
den Klang dieser Stimme.

„Und auch Nikolenka hast du mitgebracht?“ fuhr er ebens
gleichmütig und langsam fort; es kostete ihn augenscheinlich ein
Anstrengung, sich zu erinnern.

„Wie steht es denn jetzt mit deinem Befinden?“ fragte Prin
zessin Marja; sie war selbst erstaunt darüber, daß sie redete.

„Danach mußt du den Arzt fragen, meine Liebe,“ erwiderte e
Dann machte er offenbar wieder eine neue Anstrengung, u
freundlich zu sein, und sagte auf französisch, nur mit de
Munde (es war klar, daß er das, was er sagte, überhaupt nich
dachte):

„Ich danke dir, meine Liebe, daß du hergekommen bist.“

Prinzessin Marja drückte ihm die Hand. Er runzelte bei ihre
Händedruck leise die Stirn. Er schwieg, und sie wußte nicht, wa
sie sagen sollte. Sie verstand nun, was mit ihm vor zwei Tage
geschehen war. In seinen Worten, in seinem Tone und nament
lich in diesem Blicke, diesem kalten, beinahe feindseligen Blick
machte sich eine bei einem noch lebenden Menschen entsetzlich
Abkehr von allem Irdischen fühlbar. Alles, was mit dem Lebe
zusammenhing, verstand er offenbar nur mit Mühe; aber dabe
merkte man, daß ihm das Verständnis hierfür nicht deshal
mangelte, weil er der Fähigkeit zu verstehen beraubt gewese
wäre, sondern weil er etwas anderes verstand, etwas, was di
Lebenden nicht verstanden und nicht verstehen konnten, und wa
ihn jetzt vollständig in Anspruch nahm.

„Ja, sieh, wie seltsam uns das Schicksal wieder zusammen

geführt hat!" sagte er, das Stillschweigen unterbrechend, und wies dabei auf Natascha. „Sie pflegt mich immer."

Prinzessin Marja hörte ihn, hatte aber kein Verständnis für das, was er sagte. Er, der zartfühlende, rücksichtsvolle Fürst Andrei, wie konnte er das in Gegenwart des Mädchens, das er liebte und das ihn liebte, sagen! Wenn er dächte, daß er am Leben bleiben werde, so hätte er das nicht in einem solchen kalten, kränkenden Tone gesagt. Wenn er nicht den Tod mit Sicherheit vor Augen sähe, so hätte er doch Mitleid mit ihr haben müssen und hätte das nicht in ihrer Gegenwart gesagt. Für sein Verhalten gab es nur eine Erklärung: daß ihm alles dies gleichgültig war, gleichgültig deswegen, weil sich ihm etwas anderes, Höheres erschlossen hatte.

Das Gespräch war kühl und unzusammenhängend und kam alle Augenblicke ins Stocken.

„Marja ist über Rjasan gefahren," sagte Natascha.

Fürst Andrei beachtete es nicht, daß sie seine Schwester mit dem Vornamen nannte. Natascha aber, die es in seiner Gegenwart zum erstenmal getan hatte, wurde sich dessen bewußt.

„Nun, was ist dabei?" sagte er.

„Es war ihr erzählt worden, daß ganz Moskau niedergebrannt sei, vollständig eingeäschert, und daß ..."

Natascha hielt inne: sie durfte nicht weiterreden; er machte offenbar alle Anstrengungen, um zuzuhören, brachte es aber nicht zustande.

„Ja, es ist niedergebrannt, wie man sagt," erwiderte er. „Das ist sehr traurig." Er blickte vor sich hin und strich gedankenlos mit den Fingern seinen Schnurrbart zurecht.

„Und du, Marja, bist mit dem Grafen Nikolai zusammengetroffen?" sagte er auf einmal, sichtlich mit dem Wunsche, den beiden etwas Angenehmes zu sagen. „Er hat hierher geschrieben,

er habe dich sehr liebgewonnen," fuhr er in ruhigem, harmlosem Tone fort, offenbar unfähig, die Bedeutung, welche seine Worte für Lebende hatten, in ihrem ganzen Umfange zu ermessen. „Wenn du ihn ebenfalls liebgewänneſt, so wäre es sehr gut; dann solltet ihr euch heiraten," fügte er etwas schneller hinzu, als wenn er nach diesen Worten lange gesucht hätte und sich nun freute, sie endlich gefunden zu haben.

Prinzessin Marja hörte seine Worte; aber sie hatten für sie keine andere Bedeutung, als daß sie ihr bewiesen, wie furchtbar fern er jetzt allem stand, was mit dem Leben zusammenhing.

„Wozu sollen wir von mir sprechen!" erwiderte sie ruhig und blickte nach Nataſcha hin.

Nataſcha fühlte ihren Blick auf sich gerichtet, sah sie aber nicht an. Wieder schwiegen sie alle.

„Andrei, willst..." sagte Prinzessin Marja auf einmal mit bebender Stimme, „willst du Nikolenka sehen? Er hat die ganze Zeit her von dir gesprochen."

Fürst Andrei lächelte zum erstenmal ganz leise; aber Prinzessin Marja, die sein Gesicht so gut kannte, merkte zu ihrem Schrecken, daß dies nicht ein Lächeln der Freude, der Zärtlichkeit für seinen Sohn war, sondern ein Lächeln stillen, milden Spottes darüber, daß Prinzessin Marja das ihrer Meinung nach letzte Mittel anwandte, um ihn aus seiner Teilnahmlosigkeit aufzurütteln.

„Ja, ich werde mich sehr freuen, ihn zu sehen. Ist er gesund?"



Nikolenka sah, als man ihn zu seinem Vater brachte, diesen erschrocken an, weinte aber nicht, weil keiner der andern weinte. Fürst Andrei küßte ihn und wußte augenscheinlich nicht, was er mit ihm reden sollte.

Als Nikolenka wieder hinausgeführt war, trat Prinzessin Marja

noch einmal zu ihrem Bruder heran, küßte ihn und brach, da sie sich nicht mehr beherrschen konnte, in Tränen aus.

Er blickte sie starr an.

„Weinst du um Nikolenka?" fragte er.

Unter Tränen nickte Prinzessin Marja bestätigend mit dem Kopf.

„Marja, du kennst doch das Evang ..." Aber er brach plötzlich ab.

„Was sagst du?"

„Nichts, nichts. Zum Weinen ist hier kein Anlaß," sagte er, indem er sie mit demselben kalten Blicke ansah.



Als Prinzessin Marja in Tränen ausgebrochen war, hatte er recht wohl verstanden, daß ihre Tränen dem Knaben galten, der als Waise zurückbleiben werde. Sich stark Gewalt antuend hatte er versucht, zu den Interessen des Lebens zurückzukehren und sich auf den Standpunkt der beiden Mädchen zu versetzen.

„Ja, ihnen muß das traurig vorkommen," hatte er gedacht. „Und wie einfach ist es doch!"

„Die Vögel unter dem Himmel säen nicht und ernten nicht; aber euer Vater nähret sie doch," hatte er zu sich selbst gesagt und dasselbe auch zur Prinzessin sagen wollen. „Aber nein," hatte er dann gedacht, „sie würden es auf ihre Art verstehen, sie würden es nicht verstehen! Das können sie nicht verstehen, daß alle diese Gefühle, auf die sie einen solchen Wert legen, alle diese unsere Gedanken, die uns so wichtig scheinen, hohl und nichtig sind. Wir können einander nicht verstehen!" Und so hatte er geschwiegen.



Der kleine Sohn des Fürsten Andrei war jetzt sieben Jahre alt; er konnte kaum lesen und wußte überhaupt noch nichts. Nach diesem Tage machte er in seinem Leben gar vieles durch, erwarb

Kenntnisse, Beobachtungsfähigkeit und Erfahrung. Aber wenn er damals schon alle diese nachher erworbenen Fähigkeiten besessen hätte, so hätte er doch die ganze Bedeutung der Szene, die er zwischen seinem Vater, der Prinzessin Marja und Natascha sich abspielen sah, nicht besser und tiefer verstehen können, als er sie jetzt verstand. Er hatte alles verstanden, ging ohne zu weinen aus dem Zimmer, trat schweigend zu Natascha heran, die hinter ihm her das Zimmer verlassen hatte, und blickte sie schüchtern mit seinen nachdenklichen, schönen Augen an; seine hinaufgezogene rote Oberlippe zuckte, er schmiegte sich mit dem Kopfe an sie und brach in Tränen aus.

Seit diesem Tage vermied er seinen Erzieher Dessalles, vermied er die Gräfin, die ihn immer liebkoste, und saß entweder still für sich allein, oder er trat schüchtern an Prinzessin Marja und Natascha heran, welche letztere er, wie es schien, noch mehr liebgewonnen hatte als seine Tante, und liebkoste sie leise und verlegen.

Als Prinzessin Marja von dem Fürsten Andrei herauskam, hatte sie alles das, was Nataschas Gesicht ihr gesagt hatte, völlig verstanden. Sie sprach mit Natascha nicht mehr von der Hoffnung auf Rettung seines Lebens. Sie löste sich mit ihr auf dem Platze an seinem Sofa ab und weinte nicht mehr; aber sie betete unablässig, indem sie ihre Seele zu Gott dem Ewigen, Unbegreiflichen hinwandte, der jetzt (das fühlte sie) über dem Haupte eines sterbenden Menschen gegenwärtig war.

XVI

Fürst Andrei wußte nicht nur, daß er sterben werde, sondern er fühlte auch, daß er jetzt schon im Sterben begriffen und bereits halb gestorben war. Er war sich bewußt, allem Irdischen

entfremdet zu sein, und fühlte eine seltsame freudige Leichtigkeit des Daseins. Ohne Ungeduld und Unruhe erwartete er das, was ihm bevorstand. Jenes Drohende, Ewige, Unbekannte und Ferne, dessen Gegenwart er während seines ganzen Lebens fortwährend empfunden hatte, war ihm jetzt nahegerückt, und infolge jener seltsamen Leichtigkeit des Daseins, deren er sich erfreute, vermochte er es beinahe mit der Denkkraft und dem Empfindungsvermögen zu erfassen . . . .

. . . .

Früher hatte er sich vor dem Ende des Lebens gefürchtet. Zweimal hatte er dieses entsetzlich quälende Gefühl der Todesfurcht durchgemacht, und jetzt hatte er für dieses Gefühl gar kein Verständnis mehr.

Zum ersten Male hatte er dieses Gefühl damals gehabt, als die Granate sich vor ihm wie ein Kreisel drehte und er das zertretene Feld und die Sträuche und den Himmel ansah und wußte, daß da vor ihm der Tod war. Als er aber dann nach seiner Verwundung wieder zu sich kam und sich plötzlich in seiner Seele, wie von dem lastenden Drucke des Lebens befreit, jene Blume der ewigen, freien, von diesem Leben unabhängigen Liebe erschloß, da fürchtete er den Tod nicht mehr und dachte nicht mehr an ihn.

Je mehr er in jenen Stunden leidvoller Einsamkeit und teilweisen Irreredens, die er nach seiner Verwundung durchlebte, sich in das neue Element der ewigen Liebe hineindachte, das sich ihm erschlossen hatte, um so mehr entfremdete er sich, ohne es selbst zu merken, dem irdischen Leben. Alles und alle lieben, stets sich selbst um der Liebe willen zum Opfer bringen, das hieß niemanden lieben, das hieß an diesem irdischen Leben nicht teilhaben. Und je mehr er sich von diesem Elemente der Liebe durchdringen ließ, um so mehr wandte er sich vom Leben ab und um so vollständiger zerstörte er jene furchtbare Schranke, die, wenn

jene Liebe nicht vorhanden ist, zwischen dem Leben und dem Tode steht. Sooft er in jener ersten Zeit daran dachte, daß er werde sterben müssen, sagte er zu sich selbst: „Nun schön, um so besser!“

Aber dann kam jene Nacht in Mytischtschi, in der sein Zustand zwischen Fieberphantasien und Klarheit hin und her schwankte und auf einmal die vor ihm stand, nach der ihn verlangt hatte, und er ihre Hand an seine Lippen drückte und stille, frohe Tränen vergoß; nach dieser Nacht stahl sich die Liebe zu diesem einen Weibe unvermerkt in sein Herz und verknüpfte ihn wieder mit dem Leben. Und freudige und unruhige Gedanken wurden in ihm rege. Wenn er sich an jenen Augenblick auf dem Verbandplatze erinnerte, wo er Kuragin erblickt hatte, so vermochte er nun jenes Gefühl der Liebe bei sich nicht wieder wachzurufen; es quälte ihn die Frage, ob dieser Mann wohl noch am Leben sei. Und er wagte nicht, sich danach zu erkundigen.

Seine Krankheit nahm ihren physischen Verlauf; der Vorgang aber, den Natascha mit den Worten bezeichnete: „Es trat auf einmal das bei ihm ein,“ trug sich zwei Tage vor der Ankunft der Prinzessin Marja zu. Zu seiner eigenen Überraschung wurde Fürst Andrei sich dessen bewußt, daß er noch Wert auf das Leben lege, in welchem ihm die Möglichkeit der Liebe zu Natascha winkte, und es folgte nun ein letzter seelischer Kampf zwischen dem Leben und dem Tode, wobei der Tod den Sieg davontrug, ein letzter, schließlich überstandener Anfall von Furcht vor dem Unbekannten.

Es war am Abend. Er befand sich, wie gewöhnlich nach dem Mittagessen, in einem leichten Fieberzustande, und seine Gedanken waren außerordentlich klar. Sonja saß am Tische. Er war eingeschlummert. Plötzlich überkam ihn eine glückselige Empfindung.

„Ah, sie muß hereingekommen sein," dachte er.

Und wirklich saß auf Sonjas Platze Natascha, die soeben mit unhörbaren Schritten ins Zimmer getreten war.

Seit der Zeit, wo sie seine Pflege übernommen hatte, hatte er immer diese physische Empfindung für ihre Nähe gehabt. Sie saß auf einem Lehnsessel, so daß sie ihm die Seite zuwendete und durch ihre Gestalt ihm als Schirm gegen das Licht der Kerze diente, und strickte einen Strumpf. (Sie hatte das Strumpfstricken gelernt, seit Fürst Andrei einmal zu ihr gesagt hatte, niemand verstehe sich so gut darauf, Kranke zu pflegen, wie die alten Kinderfrauen, welche Strümpfe strickten; in dem Strumpfstricken liege etwas Beruhigendes.) Ihre schlanken Finger hantierten schnell mit den Nadeln, die mitunter aneinander schlugen, und das nachdenkliche Profil ihres herabgebeugten Gesichtes war ihm deutlich sichtbar. Bei einer zufälligen Bewegung, die sie machte, rollte das Knäuel von ihren Knien herunter. Sie schrak zusammen, blickte sich nach dem Fürsten Andrei um, verdeckte die Kerze mit der Hand, bog sich mit einer behutsamen, geschmeidigen, geschickten Bewegung nieder, hob das Knäuel auf und setzte sich wieder in ihrer früheren Haltung hin.

Er betrachtete sie, ohne sich zu rühren, und sah, daß es ihr nach dieser ihrer Bewegung Bedürfnis war, mit ganzer Brust Atem zu holen, daß sie dies aber absichtlich unterließ und recht vorsichtig aus- und einatmete.

Im Troiza-Kloster hatten sie über die Vergangenheit gesprochen, und er hatte zu ihr gesagt, wenn er am Leben bliebe, so würde er lebenslänglich Gott für seine Verwundung danken, die ihn wieder mit ihr zusammengeführt habe; aber seitdem hatten sie nie mehr über die Zukunft geredet.

„Kann es sein oder ist es unmöglich?" dachte er jetzt, während

er sie ansah und auf das leise Klirren der stählernen Nadeln lauschte. „Hat mich das Schicksal wirklich nur darum in so seltsamer Weise wieder mit ihr zusammengeführt, damit ich nun doch sterbe? ... Hat sich mir die Wahrheit des Lebens wirklich nur dazu erschlossen, damit ich doch in der Unwahrhaftigkeit weiter lebe? Ich liebe sie mehr als alles in der Welt. Aber was soll ich dagegen tun, wenn ich sie doch liebe?" sagte er zu sich und stöhnte auf einmal unwillkürlich auf, wie er sich das in seiner Leidenszeit angewöhnt hatte.

Sowie Natascha diesen Laut hörte, legte sie den Strumpf auf den Tisch, bog sich näher zu ihm hin und trat, als sie seine leuchtenden Augen bemerkte, mit einem leichten Schritte zu ihm und beugte sich über ihn.

„Sie schlafen nicht?"

„Nein, ich betrachte Sie schon lange; ich fühlte es, als Sie hereinkamen. Niemand gibt mir, wie Sie, diese weiche Stille, dieses Licht. Ich möchte geradezu weinen vor Freude."

Natascha neigte sich noch näher zu ihm. Ihr Gesicht strahlte vor frohem Entzücken.

„Natascha, ich liebe Sie zu sehr, mehr als alles in der Welt."

„Und ich?" Sie wandte sich einen Augenblick ab. „Warum denn zu sehr?"

„Warum zu sehr? ... Nun, was sagt Ihnen Ihr Herz, was glauben Sie im tiefsten Herzen: werde ich am Leben bleiben? Was meinen Sie?"

„Ich bin überzeugt davon, fest überzeugt!" rief Natascha laut und ergriff mit einer leidenschaftlichen Bewegung seine beiden Hände.

Er schwieg ein Weilchen.

„Wie schön wäre das!" sagte er dann, nahm ihre Hand und küßte sie.

Natascha war glücklich und erregt; aber sogleich fiel ihr auch ein, daß ein solches Gespräch für ihn nicht gut sei und er Ruhe brauche.

„Aber Sie haben nicht geschlafen," sagte sie, die Äußerungen ihrer Freude unterdrückend. „Geben Sie sich Mühe einzuschlafen; ich bitte Sie darum."

Er drückte ihr die Hand und ließ sie dann los. Natascha ging wieder zu der Kerze und setzte sich so hin, wie sie vorher gesessen hatte. Zweimal sah sie sich nach ihm um; seine Augen leuchteten ihr entgegen. Sie stellte sich eine Aufgabe an ihrem Strumpfe und nahm sich vor, sich nicht eher wieder nach ihm umzusehen, ehe sie diese nicht beendet habe.

Wirklich schloß er bald darauf die Augen und schlief ein. Er schlief nicht lange und erwachte auf einmal, von kaltem Schweiß bedeckt und in großer Unruhe.

Beim Einschlafen hatte er fortwährend an das gedacht, woran er diese ganze Zeit her gedacht hatte: an das Leben und den Tod. Und mehr an den Tod. Diesem fühlte er sich näher.

„Die Liebe? Was ist die Liebe?" hatte er gedacht.

„Die Liebe hindert den Tod. Die Liebe ist das Leben. Alles, alles, was ich verstehe, verstehe ich nur dadurch, daß ich liebe. Alles ist und existiert nur dadurch, daß ich liebe. Alles ist nur durch die Liebe miteinander verknüpft. Die Liebe ist Gott, und wenn ich sterbe, so bedeutet das, daß ich, ein Teilchen der Liebe, zu der gemeinsamen, ewigen Quelle zurückkehre." Diese Gedanken erschienen ihm tröstlich. Aber doch waren es eben nur Gedanken. Es mangelte ihnen etwas; sie hatten etwas einseitig Persönliches, Verstandesmäßiges an sich; es war keine objektive Augenscheinlichkeit da. So befand er sich denn in Unruhe und Unklarheit. Er schlief ein.

Er träumte. Er liegt in demselben Zimmer, in dem er in Wirk-

lichkeit lag; aber er ist nicht verwundet, sondern gesund. Viele verschiedene Personen, unbedeutende, gleichgültige Personen, stellten sich bei ihm ein. Er redet mit ihnen, disputiert mit ihnen über irgendeinen gleichgültigen Gegenstand. Sie schicken sich an wegzugehen. Es kommt ihm unklar zum Bewußtsein, daß alles dies nichtig ist und er andere, wichtigere Sorgen hat; aber dennoch redet er weiter, wertlose Witzworte, durch die er die Leute in Erstaunen versetzt. Allmählich verschwinden alle diese Personen eine nach der andern, und an die Stelle alles dessen, was bisher da war, tritt nun eine einzige Frage, die Frage des Verschließens der Tür. Er steht auf und geht zu der Tür hin, um den Riegel vorzuschieben und sie zuzuschließen. Davon, ob er sie noch rechtzeitig zuschließen kann oder nicht, hängt alles ab, alles. Er geht, er beeilt sich, seine Füße bewegen sich nicht, und er sieht ein, daß es ihm nicht gelingen wird, die Tür rechtzeitig zu verschließen; aber dennoch strengt er krampfhaft alle seine Kräfte an. Und eine qualvolle Angst packt ihn. Und diese Angst ist die Todesangst: draußen vor der Tür steht Es. Aber in dem Augenblicke, wo er kraftlos und unbeholfen einherschleichend die Tür erreicht, drückt dieses furchtbare Es schon von außen gegen die Tür und pocht ungestüm dagegen. Etwas Unmenschliches, der Tod, pocht an die Tür, und er, Andrei, muß sie zuhalten. Er erfaßt die Tür und strengt seine letzten Kräfte an, um sie, da es zum Zuschließen zu spät ist, wenigstens zuzuhalten. Aber seine Kräfte sind zu schwach und zu unbeholfen, und die Tür, gegen die das Entsetzliche drückt, öffnet sich. Aber sie schließt sich wieder.

Noch einmal drückt Es von außen dagegen. Die letzten, übermenschlichen Anstrengungen sind vergeblich, und nun haben sich beide Türflügel geräuschlos geöffnet. Es ist eingetreten, und dieses Es ist der Tod. Und er, Andrei, ist gestorben.

Aber in demselben Augenblicke, als er gestorben war, kam es dem Fürsten Andrei zum Bewußtsein, daß er nur schlafe, und in demselben Augenblicke, als er gestorben war, machte er eine starke Anstrengung und erwachte.

„Ja, das war der Tod. Ich bin gestorben, ich bin erwacht. Ja, der Tod ist ein Erwachen!" Dieser Gedanke leuchtete auf einmal in seinem Geiste auf, und der Vorhang, der bis dahin das Unbekannte verborgen hatte, hob sich vor seinem geistigen Blicke in die Höhe. Es war ihm, als sei die bisher in seinem Innern gefesselte Kraft nun frei geworden, und er fühlte jene eigentümliche Leichtigkeit, die ihn von da an nicht mehr verließ.

Als er, von kaltem Schweiß bedeckt, wieder zu sich kam und sich auf dem Sofa bewegte, trat Nataschа zu ihm und fragte ihn, wie er sich befinde. Er antwortete ihr nicht, sondern blickte sie, ohne sie zu verstehen, mit einem seltsamen Blicke an.

Dies war es, was sich mit ihm zwei Tage vor der Ankunft der Prinzessin Marja zugetragen hatte. Seit diesem Tage hatte das Zehrfieber, wie der Arzt sagte, einen schlimmen Charakter angenommen; aber Natascha legte auf das, was der Arzt sagte, keinen Wert; sie sah diese furchtbaren seelischen Symptome, die ihr minder zweifelhaft waren.

Seitdem hatte für den Fürsten Andrei zugleich mit dem Erwachen aus dem Schlafe das Erwachen aus dem Leben begonnen. Und im Verhältnis zu der Dauer des Lebens erschien ihm dieses letzte Erwachen nicht langsamer als das Erwachen aus dem Schlafe im Verhältnis zu der Dauer des Traumes.

Es lag nichts Furchtbares und Schreckliches in diesem entsprechend langsamen Erwachen.

Seine letzten Tage und Stunden verliefen in der gewöhnlichen, natürlichen Weise. Auch Prinzessin Marja und Natascha, die nicht von seinem Lager wichen, fühlten das. Sie weinten nicht und

schauderten nicht und waren sich in der letzten Zeit dessen bewußt, daß sie nicht mehr ihn (denn er selbst existierte nicht mehr, er war schon von ihnen gegangen), sondern nur die nächstliegende Erinnerung an ihn, seinen Körper, pflegten. Die Empfindungen der beiden Mädchen waren so tief und stark, daß die äußere, furchtbare Seite des Todes auf beide nicht wirkte und sie es nicht nötig fanden, ihren Schmerz anzureizen. Sie weinten weder im Krankenzimmer noch außerhalb desselben und sprachen auch nie von dem Kranken untereinander. Sie fühlten beide, daß sie unvermögend waren, dem, was sie empfanden, mit Worten Ausdruck zu geben.

Beide sahen sie, wie er immer tiefer und tiefer, langsam und ruhig von ihnen hinwegsank in einen unbekannten Abgrund, und beide wußten, daß das so sein mußte und daß es gut so war.

Ein Geistlicher hörte seine Beichte und reichte ihm das Abendmahl; alle traten zu ihm heran, um von ihm Abschied zu nehmen. Als sein Sohn zu ihm gebracht wurde, berührte er ihn mit den Lippen, wandte sich dann aber ab, nicht weil es ihm zu ergreifend und schmerzlich gewesen wäre (Prinzessin Marja und Natascha verstanden das recht wohl), sondern nur weil er annahm, das sei alles, was man von ihm verlange; aber als ihm gesagt wurde, er möchte den Knaben doch auch noch segnen, da tat er auch dies noch und blickte um sich, als wollte er fragen, ob er vielleicht noch etwas tun müßte.

Als die letzten Zuckungen des Körpers eintraten, den der Geist schon verlassen hatte, waren Prinzessin Marja und Natascha bei ihm.

„Es ist wohl zu Ende!“ sagte Prinzessin Marja, als der Körper schon einige Minuten regungslos vor ihnen dagelegen hatte und zu erkalten begann. Natascha trat hinzu, blickte in die toten Augen und beeilte sich, sie zuzudrücken. Sie drückte sie zu, küßte

sie aber nicht, sondern sank andächtig nieder bei dem Körper, der die nächste Erinnerung an ihn selbst war.

„Wohin ist er gegangen? Wo ist er jetzt? ..." dachte sie.

Als der Leichnam gewaschen und angekleidet im Sarge auf dem Tische lag, traten alle an ihn heran, um Abschied zu nehmen, und alle weinten.

Nikolenka weinte vor schmerzlicher Verständnislosigkeit, die ihm das Herz zerriß. Die Gräfin und Sonja weinten aus Mitleid mit Natascha und darüber, daß er nun dahin war. Der alte Graf weinte darüber, daß, wie er fühlte, auch für ihn die Zeit herannahte, wo er denselben furchtbaren Schritt werde tun müssen.

Natascha und Prinzessin Marja weinten jetzt ebenfalls; aber sie weinten nicht aus persönlichem Gram, sondern infolge der andächtigen Rührung, von der ihre Seelen ergriffen waren angesichts des schlichten, erhabenen Mysteriums des Todes, das sich vor ihren Augen vollzogen hatte.

Dreizehnter Teil

I

Der menschliche Verstand vermag die Gesamtheit der Ursachen der Erscheinungen nicht zu begreifen. Aber das Bedürfnis, nach diesen Ursachen zu forschen, liegt in der Seele des Menschen. Da nun der menschliche Verstand in die zahllose Menge und mannigfaltige Verschlingung der die Erscheinungen begleitenden Umstände, von denen ein jeder, für sich betrachtet, als Ursache erscheinen kann, einzudringen nicht imstande ist, so greift er nach dem ersten besten, verständlichsten Momente, das mit einer Erscheinung in Berührung steht, und sagt: das ist die Ursache. Bei geschichtlichen Ereignissen, wo den Gegenstand der Untersuchung Handlungen von Menschen bilden, erscheint als ein solches Moment, das sich zuallererst darbietet, der Wille der Götter, demnächst der Wille derjenigen Personen, die bei dem betreffenden Ereignisse auf dem sichtbarsten Platze stehen, der Helden der Geschichte. Aber man braucht nur in das Wesen eines historischen Ereignisses einzudringen, d. h. in die Tätigkeit der gesamten Masse der Menschen, die an dem Ereignisse beteiligt gewesen sind, um sich zu überzeugen, daß der Wille eines Helden der Geschichte, weit entfernt die Tätigkeit der Massen zu lenken, vielmehr selbst beständig von ihnen gelenkt wird. Es könnte nun scheinen, als sei es gleichgültig, ob man die Bedeutung eines geschichtlichen Ereignisses in der einen oder in der andern Weise auffaßt. Aber zwischen dem, welcher sagt, die Völker des Westens seien nach dem Osten gezogen, weil Napoleon das gewollt habe, und dem, welcher sagt, dies sei deshalb geschehen, weil es geschehen mußte, besteht derselbe Unterschied, der zwischen denjenigen Menschen bestand, welche behaupteten, die Erde stehe fest und die Planeten bewegten sich um sie herum,

und denjenigen, welche sagten, sie wüßten nicht, wodurch die Erde gehalten werde, sie wüßten aber, daß es Gesetze gebe, durch die die Bewegung der Erde sowohl als auch der andern Planeten regiert werde. Für ein historisches Ereignis gibt es keine anderen Ursachen und kann es keine anderen Ursachen geben als die einzige Ursache aller Ursachen. Aber es gibt Gesetze, welche die Ereignisse regieren, Gesetze, die wir teils nicht kennen, teils tastend fühlen. Die Aufdeckung dieser Gesetze ist nur dann möglich, wenn wir völlig darauf verzichten, die Ursachen in dem Willen eines einzelnen Menschen zu suchen, geradeso wie die Aufdeckung der Gesetze der Bewegung der Planeten erst dann möglich wurde, als die Menschen auf die Vorstellung vom Feststehen der Erde verzichteten.



Nach der Schlacht bei Borodino, der Besetzung Moskaus durch den Feind und dem Brande dieser Stadt betrachten die Geschichtsforscher als das wichtigste Ereignis des Krieges von 1812 den Marsch des russischen Heeres von der Rjasaner Straße nach der Kalugaer Straße und zu dem Lager bei Tarutino, den sogenannten Flankenmarsch hinter Krasnaja-Pachra. Den Ruhm dieser genialen Tat schreiben sie verschiedenen Personen zu und streiten darüber, wem derselbe rechtmäßig zukommt. Auch ausländische Geschichtsforscher, sogar französische, erkennen die Genialität der russischen Heerführer an, wenn sie von diesem Flankenmarsch sprechen. Aber warum die Kriegsschriftsteller, und in ihrem Gefolge alle Leute, annehmen, daß dieser Flankenmarsch eine besonders tiefsinnige Erfindung eines einzelnen Mannes gewesen sei, durch die Rußland gerettet und Napoleon ins Verderben gestürzt sei, das ist sehr schwer zu begreifen. Erstens ist schwer zu begreifen, worin denn das Tiefsinnige und Geniale dieses Marsches liegen soll; denn um einzusehen, daß

die beste Stellung für eine Armee (wenn sie nicht angegriffen wird) da ist, wo sich die beste Verpflegungsmöglichkeit bietet, dazu bedarf es keiner großen geistigen Anstrengung; und ein jeder, selbst ein dummer Junge von dreizehn Jahren, konnte sich ohne Mühe sagen, daß im Jahre 1812 die vorteilhafteste Stellung für die Armee nach dem Rückzuge von Moskau auf der Kalugaer Straße war. Somit ist nicht zu begreifen erstens, durch welche Vernunftschlüsse die Geschichtsforscher dazu gelangen, in diesem Manöver etwas Tiefsinniges zu sehen. Zweitens ist noch schwerer zu begreifen, worin die Geschichtsforscher eigentlich den großen Vorteil dieses Manövers für die Russen und seine Verderblichkeit für die Franzosen sehen; denn dieser Flankenmarsch hätte unter anderen vorhergehenden, begleitenden und nachfolgenden Umständen für das russische Heer verderblich und für das französische vorteilhaft werden können. Wenn von dem Zeitpunkte an, wo dieser Marsch erfolgte, die Lage des russischen Heeres sich besser gestaltete, so folgt daraus keineswegs, daß dieser Marsch die Ursache davon gewesen wäre.

Dieser Flankenmarsch hätte leicht für die russische Armee nicht nur nutzlos, sondern sogar verderblich sein können, wenn nicht außerdem mancherlei andere Umstände zusammengetroffen wären. Was wäre geschehen, wenn Moskau nicht abgebrannt wäre? Wenn Murat die Russen nicht aus den Augen verloren hätte? Wenn Napoleon nicht in Untätigkeit verharrt wäre? Wenn die russische Armee nach Bennigsens und Barclays Rate bei Krasnaja-Pachra eine Schlacht geliefert hätte? Was wäre geschehen, wenn die Franzosen die Russen angegriffen hätten, als diese jenseits der Pachra marschierten? Was wäre geschehen, wenn später Napoleon bei dem Anmarsch auf Tarutino die Russen auch nur mit dem zehnten Teile der Energie angegriffen hätte, die er bei Smolensk aufgewandt hatte? Was wäre geschehen,

wenn die Franzosen ihren Marsch nach Petersburg gelenkt hätten? Bei all diesen Eventualitäten konnte die Nützlichkeit des Flankenmarsches in verhängnisvolle Schädlichkeit umschlagen.

Drittens, das Unbegreiflichste ist dies, daß die Männer, die die Geschichte studieren, absichtlich nicht sehen wollen, daß man den Flankenmarsch nicht auf einen einzelnen Urheber zurückführen kann, daß ihn nie jemand vorausgesehen hat, daß dieses Manöver gerade wie der Rückzug in Fili, zur Zeit der Ausführung nie jemandem in seiner Totalität vor Augen gestanden hat, sondern sich Schritt für Schritt, Stück für Stück, Moment für Moment aus einer zahllosen Menge der verschiedensten Umstände herausentwickelt und sich erst dann in seiner Totalität dargestellt hat, als es ausgeführt war und der Vergangenheit angehörte.

Bei dem Kriegsrate in Fili war bei den hohen russischen Militärs der vorherrschende Gedanke der als selbstverständlich erscheinende Rückzug in gerader Richtung nach rückwärts, d. h. auf der Straße nach Nischni-Nowgorod. Als Beweis dafür kann der Umstand dienen, daß die Mehrzahl der Stimmen im Kriegsrate in diesem Sinne abgegeben wurde, und ganz besonders die bekannte Besprechung, die der Oberkommandierende nach dem Kriegsrate mit Lanskoi, dem Intendanten des Verpflegungswesens, hatte. Lanskoi berichtete dem Oberkommandierenden, daß der Proviant für die Armee vorzugsweise an der Oka entlang, in den Gouvernements Tula und Kaluga, zusammengebracht sei, und daß im Falle des Rückzuges nach Nischni-Nowgorod die Proviantvorräte von der Armee durch den großen Okafluß getrennt sein würden, über den in der ersten Zeit des Winters der Trajekt unmöglich sei. Dies war das erste Anzeichen für die Notwendigkeit von der geraden Richtung nach Nischni-Nowgorod abzuweichen, die vorher als die natürlichste erschienen war. Die Armee hielt sich mehr südlich, an der Rjasaner Straße,

und näher an ihren Vorräten. In der Folge veranlaßten die Untätigkeit der Franzosen, die das russische Heer sogar aus den Augen verloren hatten, die Sorgen um die Verteidigung der Tulaer Gewehrfabrik und vor allem der Vorteil, den Vorräten dadurch näher zu kommen, dies alles veranlaßte die Russen, noch weiter südlich, auf die Tulaer Straße, abzubiegen. Als das Heer in einer gewagten Bewegung jenseits der Pachra auf die Tulaer Straße gelangt war, beabsichtigten die russischen Heerführer bei Podolsk zu bleiben, und kein Mensch dachte daran, eine Position bei Tarutino einzunehmen; aber eine zahllose Menge von Umständen und das Wiedererscheinen der französischen Truppen, die vorher das russische Heer aus den Augen verloren hatten, und allerlei Projekte für eine Schlacht und hauptsächlich die große Menge von Proviant in Kaluga bewogen unsere Armee, noch weiter nach Süden abzuschwenken und mitten in ihr Verpflegungsgebiet hinein nach Tarutino zu gehen, von der Tulaer auf die Kalugaer Straße. Geradeso wie auf die Frage, wann Moskau preisgegeben wurde, keine Antwort gegeben werden kann, ebensowenig ist dies möglich auf die Frage, wann und von wem der Beschluß gefaßt worden ist, nach Tarutino zu ziehen. Erst als die Truppen bereits infolge unzähliger Differentialkräfte nach Tarutino gelangt waren, erst da begannen die Menschen sich einzureden, daß sie dies gewollt und lange vorhergesehen hätten.

II

Der berühmte Flankenmarsch bestand nur darin, daß das russische Heer, welches bisher immer nach der dem Angriffe entgegengesetzten Richtung in gerader Linie zurückgewichen war, nun, nachdem der Angriff der Franzosen aufgehört hatte, von der ursprünglich eingeschlagenen geraden Richtung abwich

und, da es keinen Verfolger mehr hinter sich sah, naturgemäß sich nach der Seite hinwandte, wohin es sich durch den Überfluß an Proviant gezogen fühlte.

Stellt man sich keine genialen Heerführer an der Spitze der russischen Armee vor, sondern denkt man sich, die Armee wäre ohne alle Leitung gewesen, so hätte auch eine solche Armee nichts anderes tun können als wieder in der Richtung auf Moskau marschieren, und zwar in einem Bogen nach der Seite zu, wo mehr Proviant und eine reichere Gegend war.

Dieser Übergang von der Straße nach Nischni-Nowgorod auf die Rjasaner, Tulaer und Kalugaer Straße war dermaßen natürlich, daß auch die Marodeure der russischen Armee nach dieser selben Richtung davonliefen und von Petersburg aus an Kutusow die Weisung erging, mit dem Heere gerade nach dieser Richtung zu marschieren. Als Kutusow sich bereits in Tarutino befand, ging ihm ein beinah im Tone eines Verweises gehaltenes Schreiben des Kaisers zu, in welchem dieser es mißbilligte, daß Kutusow die Armee auf die Rjasaner Straße geführt hatte, und ihm dieselbe Stellung gegenüber von Kaluga anwies, in welcher er sich schon in dem Augenblicke befand, als der Brief des Kaisers in seine Hände kam.

Die Kugel, d. h. das russische Heer, welche in der Richtung des Stoßes zurückgerollt war, den sie während des ganzen Feldzuges und zuletzt in der Schlacht bei Borodino empfangen hatte, nahm, als die Kraft des Stoßes aufgehört hatte und sie keine neuen Stöße mehr empfing, diejenige Lage ein, die für sie die natürliche war.

Kutusows Verdienst bestand nicht in irgendwelchem genialen strategischen Manöver, wie man es zu nennen pflegt, sondern darin, daß er allein die Bedeutung des sich vollziehenden Ereignisses begriff. Er allein begriff schon damals die Bedeutung der

Untätigkeit der Franzosen; er allein verblieb beharrlich bei der Behauptung, daß die Schlacht bei Borodino ein Sieg gewesen sei; er allein, für den doch (möchte man meinen) seine Stellung als Oberkommandierender einen Anreiz zur Offensive hätte bilden sollen, er allein verwandte alle seine Kraft darauf, die russische Armee von nutzlosen Schlachten zurückzuhalten.

Das bei Borodino angeschossene Wild lag irgendwo in der Gegend, wo es der davoneilende Jäger verlassen hatte; aber ob es noch lebte, ob es noch Kraft hatte oder sich nur verstellte, das wußte der Jäger nicht. Plötzlich ließ sich ein Stöhnen dieses Wildes vernehmen.

Das Stöhnen dieses verwundeten Wildes, der französischen Armee, durch welches dieses seine tödliche Verwundung verriet, war die Sendung Lauristons in Kutusows Lager mit dem Friedensangebote.

Napoleon, der, wie stets, überzeugt war, daß nicht das gut sei, was allgemein für gut gehalten wurde, sondern das, was ihm gerade in den Kopf kam, schrieb an Kutusow mit den ersten besten Wendungen, die ihm einfielen, die aber gar keinen vernünftigen Sinn hatten:

„Fürst Kutusow," schrieb er, „ich schicke einen meiner Generaladjutanten zu Ihnen, um mit Ihnen mehrere wichtige Dinge zu besprechen. Ich bitte Euer Durchlaucht, dem, was er Ihnen sagen wird, Glauben zu schenken, namentlich wenn er Ihnen die Gefühle der Hochachtung und besonderen Wertschätzung ausdrücken wird, die ich seit langer Zeit für Ihre Person hege. Dies ist der Zweck dieses Briefes. Ich bitte Gott, Fürst Kutusow, daß er Sie unter seinen heiligen, hohen Schutz nehme.

Moskau, den 3. Oktober 1812.

Gezeichnet: Napoleon."

„Die Nachwelt würde mir fluchen, wenn man von mir glaubte, ich hätte als der erste ein Abkommen irgendwelcher Art herbeigeführt. So denkt tatsächlich mein ganzes Volk," antwortete Kutusow und wandte fortdauernd all seine Kraft dazu an, die Truppen vom Angriffe zurückzuhalten.

In dem Monate, während dessen das französische Heer in Moskau plünderte und das russische Heer ruhig im Lager bei Tarutino stand, vollzog sich eine Veränderung in dem Kräfteverhältnis der beiden Heere, sowohl was die Stimmung der Truppen als auch ihre Zahl anlangte, eine Veränderung, infolge deren sich herausstellte, daß das Übergewicht an Kraft auf seiten der Russen war. Obgleich der Zustand und die Quantität des französischen Heeres den Russen unbekannt waren, wurde sofort durch eine zahllose Menge von Momenten deutlich, daß nun die Offensive geboten war. Solche Momente waren: die Sendung Lauristons; und der Überfluß an Proviant in Tarutino; und die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten über die Untätigkeit und Zuchtlosigkeit der Franzosen; und die Komplettierung unserer Regimenter durch Rekruten; und das gute Wetter; und die lange Erholung, die den russischen Soldaten vergönnt gewesen war; und die bei den Truppen infolge der Erholung sich gewöhnlich entwickelnde Ungeduld, die Aufgabe zu erfüllen, um derentwillen alle versammelt sind; und die Neugier, zu erfahren, was in der französischen Armee vorgehe, die man so lange aus dem Gesichte verloren hatte; und die Kühnheit, mit der jetzt die russischen Vorposten um die in Tarutino stehenden Franzosen umherstreiften; und die Nachrichten von den leichten Siegen der Bauern und Freischärler über die Franzosen; und der Neid, der dadurch erweckt wurde; und das Verlangen nach Rache, das ein jeder im Grunde seiner Seele bewahrt hatte, solange die Franzosen in Moskau waren; und vor allem

das unklare, aber in der Seele eines jeden keimende Bewußtsein, daß das Kräfteverhältnis sich jetzt geändert hatte und das Übergewicht sich auf unserer Seite befand. Das faktische Kräfteverhältnis hatte sich geändert, und der Angriff war notwendig geworden. Und ebenso prompt, wie in einer Uhr das Glockenspiel erklingt, sobald der Zeiger einen vollen Kreis beschrieben hat, machte sich auch sofort in den höchsten Sphären, der faktischen Veränderung der Kräfte entsprechend, eine verstärkte Bewegung bemerkbar, ein Summen ließ sich hören, und das Glockenspiel ließ seine Musik ertönen.

III

Die russische Armee wurde einerseits von Kutusow und seinem Stabe, andrerseits vom Kaiser von Petersburg aus geleitet. In Petersburg war, noch vor Eingang der Nachricht von der Preisgabe Moskaus, ein detaillierter Plan für den ganzen Krieg ausgearbeitet und dem Oberkommandierenden Kutusow als Anweisung zugeschickt worden. Obgleich bei der Aufstellung dieses Planes die Voraussetzung zugrunde gelegen hatte, daß Moskau noch in unseren Händen sei, wurde er dennoch vom Stabe gutgeheißen und zur Ausführung akzeptiert. Kutusow schrieb nur zurück, Diversionen auf große Entfernungen seien immer schwer durchführbar. Zur Beseitigung der auftretenden Schwierigkeiten wurden neue Instruktionen geschickt, sowie Personen, welche Kutusows Tätigkeit überwachen und darüber berichten sollten.

Außerdem wurde jetzt in der russischen Armee der ganze Stab reorganisiert. Die Stellen Bagrations, der gefallen war, und Barclays, der sich gekränkt zurückgezogen hatte, wurden neu besetzt. Mit größtem Ernste wurde erwogen, was wohl besser sei: A. an die Stelle von B. zu setzen und B. an die Stelle von D., oder umgekehrt D. an die Stelle von A. usw., als ob, außer der

Freude für die Herren A. und B., davon irgend etwas abgehangen hätte.

Im Stabe der Armee nahm infolge der Feindschaft Kutusows mit seinem Generalstabschef Bennigsen und infolge der Anwesenheit der Vertrauenspersonen des Kaisers und infolge dieses Stellenwechsels das mannigfach verschlungene Intrigenspiel der Parteien noch eifriger seinen Fortgang als vorher: A. suchte die Stellung des B. zu untergraben, D. die des C. usw., in allen möglichen Permutationen und Kombinationen. Bei solchen Versuchen, einander zu schaden, hatten alle diese Intriganten hauptsächlich das Ziel, auf die Kriegführung mehr Einfluß zu gewinnen; aber der Krieg nahm unabhängig von ihnen seinen Gang genau so, wie er gehen mußte, d. h. sein Gang traf nie mit den Klügeleien dieser Menschen zusammen, sondern resultierte aus den faktischen Beziehungen der Massen zueinander. Alle diese ausspintisierten Pläne, die sich kreuzten und wechselseitig verwirrten, stellten in den höchsten Sphären nur einen treuen Reflex dessen dar, was sich vollziehen mußte.

„Fürst Michail Ilarionowitsch!" schrieb der Kaiser unter dem 2. Oktober an Kutusow, der diesen Brief nach der Schlacht bei Tarutino erhielt. „Seit dem 2. September befindet sich Moskau in den Händen der Feinde. Ihre letzten Berichte sind vom 20., und während dieser ganzen Zeit ist nichts unternommen, um dem Feinde Widerstand zu leisten und die altehrwürdige Residenz zu befreien, ja Ihren letzten Berichten zufolge sind Sie sogar noch weiter zurückgewichen. Schon ist Serpuchow von einer feindlichen Abteilung besetzt, und Tula mit seiner berühmten, für die Armee so unentbehrlichen Fabrik ist in Gefahr. Aus den Berichten des Generals Wintzingerode ersehe ich, daß ein feindliches Korps von zehntausend Mann auf der Straße nach Petersburg marschiert. Ein anderes von mehreren tausend Mann rückt gleich-

falls nach Dmitrow vor. Ein drittes hat sich auf der Wladimirschen Straße in Bewegung gesetzt. Ein viertes, ziemlich beträchtliches, steht zwischen Rusa und Moschaisk. Napoleon selbst hat sich bis zum 25. noch in Moskau befunden. Da nach allen diesen Nachrichten der Feind seine Kräfte durch starke Abkommandierungen zersplittert hat und Napoleon selbst mit seiner Garde noch in Moskau ist, sollten da wirklich die Ihnen gegenüberstehenden feindlichen Kräfte beträchtlich sein und Ihnen nicht gestatten, die Offensive zu ergreifen? Mit Wahrscheinlichkeit kann man vielmehr annehmen, daß der Feind Sie mit Abteilungen oder höchstens Korps verfolgt, die weit schwächer sind als die Ihnen anvertraute Armee. Man sollte meinen, unter Benutzung dieser Umstände könnten Sie den Feind, der Ihnen an Kräften nachsteht, vorteilhaft angreifen und ihn entweder vernichten oder wenigstens dadurch, daß Sie ihn zum Rückzug zwingen, einen erheblichen Teil der jetzt vom Feinde besetzten Gouvernements wieder in unsern Besitz bringen und gleichzeitig von Tula und unseren übrigen weiter nach dem Innern zu gelegenen Städten die Gefahr abwenden. Sie werden die Verantwortung dafür zu tragen haben, wenn es dem Feinde möglich sein sollte, ein beträchtliches Korps in der Richtung nach Petersburg zur Bedrohung dieser Hauptstadt zu detachieren, in welcher nicht viele Truppen zurückbleiben konnten; denn wenn Sie entschlossen und energisch handeln wollen, so besitzen Sie in der Ihnen anvertrauten Armee alle Mittel, um dieses neue Unglück abzuwenden. Vergessen Sie nicht, daß Sie dem tiefgekränkten Vaterlande noch für den Verlust Moskaus Rechenschaft schuldig sind. Sie kennen aus Erfahrung meine Bereitwilligkeit, Sie zu belohnen. Diese meine Bereitwilligkeit wird keine Minderung erleiden; aber ich und Rußland sind berechtigt, von Ihrer Seite diejenige Energie und Anstrengung und diejenigen Erfolge zu erwarten, die Ihre

hervorragenden geistigen Gaben, Ihre militärischen Talente und die Tapferkeit der von Ihnen geführten Truppen uns verheißen."

Aus diesem Briefe geht hervor, daß ein Reflex des faktischen Kräfteverhältnisses auch schon nach Petersburg gelangt war; aber während dieser Brief unterwegs war, hatte Kutusow die unter seinem Kommando stehende Armee nicht mehr vom Angriffe zurückhalten können, und es war bereits eine Schlacht geliefert worden.

Am 2. Oktober hatte ein Kosak, namens Schapowalow, der sich auf einem Patrouillenritte befand, mit seinem Gewehr einen Hasen erlegt und einen andern angeschossen. Bei der Verfolgung des angeschossenen Hasen geriet Schapowalow in eine entfernte Partie des Waldes und stieß auf den linken Flügel der Muratschen Armee, die dort ohne alle Vorsichtsmaßregeln lagerte. Der Kosak erzählte nachher lachend seinen Kameraden, daß er beinah den Franzosen in die Hände gefallen sei; ein Kornett, der diese Erzählung mit anhörte, machte dem Kommandeur davon Mitteilung.

Der Kosak wurde herbeigerufen und ausgefragt; die Kosakenkommandeure wollten diese Gelegenheit dazu benutzen, dem Feinde Pferde wegzunehmen; aber einer von ihnen, der mit höheren Offizieren bekannt war, teilte die Sache einem General vom Stabe mit. In der letzten Zeit war im Stabe der Armee die Situation eine höchst gespannte. Jermolow war einige Tage vorher zu Bennigsen gekommen und hatte ihn dringend gebeten, all seinen Einfluß beim Oberkommandierenden aufzubieten, damit endlich ein Angriff gemacht werde.

„Wenn ich Sie nicht kennte," hatte Bennigsen geantwortet, „so würde ich denken, daß Sie das, um was Sie bitten, in Wirklichkeit gar nicht wünschen. Ich brauche nur zu irgend etwas zu raten, so tut der Durchlauchtige bestimmt das Gegenteil."

Die Nachricht des Kosaken, die durch ausgesandte Patrouillen bestätigt wurde, bewies endgültig, daß das Ereignis nunmehr reif sei. Die straff gespannte Saite löste sich aus, das Uhrwerk surrte, das Glockenspiel erklang. Trotz all seiner scheinbaren Amtsgewalt, trotz seines Verstandes, seiner Erfahrung und Menschenkenntnis konnte Kutusow angesichts einer Denkschrift Bennigsens, der auch an den Kaiser persönlich einen Bericht geschickt hatte, und des ihm von den Generalen einmütig ausgesprochenen Wunsches und des von ihm vermuteten Wunsches des Kaisers und der Nachricht der Kosaken die unvermeidlich gewordene Bewegung nicht mehr aufhalten und erteilte den Befehl zu etwas, was er für nutzlos und schädlich hielt, — er gab zu der sich vollziehenden Tatsache seinen Segen.

IV

Bennigsens Denkschrift und die Nachricht der Kosaken über den ungedeckten linken Flügel der Franzosen waren nur die letzten Anzeichen dafür, daß nun notwendigerweise der Befehl zum Angriff gegeben werden mußte, und der Angriff wurde auf den 5. Oktober angesetzt.

Am 4. morgens unterschrieb Kutusow die Schlachtdisposition. Toll las sie Jermolow vor und ersuchte ihn, die weiteren Anordnungen zu treffen.

„Schön, schön, aber jetzt habe ich keine Zeit," erwiderte Jermolow und ging aus dem Zimmer.

Die von Toll entworfene Disposition war sehr schön. Ebenso wie in der Disposition für die Schlacht bei Austerlitz, wenn auch nicht in deutscher Sprache, stand darin geschrieben:

„Die erste Kolonne marschiert da= und dahin, die zweite Kolonne marschiert da= und dahin usw." Und alle diese Kolonnen

gelangten auf dem Papier zur bestimmten Zeit an ihren Platz und vernichteten den Feind. Es war, wie in allen Dispositionen, alles wunderschön ausgedacht, und wie in allen Dispositionen kam keine einzige Kolonne zur richtigen Zeit an den richtigen Platz.

Als die Disposition in der erforderlichen Anzahl von Exemplaren fertig war, wurde ein Offizier gerufen und zu Jermolow geschickt, um ihm die Papiere zum Zwecke der Ausführung der Anweisungen zu übergeben. Der junge Chevaliergardist, ein Ordonnanzoffizier Kutusows, stolz darauf, daß ihm ein so wichtiger Auftrag erteilt war, begab sich nach Jermolows Quartier.

„Er ist weggeritten," antwortete Jermolows Bursche.

Der Chevaliergarde-Offizier ging zu einem General, welchen Jermolow häufig zu besuchen pflegte.

„Er ist nicht hier, und der General ist auch nicht hier," hieß es.

Der Offizier setzte sich zu Pferde und ritt zu einem andern General.

„Er ist nicht da, er ist weggeritten."

„Wenn ich nur nicht für die Verzögerung verantwortlich gemacht werde! Eine dumme Geschichte!" dachte der Offizier. Er ritt im ganzen Lager umher. Der eine sagte ihm, er habe gesehen, wie Jermolow mit anderen Generalen vorbeigeritten sei, wisse aber nicht, wohin; ein anderer meinte, er werde jetzt wahrscheinlich wieder zu Hause sein. Der Offizier suchte, ohne sich Zeit zum Mittagessen zu lassen, bis sechs Uhr abends; aber Jermolow war nirgends zu finden, und niemand wußte, wo er war. Nachdem der Offizier hastig bei einem Kameraden ein paar Bissen gegessen hatte, ritt er wieder weiter, zur Avantgarde, zu Miloradowitsch. Miloradowitsch war gleichfalls nicht zu Hause; aber dort wurde ihm gesagt, Miloradowitsch sei auf einem Balle beim General Kikin, und Jermolow werde höchstwahrscheinlich auch dort sein.

„Aber wo ist denn das?"

„Dort, in Jetschkino," sagte ein Kosakenoffizier und wies nach einem fernen Gutshause.

„Aber wie können sie denn da sein, außerhalb der Postenkette!"

„Es sind heute zwei von unseren Regimentern nach der Postenkette geschickt worden; da wird heute ein Gelage veranstaltet, großartig! Zwei Musikkapellen sind dabei und drei Sängerchöre!"

Der Offizier ritt über die Vorpostenkette hinaus nach Jetschkino. Als er sich dem Gutshause näherte, hörte er schon von weitem die fröhlichen Klänge eines von den Soldaten im Chor gesungenen Tanzliedes.

„Auf den Au-en ... auf den Au-en ..." klang es ihm entgegen; dazu wurde gepfiffen; mitunter wurde die Melodie durch fröhliches Geschrei übertönt. Dem Offizier wurde von diesen Klängen heiter zumute; aber gleichzeitig regte sich bei ihm die Furcht, er werde Vorwürfe erhalten, weil er den wichtigen, ihm eingehändigten Befehl erst so spät überbringe. Es war schon acht Uhr vorbei. Er stieg vom Pferde und trat in die Haustür des großen, unversehrt gebliebenen herrschaftlichen Gebäudes, das in der Mitte zwischen den Russen und den Franzosen lag. Im Vorzimmer und im Büfettzimmer hantierten Lakaien eifrig mit Weinen und Speisen. Unter den Fenstern standen die Sänger. Der Offizier wurde in eine Tür geführt, und nun erblickte er plötzlich die höchsten Generale der Armee alle zusammen, darunter auch die große, auffallende Gestalt Jermolows. Alle Generale hatten die Uniformröcke aufgeknöpft, standen in einem Halbkreise und lachten laut mit geröteten, vergnügten Gesichtern. In der Mitte des Saales tanzte ein General, ein kleiner, schöner Mann mit rotem Gesicht, flott und gewandt den Bauerntanz Trepak.

„Ha ha ha! Nein, dieser Nikolai Iwanowitsch! Ha ha ha!"

Der Offizier sagte sich, wenn er in diesem Augenblicke mit dem wichtigen Befehle einträte, würde er seine Schuld verdoppeln, und wollte warten; aber einer der Generale hatte ihn bereits erblickt und machte, als er den Grund seines Kommens erfahren hatte, Jermolow Mitteilung. Jermolow trat mit finsterem Gesichte aus der Gruppe heraus zu dem Offizier hin, hörte ihn an und nahm, ohne ein Wort zu ihm zu sagen, das Papier von ihm entgegen.

„Denkst du, daß er so zufällig von Hause weggeritten ist?" sagte an diesem Abend ein Kamerad vom Stabe zu dem Chevaliergarde-Offizier mit Bezug auf Jermolow. „Das ist ein schlaues Manöver, alles Absicht. Konownizyn soll unter die Räder gebracht werden. Paß mal auf, morgen wird es einen netten Wirrwarr geben!"

V

Am folgenden Tage ließ sich der hinfällige Kutusow frühmorgens wecken, verrichtete sein Gebet, kleidete sich an und setzte sich in seinen Kaleschwagen mit der unangenehmen Empfindung, eine Schlacht leiten zu müssen, die er nicht billigte; so fuhr er von Letaschowka, fünf Werst hinter Tarutino, nach der Stelle, wo sich die angreifenden Kolonnen sammeln sollten. Beim Fahren schlief Kutusow abwechselnd ein und wachte wieder auf und horchte, ob nicht von rechts her Schießen zu hören sei und der Kampf begonnen habe. Aber es war noch alles still. Es begann eben erst die Morgendämmerung des feuchten, trüben Herbsttages. Als Kutusow sich Tarutino näherte, bemerkte er Kavalleristen, die ihre Pferde über den Weg herüber, auf dem sein Wagen fuhr, zur Tränke führten. Er sah sie aufmerksam an, ließ den Wagen halten und fragte sie, von welchem Regimente

sie wären. Die Kavalleristen gehörten zu einer Kolonne, die schon längst weit vorn sein und im Hinterhalte liegen sollte. „Vielleicht ein Mißverständnis," dachte der alte Oberkommandierende. Aber beim Weiterfahren erblickte er Infanterieregimenter, bei denen die Gewehre zusammengestellt und die Soldaten in Unterhosen mit dem Grützekochen und Holzholen beschäftigt waren. Er ließ einen Offizier herbeirufen. Der Offizier berichtete, ein Befehl zum Ausrücken sei nicht eingegangen.

„Nicht einge . . ." begann Kutusow, schwieg aber sofort wieder und befahl, den höchsten Offizier zu rufen. Er stieg aus dem Wagen und ging mit gesenktem Kopfe und keuchendem Atem schweigend auf und ab und wartete. Als der Gerufene, der Generalstabsoffizier Eychen, erschien, wurde Kutusow dunkelrot, nicht weil dieser Offizier an dem Irrtume schuld gewesen wäre, sondern weil er ein würdiger Gegenstand war, gegen den sich der Ausbruch seines Zornes richten konnte. Und nun geriet der alte Mann in jenen bei ihm mitunter vorkommenden Wutzustand, in dem er sich vor Zorn auf der Erde wälzen konnte, fuhr zitternd und keuchend auf Eychen los, drohte ihm mit den Fäusten und schrie und schimpfte mit den gröbsten Ausdrücken. Ein anderer, zufällig dazukommender Offizier, ein Hauptmann Brosien, den nicht die geringste Schuld traf, mußte das gleiche über sich ergehen lassen.

„Was ist das da auch noch für eine Kanaille? Erschießen müßte man diese Menschen! Die Schurken!" rief er mit heiserer Stimme und machte schwankend heftige Bewegungen mit den Armen.

Er empfand einen physischen Schmerz. Er, der Oberkommandierende, der Durchlauchtige, dem alle versicherten, nie habe jemand in Rußland eine so große Macht besessen wie er, ihn hatte man in eine solche Situation gebracht, ihn lächerlich gemacht vor dem ganzen Heere. „Vergeblich habe ich also so eifrig um einen

guten Ausgang des heutigen Tages gebetet, vergeblich in der Nacht gewacht und alles überlegt!" dachte er bei sich. „Als ich noch ein junger Offizier war, hätte niemand gewagt, sich in dieser Weise über mich lustig zu machen ... Aber jetzt!" Er empfand einen physischen Schmerz wie von einer körperlichen Züchtigung und konnte sich nicht enthalten, diesen Schmerz durch zorniges, grimmiges Schreien zum Ausdruck zu bringen; aber bald schwand seine Kraft dahin, er blickte um sich, wurde sich dessen bewußt, daß er gar vieles gesagt hatte, was nicht schön gewesen war, setzte sich wieder in seinen Wagen und fuhr schweigend zurück.

Nachdem er seinen Zorn über jene beiden ausgeschüttet hatte, folgte kein neuer Anfall mehr; die Augen ein wenig zusammenkneifend hörte Kutusow an, wie sich die einzelnen rechtfertigten und verteidigten (Jermolow selbst ließ sich vor ihm erst am folgenden Tage blicken), und wie Bennigsen, Konownizyn und Toll darauf drangen, daß dieselbe Bewegung, die jetzt mißlungen war, am nächsten Tage ausgeführt werden möchte. Und Kutusow mußte wieder seine Zustimmung geben.

VI

Am Abend des folgenden Tages versammelten sich die Truppen an den ihnen bezeichneten Plätzen und rückten in der Nacht aus. Es war eine Herbstnacht mit dunkelvioletten Wolken, aber ohne Regen. Die Erde war feucht, jedoch nicht schmutzig, und die Truppen marschierten ohne Geräusch, nur das Klirren der Artillerie war mitunter leise zu hören. Laute Gespräche zu führen, Tabak zu rauchen und Feuer zu schlagen war verboten; die Pferde wurden vom Wiehern zurückgehalten. Die Heimlichkeit des Unternehmens steigerte seinen Reiz noch. Die Mannschaften marschierten in fröhlicher Stimmung. Einige Kolonnen

machten halt, in der Meinung, an der richtigen Stelle angelangt zu sein, stellten die Gewehre zusammen und lagerten sich auf der kalten Erde; andere, die Mehrzahl, marschierten die ganze Nacht hindurch, gelangten aber ohne Zweifel nicht dahin, wohin sie hätten gelangen sollen.

Graf Orlow-Denisow mit seinen Kosaken (die unbedeutendste Abteilung von allen) war der einzige, der an seinen Bestimmungsort gelangte, und zwar zur richtigen Zeit. Diese Abteilung machte ganz am Rande eines Waldes halt, bei einem Fußwege, der von dem Dorfe Stromilowa nach dem Dorfe Dmitrowskoje führte.

Vor Tagesanbruch wurde Graf Orlow, der eingeschlafen war, geweckt: man brachte einen Überläufer aus dem französischen Lager zu ihm. Es war ein polnischer Unteroffizier von Poniatowskis Korps. Dieser Unteroffizier setzte auf polnisch auseinander, er sei deswegen übergelaufen, weil man ihn im Dienste gekränkt habe; er hätte schon längst Offizier sein müssen, da er der Tapferste von allen sei, und deshalb habe er jene verlassen und wolle sich nun an ihnen rächen. Er sagte, Murat habe in dieser Nacht sein Lager eine Werst von ihnen entfernt, und wenn man ihm hundert Mann mitgebe, so könne er ihn lebend gefangen nehmen. Graf Orlow-Denisow beriet sich mit seinen Kameraden. Das Anerbieten war zu verlockend, als daß man es hätte von der Hand weisen mögen. Alle erboten sich mitzureiten, alle rieten zu einem Versuche. Nach vielem Hin- und Herstreiten und langen Überlegungen wurde beschlossen, Generalmajor Grekow mit zwei Kosakenregimentern sollte mit dem Unteroffizier hinreiten.

„Nun, aber vergiß nicht,“ sagte Graf Orlow-Denisow zu dem Unteroffizier, als er ihn von sich ließ: „Hast du gelogen, so lasse ich dich aufhängen wie einen Hund; hast du die Wahrheit gesagt, so bekommst du hundert Dukaten.“

Der Unteroffizier setzte sich, ohne eine Miene zu verziehen und ohne auf diese Ankündigung ein Wort zu antworten, zu Pferde und ritt mit Grekow und dessen Leuten, die sich schnell fertig gemacht hatten, davon. Sie verschwanden im Walde. Graf Orlow trat, nachdem er von Grekow Abschied genommen hatte, aus dem Walde heraus und begann, sich etwas zusammenkrümmend infolge der Kälte des dämmernden Morgens und erregt durch das auf eigene Verantwortung unternommene Wagnis, das feindliche Lager, das jetzt bei der beginnenden Helle undeutlich sichtbar wurde, und die niedergebrannten Wachtfeuer zu betrachten. Rechts vom Grafen Orlow-Denisow mußten auf dem freien Abhang sich unsere Kolonnen zeigen. Graf Orlow blickte dorthin; aber trotzdem sie aus weiter Entfernung wahrnehmbar gewesen wären, war nichts von ihnen zu sehen. Im französischen Lager schien es dem Grafen Orlow-Denisow lebendig zu werden, und sein mit sehr guten Augen begabter Adjutant bestätigte ihm dies.

„Ach, es ist wahrhaftig zu spät," sagte Graf Orlow, nach dem Lager hinschauend.

Wie das oft so geht, wenn wir jemand, dem wir Vertrauen geschenkt haben, nicht mehr mit Augen sehen, war es ihm plötzlich völlig klar und sicher geworden, daß dieser Unteroffizier ein Betrüger sei, gelogen habe und den ganzen Angriffsplan durch das Fehlen dieser beiden Regimenter zerstöre, die er Gott weiß wohin führen werde. Als ob es überhaupt möglich wäre, aus einer solchen Masse von Truppen den Oberkommandierenden herauszugreifen!

„Wahrhaftig, er hat gelogen, dieser Schurke!" sagte der Graf.

„Man kann sie noch zurückholen," bemerkte jemand aus der Suite, dem ebenso wie dem Grafen Orlow-Denisow beim Anblicke des Lagers Bedenken in betreff des Unternehmens aufgestiegen waren.

„Ja? Wirklich? ... Wie denken Sie darüber? Oder sollen wir sie lassen? Oder nicht?"

„Befehlen Sie, sie zurückzuholen?"

„Ja, wir wollen sie zurückholen!" sagte nach einem Blick auf die Uhr Graf Orlow plötzlich in entschiedenem Tone. „Es wird zu spät; es ist ja schon ganz hell."

Der Adjutant jagte durch den Wald hinter Grekow her, und dieser kehrte denn auch zurück. Graf Orlow-Denisow aber, der sowohl durch dieses rückgängig gemachte Unternehmen als auch durch das vergebliche Warten auf die Infanteriekolonnen, die sich immer noch nicht zeigen wollten, und durch die Nähe des Feindes in Aufregung geraten war (alle Leute seiner Abteilung hatten dasselbe Gefühl), entschloß sich nun anzugreifen.

Flüsternd kommandierte er: „Aufsitzen!" Die Mannschaften ordneten sich, bekreuzten sich ... „Mit Gott!"

„Hurraaaaa!" schallte es durch den Wald, und eine Eskadron nach der andern, wie Nüsse, die aus einem Sacke geschüttelt werden, flogen die Kosaken fröhlich mit eingelegten Lanzen über den Bach auf das Lager los.

Ein einziger erschrockener, verzweifelter Aufschrei des ersten Franzosen, der die Kosaken erblickte, — und alles, was im Lager war, ließ Kanonen, Gewehre und Pferde im Stich und lief, noch halb im Schlaf, unangezogen, davon, wohin einen jeden die Füße trugen.

Hätten die Kosaken die Franzosen verfolgt, ohne sich um das zu kümmern, was hinter ihnen und um sie herum war, so hätten sie Murat und alle seine Leute gefangen genommen. Die Offiziere wollten das auch. Aber es war nicht möglich, die Kosaken vom Flecke wegzubekommen, da sie zu eifrig waren, im Lager Beute und Gefangene zu machen. Niemand hörte auf einen Befehl. Es wurden gleich dort im Lager fünfzehnhundert Gefangene

gemacht und achtunddreißig Geschütze und mehrere Fahnen erbeutet, sowie was den Kosaken das Wichtigste war, Pferde, Sättel, Decken und allerlei andre Dinge. Das alles mußte nach ihren Begriffen erst erledigt werden: man mußte sich einen möglichst großen Anteil von den Gefangenen und den Geschützen zueignen, die Beute teilen, ein gewaltiges Geschrei dabei machen und sich sogar untereinander prügeln; mit alledem hatten die Kosaken hinlänglich zu tun.

Die Franzosen kamen, als sie sich nicht mehr verfolgt sahen, wieder zur Besinnung, sammelten sich abteilungsweise und fingen an zu schießen. Orlow-Denisow wartete immer noch auf die Infanteriekolonnen und griff nicht weiter an.

Unterdessen waren gemäß der Disposition: „Die erste Kolonne marschiert usw." die vermißten Infanteriekolonnen, welche zu Bennigsens Truppen gehörten, nach Tolls Direktiven ordnungsmäßig ausgerückt und, wie das stets der Fall ist, irgendwohin gelangt, aber nicht nach dem ihnen angewiesenen Orte. Und wie das stets der Fall ist, fingen die Mannschaften, die so munter ausmarschiert waren, nun beim Haltmachen an verdrossen zu werden; Äußerungen der Unzufriedenheit wurden vernehmbar; sie merkten, daß Konfusion entstanden war; es wurde nach einer andern Richtung zurückmarschiert. Die hin und her sprengenden Adjutanten und Generale schrien, ereiferten sich, zankten, sagten, daß das eine ganz falsche Stelle sei und sie zu spät gekommen seien, schalten jemanden aus usw., und schließlich ergaben sich alle drein und marschierten nur, um irgendwohin zu kommen. „Irgendwohin werden wir schon kommen!" Und sie kamen auch wirklich irgendwohin, aber die meisten nicht an die richtige Stelle, und einige, die an die richtige Stelle kamen, verspäteten sich dermaßen, daß sie nun ohne jeden Nutzen hinkamen, lediglich um beschossen zu werden. Toll, der in dieser Schlacht dieselbe Rolle

spielte wie Weyrother bei Austerlitz, jagte eifrig von einer Stelle zur andern und fand, daß überall alles den verkehrten Gang ging. So kam er zu dem Korps des Generals Bagowut herangesprengt, das, als es schon ganz hell war, sich noch im Walde befand, während es doch schon längst da vorn bei Orlow-Denisow hätte sein sollen. Erregt und erbittert darüber, daß alles nicht stimmte, ritt Toll, der sich sagte, es müsse doch jemand die Schuld daran tragen, zu dem Korpskommandeur heran und machte ihm in strengem Tone Vorwürfe, wobei er ihm unter anderm sagte, er verdiene dafür erschossen zu werden. Bagowut, ein alter, erfahrener, ruhiger General, der aber gleichfalls durch das wiederholte Haltmachen, den Wirrwarr und die einander widersprechenden Befehle in eine gereizte Stimmung hineingekommen war, geriet zur Verwunderung aller ganz gegen seinen sonstigen Charakter in Wut und sagte Toll recht unangenehme Dinge.

„Ich lasse mir von niemandem Vorhaltungen machen, und mit meinen Soldaten zu sterben, verstehe ich ebensogut wie jeder andere," sagte er und marschierte mit einer einzigen Division vorwärts.

Als er auf das freie Feld in den Schußbereich der Franzosen kam, überlegte der tapfere Bagowut nicht lange, ob es nützlich oder schädlich sei, wenn er in diesem Augenblicke und mit einer einzigen Division sich in einen Kampf einließe, sondern marschierte geradeaus und führte seine Truppen in das feindliche Feuer. Gefahr, Kanonen- und Flintenkugeln, das gerade war es, was er in seiner zornigen Gemütsverfassung brauchte. Eine der ersten Kugeln tötete ihn; die folgenden streckten eine Menge von Soldaten nieder. Und seine Division stand eine Zeitlang nutzlos im feindlichen Feuer.

VII

Inzwischen sollte von der Front her eine andere Kolonne auf die Franzosen losgehen; aber bei dieser Kolonne befand sich Kutusow. Er wußte ganz genau, daß bei dieser gegen seinen Willen unternommenen Schlacht nichts als Konfusion herauskommen werde, und hielt, soweit das in seiner Macht lag, die Truppen zurück. Er rückte nicht vor.

Schweigend ritt er auf seinem grauen Pferdchen umher und antwortete lässig auf die Vorschläge zum Angreifen.

„Ja, das Wort ‚Angreifen' führt ihr immer im Munde; aber ihr seht nicht ein, daß wir uns gar nicht darauf verstehen, komplizierte Manöver auszuführen," sagte er zu Miloradowitsch, der ihn um die Erlaubnis bat, vorrücken zu dürfen.

„Wir haben es heute morgen nicht verstanden, Murat lebendig gefangen zu nehmen und zur rechten Zeit am Platze zu sein; jetzt ist nichts mehr zu machen!" antwortete er einem andern.

Als ihm gemeldet wurde, daß im Rücken der Franzosen, wo nach den Berichten der Kosaken vorher niemand gewesen war, jetzt zwei Bataillone Polen ständen, schielte er nach rückwärts zu Jermolow hin, mit dem er seit dem gestrigen Tage noch nicht gesprochen hatte.

„Na ja, sie verlangen die Erlaubnis zum Angriff und legen mir allerlei Projekte vor; aber wenn man losschlagen will, dann ist nichts bereit, und der gewarnte Feind trifft seine Maßregeln."

Jermolow kniff die Augen zusammen und lächelte leise, als er diese Worte hörte. Er merkte, daß für ihn das Gewitter vorbeigezogen war und daß Kutusow es mit dieser Anspielung genug sein lassen werde.

„Da macht er sich auf meine Kosten lustig," sagte Jermolow

leise und stieß mit dem Knie den neben ihm haltenden Rajewski an.

Bald darauf ritt Jermolow vor zu Kutusow und meldete respektvoll:

„Wir haben noch nicht den richtigen Augenblick verpaßt, Euer Durchlaucht; der Feind ist nicht abgezogen, – wenn Sie den Angriff befehlen. Sonst wird die Garde heute nicht einmal den Pulverrauch zu sehen bekommen."

Kutusow sagte nichts; aber als ihm gemeldet wurde, daß Murats Truppen zurückwichen, befahl er, vorzurücken, machte jedoch nach je hundert Schritten dreiviertel Stunden lang halt.

Die ganze Schlacht bestand nur in dem, was Orlow-Denisows Kosaken getan hatten; die übrigen Truppen hatten nur nutzlos mehrere hundert Mann verloren.

Infolge dieser Schlacht erhielt Kutusow einen Orden mit Brillanten, Bennigsen ebenfalls Brillanten und hunderttausend Rubel; auch den andern wurden ihrem Range entsprechende Belohnungen zuteil, und nach dieser Schlacht wurden noch weitere Personalveränderungen im Stabe vorgenommen.

„Da haben wir's; es ist eben gegangen, wie es bei uns immer geht: alles verkehrt!" sagten nach der Schlacht bei Tarutino die russischen Offiziere und Generale, geradeso wie es sie auch heutzusage sagen und damit meinen, daß da irgendein Dummkopf verkehrt handelt und sie selbst es ganz anders machen würden. Aber die Leute, die so reden, verstehen entweder nichts von der Sache, über die sie sprechen, oder sie täuschen sich selbst absichtlich. Jede Schlacht (die bei Tarutino, die bei Borodino, die bei Austerlitz, kurz jede) vollzieht sich nicht so, wie das ihre Leiter vorausgesetzt haben. Das liegt in der Natur der Dinge.

Eine unzählige Menge freier Kräfte (denn nirgends ist der Mensch freier als bei einer Schlacht, wo es sich um Leben und

Tod handelt) wirkt auf den Gang einer Schlacht ein, und dieser Gang kann nie im voraus bekannt sein und fällt nie mit der Richtung irgendeiner einzelnen Kraft zusammen.

Wenn viele Kräfte gleichzeitig und nach verschiedenen Richtungen auf irgendeinen Körper einwirken, so kann die Richtung der Bewegung dieses Körpers nicht mit einer einzelnen dieser Kräfte zusammenfallen, sondern sie wird immer die mittlere kürzeste Richtung sein, das, was man in der Mechanik die Diagonale des Parallelogramms der Kräfte nennt.

Wenn wir in den Darstellungen der Historiker, namentlich der französischen, finden, daß bei ihnen Kriege und Schlachten sich nach einem im voraus festgesetzten Plane abspielen, so ist der einzige Schluß, den wir daraus ziehen können, der, daß diese Darstellungen falsch sind.

Die Schlacht bei Tarutino erreichte offenbar nicht das Ziel, welches Toll im Auge hatte: die Truppen ordnungsmäßig nach der vorher entworfenen Disposition kämpfen zu lassen, auch nicht das Ziel, welches Graf Orlow haben konnte: Murat gefangen zu nehmen, oder das Ziel, welches Bennigsen und andere Persönlichkeiten haben konnten: eine sofortige Vernichtung des ganzen Korps, oder das Ziel des Offiziers, der in den Kampf zu kommen und sich auszuzeichnen wünschte, oder das des Kosaken, der noch mehr Beute machen wollte, als ihm zu machen gelungen war, usw. Aber wenn das Ziel in dem bestand, was sich in der Folge wirklich vollzog und was damals der gemeinsame Wunsch aller Russen war, in der Vertreibung der Franzosen aus Rußland und der Vernichtung ihrer Armee, dann muß es einem jeden völlig einleuchtend sein, daß die Schlacht bei Tarutino gerade infolge ihres programmwidrigen Verlaufes genau das war, was in dieser Periode des Feldzuges erfordert wurde. Es ist schwer oder vielmehr unmöglich, irgendeinen Ausgang dieser Schlacht zu er-

sinnen, der zweckentsprechender gewesen wäre als derjenige, den sie in Wirklichkeit gehabt hat. Bei einer minimalen Anstrengung, trotz der größten Verwirrung und bei ganz unbedeutendem Verluste wurden die größten Resultate im ganzen Feldzuge erzielt, wurde der Übergang vom Rückzuge zum Angriffe ermöglicht, die Schwäche der Franzosen aufgedeckt und jener Anstoß gegeben, auf den das Napoleonische Heer nur wartete, um seine Flucht zu beginnen.

VIII

Napoleon zieht nach dem glänzenden Siege de la Moskova in Moskau ein; ein Zweifel an diesem Siege ist ausgeschlossen, da das Schlachtfeld im Besitz der Franzosen bleibt. Die Russen ziehen sich zurück und geben ihre Hauptstadt preis. Moskau, mit Proviant, Waffen, allem möglichen Gerät und unermeßlichen Reichtümern angefüllt, ist in den Händen Napoleons. Das russische Heer, das nur halb so stark ist wie das französische, macht im Laufe eines Monats nicht einen einzigen Versuch anzugreifen. Napoleons Lage ist die glänzendste. Um sich mit doppelt so großen Streitkräften auf die Überreste der russischen Armee zu stürzen und sie zu vernichten, sowie um sich einen vorteilhaften Frieden auszubedingen oder im Falle der Ablehnung einen drohenden Marsch in der Richtung auf Petersburg zu unternehmen, um ferner selbst im Falle eines Mißgeschicks nach Smolensk oder nach Wilna zurückzukehren oder in Moskau zu bleiben, mit einem Worte: um die glänzende Lage, in der sich das französische Heer damals befand, zu behaupten, dazu bedurfte es, sollte man meinen, keiner besonderen Genialität. Dazu brauchte er nur das Einfachste und Leichteste zu tun: er mußte das Heer vom Plündern zurückhalten, mußte Winterkleidung bereithalten, welche sich in Moskau für die ganze Armee in hin-

reichender Menge beschaffen ließ, und mußte die Lebensmittel, die nach dem Zeugnisse französischer Historiker in Moskau auf mehr als ein halbes Jahr für das ganze Heer vorhanden waren, in ordnungsmäßiger Weise sammeln. Napoleon, obwohl er nach der Versicherung der Historiker das genialste aller Genies war und die Macht besaß, das Heer nach seinem Willen zu lenken, tat dennoch nichts von alledem.

Und nicht genug, daß er nichts von alledem tat, er verwendete sogar seine Macht dazu, von all den Wegen, die sich ihm für sein Handeln darboten, den allertörichtesten und allerverderblichsten auszuwählen. Napoleon konnte mancherlei tun: er konnte in Moskau überwintern, konnte nach Petersburg gehen, oder nach Nischni-Nowgorod, oder zurück, und zwar entweder mehr nördlich oder mehr südlich (auf dem Wege, den später Kutusow einschlug); aber man konnte sich nichts Törichteres und für das ganze Heer Verderblicheres ausdenken als das, was er wirklich tat: bis zum Oktober in Moskau zu bleiben, wobei er die Truppen in der Stadt plündern ließ, dann, indem er nach längerem Schwanken eine Garnison zurückließ, Moskau zu verlassen, gegen Kutusow anzurücken, keine Schlacht zu beginnen, den Weg nach rechts einzuschlagen, bis Malo-Jaroslawez zu marschieren, die Gelegenheit, durchzubrechen, wieder unbenutzt zu lassen und endlich nicht den Weg zu wählen, auf welchem dann Kutusow marschierte, sondern nach Moschaisk zurückzumarschieren und dann weiter auf der verwüsteten Smolensker Heerstraße. Und daß dies wirklich das Törichteste und Verderblichste war, haben die Folgen gezeigt. Mögen die geschicktesten Strategen unter der Annahme, Napoleon habe beabsichtigt, sein Heer zugrunde zu richten, den Versuch machen, eine andere Reihe von Handlungen zu ersinnen, die mit solcher Sicherheit und so unabhängig von allem, was die russischen Truppen nur unternehmen mochten, die französische

Armee so vollständig vernichtet hätte, wie das, was Napoleon wirklich getan hat.

Das hat der geniale Napoleon getan. Aber zu sagen, Napoleon habe seine Armee zugrunde gerichtet, weil er dies gewollt habe oder weil er sehr dumm gewesen sei, wäre genau ebenso ungerecht wie zu sagen, Napoleon habe seine Truppen nach Moskau geführt, weil er dies gewollt habe und weil er sehr klug und genial gewesen sei.

In dem einen wie in dem andern Falle fiel eben nur seine persönliche Tätigkeit, die keine größere Kraft besaß als die persönliche Tätigkeit eines jeden Soldaten, mit jenen Gesetzen zusammen, nach denen sich das Ereignis vollzog.

Durchaus falsch stellen uns die Historiker (lediglich weil Napoleons Handlungsweise durch die Folgen sich als unrichtig herausstellte) die Sache so dar, als hätten Napoleons geistige Fähigkeiten in Moskau eine Verminderung erlitten. Genau wie vorher und wie nachher im Jahre 1813 wandte er all seinen Verstand und seine Geisteskräfte an, um das zu tun, was für ihn selbst und für seine Armee das Beste wäre. Napoleons Tätigkeit in dieser Zeit ist nicht minder staunenswert als in Ägypten, in Italien, in Österreich und in Preußen. Wir haben keine zuverlässige Kenntnis darüber, bis zu welchem Grade Napoleons Genialität in Ägypten das wirkende Moment war, wo vierzig Jahrhunderte auf seine Größe herabblickten; denn all diese Großtaten sind uns nur von Franzosen geschildert worden. Wir können uns kein zuverlässiges Urteil über seine Genialität in Österreich und Preußen bilden, da wir die Zeugnisse über seine dortige Tätigkeit aus französischen und deutschen Quellen schöpfen müssen und die unbegreifliche Kapitulation ganzer Armeekorps ohne Kampf und starker Festungen ohne Belagerung die Deutschen geneigt machen muß, die Genialität des Siegers anzuerkennen, weil ihnen nur

auf diese Weise der Verlauf des in Deutschland geführten Krieges erklärlich scheint. Wir aber haben, Gott sei Dank, keinen Grund, ihn für ein Genie zu erklären, um eigene Schande zu verdecken. Wir haben für die Berechtigung, die Sache klar und unbefangen zu betrachten, einen hohen Preis bezahlt, und wir werden uns diese Berechtigung nicht nehmen lassen.

Seine Tätigkeit in Moskau war ebenso erstaunlich und genial wie überall. Er erließ Befehle auf Befehle und entwarf Pläne auf Pläne, von seinem Einzuge in Moskau bis zu seinem Auszuge. Durch die Abwesenheit der Einwohner und das Ausbleiben einer Deputation, ja selbst durch den Brand von Moskau ließ er sich nicht beirren. Nichts verlor er aus dem Auge: weder das Wohl seiner Armee, noch die Tätigkeit des Feindes, noch das Wohl der Völker Rußlands, noch die Leitung der Angelegenheiten von Paris, noch die diplomatische Erwägung der künftigen Friedensbedingungen.

IX

Was die Kriegführung anbelangte, so gab Napoleon sogleich nach dem Einzug in Moskau dem General Sebastiani strengen Befehl, die Bewegungen der russischen Armee zu verfolgen; er sendete Truppenabteilungen auf verschiedenen Wegen aus und beauftragte Murat damit, Kutusow ausfindig zu machen. Ferner traf er sorgsame Anordnungen über die Befestigung des Kreml; ferner entwarf er auf der ganzen Karte von Rußland einen genialen Plan für einen künftigen Feldzug.

In diplomatischer Hinsicht ließ Napoleon den ausgeplünderten und zerlumpten Hauptmann Jakowlew zu sich kommen, der nicht wußte, wie er glücklich aus Moskau herauskommen sollte, und setzte ihm eingehend seine ganze Politik und seine Großmut auseinander. Dann schrieb er einen Brief an den Kaiser Alexander,

in welchem er es für seine Pflicht hielt, seinem Freunde und Bruder mitzuteilen, daß Rastoptschin in Moskau schlechte Anordnungen getroffen habe, und schickte Jakowlew mit diesem Briefe nach Petersburg. Auch dem alten Tutolmin machte er eingehende Mitteilungen über seine Ansichten und über seine Großmut und sendete diesen ebenfalls zum Zwecke von Verhandlungen nach Petersburg.

In bezug auf die Rechtspflege wurde sogleich nach den Bränden Befehl erteilt, die Schuldigen ausfindig zu machen und zu bestrafen. Und der Bösewicht Rastoptschin wurde dadurch bestraft, daß befohlen wurde, seine Häuser in Brand zu stecken.

In administrativer Hinsicht wurde Moskau mit einer Kommunalverwaltung beschenkt. Es wurde eine Munizipalität eingesetzt und folgende Bekanntmachung erlassen:

„Einwohner Moskaus!

Schmerzliches Unglück hat euch betroffen; aber Seine Majestät der Kaiser und König will demselben ein Ziel setzen. Furchtbare Exempel haben euch gelehrt, wie er Ungehorsam und Verbrechen bestraft. Strenge Maßregeln sind ergriffen, um der Zuchtlosigkeit ein Ende zu machen und die öffentliche Sicherheit wiederherzustellen. Eine aus eurer Mitte gewählte väterliche Verwaltungsbehörde wird eure Munizipalität oder städtische Selbstregierung bilden. Diese Behörde wird für euch, für eure Bedürfnisse, für euer Wohl Sorge tragen. Die Mitglieder werden an einer roten Schärpe kenntlich sein, die sie über der Schulter tragen werden, und der Bürgermeister wird außerdem noch einen weißen Gürtel haben. Außerhalb ihrer Amtstätigkeit jedoch werden sie nur eine rote Binde um den linken Arm tragen.

Eine städtische Polizei ist in der bisherigen Form eingerichtet, und dank ihrer Tätigkeit herrscht bereits eine bessere Ordnung.

Die Regierung hat zwei Generalkommissare oder Polizeimeister ernannt und zwanzig Kommissare oder Reviervorsteher, die in allen Revieren der Stadt angestellt sind. Ihr werdet sie an einer weißen Binde erkennen, die sie um den linken Arm tragen werden. Mehrere Kirchen verschiedener Religionsbekenntnisse sind geöffnet, und es wird in ihnen unbehindert Gottesdienst stattfinden. Täglich kehren mehr von euren Mitbürgern in ihre Wohnungen zurück, und es sind Befehle erlassen, daß sie in denselben die Hilfe und den Schutz finden, auf die das Unglück einen Anspruch hat. Dies sind die Mittel, welche die Regierung angewandt hat, um die Ordnung wiederherzustellen und euch eure Lage zu erleichtern. Aber um dies zu erreichen, ist erforderlich, daß ihr eure Bemühungen mit den ihrigen vereinigt, daß ihr, wenn möglich, die Leiden, die ihr erduldet habt, vergeßt, daß ihr euch der Hoffnung auf ein freundlicheres Los in der Zukunft hingebt, daß ihr davon überzeugt seid, daß ein schmählicher Tod mit Sicherheit diejenigen erwartet, die sich an euren Personen und an der euch verbliebenen Habe vergreifen, und endlich, daß ihr nicht daran zweifelt, daß euch und eurer Habe aller Schutz zuteil werden wird, — denn dies ist der Wille des größten und gerechtesten aller Monarchen. Soldaten und Einwohner, welcher Nation ihr auch angehören mögt! Stellet das öffentliche Vertrauen, die Quelle des Glückes eines jeden Staates, wieder her; lebet wie Brüder; gewähret einander wechselseitig Hilfe und Schutz; vereinigt euch, um die Absichten der Übelgesinnten zu vereiteln; gehorcht den militärischen und bürgerlichen Obrigkeiten: und bald werden eure Tränen zu fließen aufhören."

In bezug auf die Verpflegung des Heeres ordnete Napoleon an, alle Truppen sollten der Reihe nach requirierend durch Moskau ziehen, um sich Proviant zu verschaffen, damit auf diese Weise die Armee für die kommende Zeit versorgt sei.

In religiöser Hinsicht befahl Napoleon, die Popen zurückzurufen und den Gottesdienst in den Kirchen wieder aufzunehmen.

Um den Handel zu heben und die Verproviantierung der Armee zu erleichtern, wurde überall der nachstehende Aufruf angeschlagen:

„Ihr friedlichen Einwohner Moskaus, Handwerker und Arbeiter, die das Unglück veranlaßt hat, die Stadt zu verlassen, und ihr Bauern, die eine unbegründete Furcht noch auf den Feldern von der Stadt fernhält, höret! Die Ruhe kehrt in diese Hauptstadt zurück, und die Ordnung wird in ihr wiederhergestellt. Eure Landsleute kommen dreist aus ihren Zufluchtsorten hervor, da sie sehen, daß ihnen nichts zuleide geschieht. Jede Gewalttat, die gegen sie und ihr Eigentum verübt wird, findet unverzügliche Bestrafung. Seine Majestät der Kaiser und König läßt ihnen seinen Schutz angedeihen und hält niemand von euch für seinen Feind außer denen, die sich seinen Anordnungen widersetzen. Er will euren Leiden ein Ende machen und euch euren Heimstätten und euren Familien wiedergeben. Geht auf seine wohltätigen Absichten ein und kommt ohne jede Besorgnis zu uns. Ihr Einwohner! Kehret vertrauensvoll in eure Behausungen zurück: ihr werdet schnell die Mittel finden, euch alles zu beschaffen, was ihr nötig habt! Ihr Handwerksmeister und arbeitsamen Gesellen! Kommt wieder zurück zu eurem Handwerk: die Häuser, die Läden, die Schutzwachen erwarten euch, und für eure Arbeit werdet ihr die euch zukommende Bezahlung erhalten! Und endlich ihr, ihr Bauern, kommt aus den Wäldern heraus, in denen ihr euch aus Angst verborgen habt; kehret furchtlos in eure Hütten zurück, in der festen Zuversicht, daß ihr Schutz finden werdet. Es sind Verkaufsstellen in der Stadt eingerichtet, wohin die Bauern bringen können, was sie von ihren Vorräten und Feldfrüchten nicht für

sich selbst gebrauchen. Die Regierung hat folgende Maßregeln getroffen, um ihnen einen freien Verkauf zu sichern: 1. Vom heutigen Tage an können die Bauern und die Einwohner der Umgegend Moskaus ohne jede Gefahr ihre Produkte, von welcher Art sie auch sein mögen, in die Stadt bringen, nach den beiden festgesetzten Verkaufsstellen, nämlich nach der Mochowaja-Straße und auf den Ochotny-Markt. 2. Diese Produkte werden ihnen zu demjenigen Preise abgekauft werden, über den sich der Käufer und der Verkäufer untereinander einigen; wenn jedoch der Verkäufer den von ihm geforderten angemessenen Preis nicht erhält, so wird es dem Verkäufer freistehen, seine Ware wieder nach seinem Dorfe mitzunehmen, und niemand darf ihn daran unter irgendwelchem Vorwande hindern. 3. Am Sonntag und Mittwoch einer jeden Woche soll großer Markttag sein; zu diesem Zwecke wird eine hinlängliche Menge von Truppen Dienstags und Sonnabends auf allen großen Landstraßen in einer solchen Entfernung von der Stadt postiert werden, daß sie die betreffenden Fuhren beschützen kann. 4. Dieselben Maßregeln werden ergriffen werden, damit die Bauern mit ihren Fuhrwerken und Pferden auf dem Rückwege in keiner Weise behindert werden. 5. Es werden unverzüglich Mittel zur Anwendung gebracht werden, um die gewöhnlichen Märkte wiederherzustellen. Ihr Bewohner der Stadt und der Dörfer, und ihr, ihr Arbeiter und Handwerker, zu welcher Nation ihr auch gehören mögt! Es ergeht an euch die Aufforderung, die väterlichen Absichten Seiner Majestät des Kaisers und Königs ausführen zu helfen und mit ihm zur Förderung des Gemeinwohls mitzuwirken. Bringt ihm Ehrerbietung und Vertrauen entgegen und zögert nicht, euch mit uns zu vereinigen!"

Um die Stimmung des Heeres und der Bevölkerung zu heben, wurden fortwährend Revuen abgehalten und Belohnungen und

Anerkennungen verliehen. Der Kaiser ritt durch die Straßen und sprach tröstend mit den Einwohnern, und trotz seiner umfänglichen Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten besuchte er persönlich die auf seinen Befehl eingerichteten Theater.

Was die Wohltätigkeit, die schönste Tugend gekrönter Häupter, anlangt, so tat Napoleon gleichfalls alles, was er nur irgend vermochte. An den Wohltätigkeitsanstalten ließ er die Inschrift anbringen: Maison de ma mère, indem er durch dieses Verfahren die zärtliche Gesinnung des Sohnes und die erhabene Tugend des Monarchen zugleich zum Ausdruck brachte. Er besuchte das Findelhaus, hielt den von ihm geretteten Waisen seine weißen Hände zum Abküssen hin und unterhielt sich huldvoll mit Tutolmin. Dann ließ er, wie das Thiers mit rhetorisch schönen Worten berichtet, seinen Truppen die Löhnung in dem falschen russischen Papiergelde auszahlen, das er hatte herstellen lassen. Derselbe Schriftsteller berichtet auch: „Um der Anwendung dieser Maßregeln durch eine seiner selbst und der französischen Armee würdige Handlung einen besonderen Glanz zu verleihen, ließ er an die Abgebrannten Unterstützungen verteilen. Aber da die Lebensmittel zu kostbar waren, als daß man sie an Angehörige eines fremden Volkes, die größtenteils feindlich gesinnt waren, hätte weggeben können, so zog Napoleon es vor, ihnen Geld zukommen zu lassen, damit sie sich Lebensmittel anderweitig beschafften, und ließ Papierrubel an sie verteilen."

Was die Disziplin der Armee betrifft, so ergingen fortwährend Befehle über strenge Bestrafung von Nachlässigkeit in Erfüllung der Dienstpflicht und über die Verhinderung des Plünderns.

X

Aber sonderbar: alle diese Anordnungen, Bemühungen und Pläne, die keineswegs schlechter waren als andere, die in ähnlichen Fällen von ihm ausgegangen waren, berührten gar nicht den Kern der Sache und bewegten sich wie Zeiger eines Uhrzifferblattes, das von dem Mechanismus losgelöst ist, willkürlich und zwecklos, ohne auf die Räder einzuwirken.

In militärischer Hinsicht wurde der geniale Feldzugsplan, von welchem Thiers sagt, Napoleons Genie habe niemals etwas Tieferes, Kunstvolleres, Bewundernswerteres ersonnen, und von welchem dieser Historiker, sich in eine Polemik mit Herrn Fain einlassend, beweist, daß seine Konzipierung nicht auf den 4., sondern auf den 15. Oktober anzusetzen sei, — dieser geniale Plan wurde nie zur Ausführung gebracht und konnte nie zur Ausführung gebracht werden, weil er keine Berührungspunkte mit der Wirklichkeit hatte. Die Befestigung des Kreml, um derentwillen „die Moschee", wie Napoleon die Wasili-Blaschenny-Kirche nannte, niedergerissen werden mußte, erwies sich als vollständig zwecklos. Die Anlegung von Minen unter dem Kreml machte lediglich die Erfüllung des Wunsches des Kaisers beim Wegzuge von Moskau möglich, den Kreml in die Luft zu sprengen, d. h. die Diele zu schlagen, auf die das Kind gefallen war. Die Verfolgung des russischen Heeres, die für Napoleon einen Gegenstand besonderer Sorge bildete, bot eine unerhörte Erscheinung dar. Die französischen Heerführer hatten die sechzigtausend Mann starke russische Armee aus den Augen verloren, und nur, nach Thiers' Ausdruck, der Geschicklichkeit und, wie man vielleicht auch hier sagen könnte, der Genialität Murats gelang es, diese sechzigtausend Mann starke russische Armee wie eine Stecknadel wiederzufinden.

In diplomatischer Hinsicht erreichte Napoleon geradezu gar nichts dadurch, daß er dem alten Tutolmin und dem Hauptmann Jakowlew (dessen Streben hauptsächlich darauf gerichtet war, zu einem Mantel und zu einem Fuhrwerke zu gelangen) seine Großmut und seine Gerechtigkeit darlegte. Denn Alexander empfing diese Abgesandten nicht und gab auf ihre Mission keine Antwort.

Was die Rechtspflege anlangt, so brannte nach der Hinrichtung der vermeintlichen Brandstifter die andere Hälfte von Moskau ab.

In administrativer Hinsicht tat die Einsetzung einer Munizipalität der Plünderung keinen Einhalt und brachte nur einigen Personen Vorteil, welche Mitglieder dieser Munizipalität waren und unter dem Vorwande, die Ordnung aufrechtzuerhalten, Moskau plünderten oder ihre eigene Habe vor der Plünderung bewahrten.

In religiöser Hinsicht wurden, während in Ägypten sich die Sache durch den Besuch einer Moschee so leicht hatte in Ordnung bringen lassen, hier keinerlei Resultate erzielt. Zwei oder drei Geistliche, die man in Moskau aufgetrieben hatte, versuchten Napoleons Wunsch zu erfüllen; aber den einen von ihnen ohrfeigte ein französischer Soldat während des Gottesdienstes, und in betreff eines andern erstattete ein französischer Beamter folgenden Bericht: „Der Priester, den ich ausfindig gemacht und aufgefordert hatte, wieder mit dem Messelesen anzufangen, reinigte die Kirche und schloß sie zu. Aber gleich in derselben Nacht sind von neuem die Türen eingeschlagen, die Vorhängeschlösser zerbrochen, die Bücher zerrissen und anderer Unfug verübt worden."

Was den Handel betrifft, so blieb der Aufruf an die arbeitsamen Handwerker und an alle Bauern ganz erfolglos. Arbeitsame Handwerker gab es nicht, und die Bauern fingen diejenigen

Kommissare, die ihre Fahrten mit diesem Aufrufe zu weit ausdehnten, auf und schlugen sie tot.

Was den Versuch anlangt, das Volk und die Truppen durch Theatervorstellungen zu belustigen, so gelang auch dieser nicht. Die im Kreml und in Posnjakows Hause eingerichteten Theater mußten sogleich wieder geschlossen werden, da die Schauspieler und Schauspielerinnen ausgeplündert wurden.

Die Wohltätigkeit erzielte gleichfalls nicht die gewünschten Resultate. Moskau war voll von falschem und echtem Papiergelde, aber dieses hatte keinen Wert. Die Franzosen, welche Beute suchten, sahen es nur auf Gold ab. Und nicht nur das falsche Papiergeld, das Napoleon so huldvoll an die Unglücklichen hatte verteilen lassen, war wertlos, sondern auch das Silber wurde unter seinem Werte gegen Gold abgegeben.

Aber die überraschendste Erscheinung bei dieser Unwirksamkeit der von höchster Stelle ausgehenden Anordnungen war damals die Erfolglosigkeit der Bemühungen Napoleons, dem Plündern Einhalt zu tun und die Disziplin wiederherzustellen.

Hier einiges aus der amtlichen Korrespondenz militärischer Behörden:

„Die Plünderungen in der Stadt dauern fort trotz des Befehls, sie zu verhindern. Die Ordnung ist noch nicht wiederhergestellt, und es ist kein einziger Kaufmann da, der in gesetzlicher Weise Handel triebe. Nur die Marketender wagen es, Waren zum Verkauf zu stellen, und das sind geraubte Gegenstände."

„Ein Teil meines Bezirkes wird immer noch von den Soldaten des dritten Korps ausgeraubt; nicht damit zufrieden, den Unglücklichen, die sich in die Keller geflüchtet haben, das wenige, das ihnen noch geblieben ist, zu entreißen, begehen sie sogar die Barbarei, sie mit Säbelhieben zu verwunden, wovon ich mehrere Beispiele gesehen habe."

„Nichts Neues, als daß die Soldaten sich erlauben zu stehlen und zu plündern. Den 9. Oktober."

„Das Stehlen und Plündern dauert fort. Es befindet sich in unserm Bezirk eine Diebesbande, zu deren Festnahme starke Detachements erforderlich sein werden. Den 11. Oktober."

„Der Kaiser ist höchst unzufrieden, daß trotz des strengen Befehls, dem Plündern Einhalt zu tun, man fortwährend Trupps marodierender Gardisten sieht, die nach dem Kreml zurückkehren. — Bei der alten Garde ist Zuchtlosigkeit und Raublust gestern, in der letzten Nacht und heute wieder in stärkerem Grade hervorgetreten als je vorher. Der Kaiser sieht mit Bedauern, daß die Elitesoldaten, die mit der Bewachung seiner Person betraut sind und dem Heere ein Vorbild guter Zucht sein sollten, in ihrer Insubordination so weit gehen, die für die Armee eingerichteten Keller und Magazine zu erbrechen. Andere haben sich so weit vergessen, den Schildwachen und den wachhabenden Offizieren den Gehorsam zu verweigern, sie zu schimpfen und zu schlagen."

„Der Oberhofmarschall beklagt sich lebhaft," schrieb der Gouverneur, „daß trotz wiederholter Verbote die Soldaten immer noch in allen Höfen und selbst unter den Fenstern des Kaisers ihre Bedürfnisse verrichten."

Bei diesem Heere, das, wie eine ungehütet sich zerteilende Herde, mit den Füßen die Nahrung zertrat, durch die es sich hätte vor dem Hungertode retten können, wurde die Zersetzung und Verderbnis mit jedem weiteren Tage des Aufenthaltes in Moskau schlimmer. Aber es zog nicht ab.

Erst da eilte es fort, als es auf einmal infolge des Abfangens von Transporten auf der Smolensker Heerstraße und infolge der Schlacht bei Tarutino von panischem Schrecken ergriffen war. Diese Nachricht von der Schlacht bei Tarutino, welche Napoleon unerwartet bei einer Revue erhielt, war es, die bei ihm den

Wunsch hervorrief, die Russen zu bestrafen, wie Thiers sich ausdrückt, und so gab er denn den Befehl zum Abzuge, den das ganze Heer verlangte.

Bei der Flucht aus Moskau schleppten die Soldaten dieses Heeres alles mit sich, was sie geraubt hatten. Auch Napoleon führte seinen eigenen Tresor mit. Als er die Menge von Fuhrwerken erblickte, durch die die Armee unbehilflich gemacht wurde, erschrak er zwar, wie Thiers sagt; aber trotz seiner Kriegserfahrung befahl er nicht, alle entbehrlichen Wagen zu verbrennen, wie er das beim Anmarsch auf Moskau mit den Fuhrwerken eines Marschalls hatte machen lassen. Er betrachtete diese Kaleschen und Kutschen, in denen die Soldaten fuhren, und äußerte, das sei ganz gut, diese Wagen könne man zum Transport von Proviant, von Kranken und Verwundeten verwenden.

Die Lage des ganzen Heeres glich der Lage eines verwundeten Wildes, das sein Verderben ahnt und nicht weiß, was es tut. Die kunstvollen Manöver und Pläne Napoleons und seines Heeres vom Einzuge in Moskau bis zur Vernichtung dieses Heeres studieren heißt ganz dasselbe, wie die Bedeutung der letzten Sprünge und Zuckungen eines tödlich verwundeten Wildes studieren. Sehr häufig rennt das verwundete Tier, wenn es ein Geräusch hört, dem Jäger vor den Schuß, läuft vorwärts, rückwärts und beschleunigt selbst sein Ende. Eben dasselbe tat Napoleon unter dem Drucke, den sein ganzes Heer auf ihn ausübte. Bei dem Geräusche der Schlacht von Tarutino schrak das Wild zusammen und stürzte vorwärts in den Schußbereich hinein, rannte auf den Jäger zu, kehrte wieder um und lief endlich, wie jedes Wild, auf dem unvorteilhaftesten, gefährlichsten Wege, aber auf der bekannten, alten Spur zurück.

Napoleon, der uns als der Leiter dieser ganzen Bewegung erscheint (wie die Wilden die geschnitzte Figur am Schiffsschnabel

für die Kraft hielten, von der das Schiff bewegt werde), glich während der ganzen Zeit dieser seiner Tätigkeit einem Kinde, das die Bändchen anfaßt, die im Innern des Wägelchens angebracht sind, und sich einbildet, das Wägelchen zu lenken.

XI

Am 6. Oktober frühmorgens war Pierre aus der Baracke herausgegangen und nach seiner Rückkehr an der Tür stehen geblieben, wo er mit einem langgestreckten, kurz- und krummbeinigen Hündchen von bläulich-grauer Farbe spielte, das um ihn herumsprang. Dieser Hund lebte bei ihnen in der Baracke und lag die Nacht über bei Karatajew, lief aber manchmal irgendwohin in die Stadt und kehrte dann wieder zurück. Er hatte wahrscheinlich nie jemandem gehört, war auch jetzt herrenlos und hatte keinen Namen. Die Franzosen nannten ihn Azor; der Soldat, der immer die Märchen erzählte, nannte ihn Femgalka, Karatajew und andere nannten ihn „Grauer", manchmal auch „Strolch". Daß er niemandem gehörte, keinen ordentlichen Namen führte, keiner Rasse angehörte und nicht einmal eine bestimmte Farbe hatte, grämte ihn nicht im geringsten. Sein buschiger Schweif stand fest und rundlich nach oben wie ein Helmbusch; seine krummen Beine leisteten ihm so gute Dienste, daß er oft, wie wenn er es verschmähte, sie alle vier zu gebrauchen, graziös das eine Hinterbein in die Höhe hob und sehr geschickt und schnell auf drei Pfoten lief. Alles war für ihn ein Anlaß vergnügt zu sein. Bald wälzte er sich winselnd vor Freude auf dem Rücken, bald wärmte er sich mit ernster, nachdenklicher Miene in der Sonne; bald trieb er Mutwillen, indem er mit einem Holzspänchen oder mit einem Strohhalm spielte.

Pierres Kleidung bestand jetzt aus einem schmutzigen, zerrisse-

nen Hemde, dem einzigen Überreste seiner früheren Kleidung, einer Soldatenhose, die er sich um des besseren Warmhaltens willen auf Karatajews Rat an den Knöcheln mit Bindfaden zusammengebunden hatte, einem Kaftan und einer Bauernmütze. Körperlich hatte er sich während dieser Zeit sehr verändert. Er sah nicht mehr dick aus, obgleich man ihm noch ebenso wie vorher die in seinem Geschlechte erbliche Derbheit und Kraft ansah. Ein Bart bedeckte den unteren Teil seines Gesichtes; das lang gewordene, wirre, von Läusen wimmelnde Kopfhaar hatte jetzt das Aussehen einer krausen Mütze. Der Ausdruck seiner Augen war fest und ruhig, aber dabei frisch und lebhaft, ein Ausdruck, wie ihn Pierres Blick früher nie gehabt hatte. An die Stelle seiner früheren Schlaffheit, die sich auch in seinem Blicke bekundet hatte, war jetzt eine energische, zum Handeln und zum Widerstande bereite Spannkraft getreten. Seine Füße waren nackt.

Pierre blickte bald hinunter auf das Feld, über welches an diesem Morgen Fuhrwerke und Reiter hinzogen, bald über den Fluß hinüber in die Ferne, bald nach dem Hündchen, das sich stellte, als wolle es ihn ernstlich beißen, bald nach seinen nackten Füßen, die er mit einem eigenartigen Vergnügen bald so, bald anders hinstellte, wobei er seine schmutzigen, großen, dicken Zehen hin und her bewegte. Und jedesmal, wenn er seine nackten Füße ansah, lief über sein Gesicht ein Lächeln heiterer Befriedigung. Der Anblick dieser nackten Füße rief ihm alles das ins Gedächtnis, was er in der letzten Zeit durchlebt und erkannt hatte, und diese Erinnerung war ihm angenehm.

Das Wetter war schon seit mehreren Tagen still und klar, mit leichten Morgenfrösten, – der sogenannte Altweibersommer.

Die Luft war, wo die Sonne schien, warm, und diese Wärme nebst der stärkenden Frische des Morgenfrostes, der in der Luft noch zu spüren war, wirkte sehr angenehm.

Auf allem, auf fernen und nahen Gegenständen, lag jener zauberhafte Kristallglanz, der nur dieser Herbstzeit eigen ist. In der Ferne waren die Sperlingsberge sichtbar, mit dem Dorfe, der Kirche und dem großen, weißen Hause. Die kahlen Bäume und der Sand und die Steine und die Dächer der Häuser und die grüne Kirchturmspitze und die Ecken des fernen, weißen Hauses, das alles hob sich außerordentlich deutlich, in ganz scharfen Linien in der reinen Luft ab. In der Nähe sah Pierre die ihm wohlbekannten Ruinen eines halbverbrannten Herrenhauses, in welchem Franzosen wohnten, und die noch dunkelgrünen Fliederbüsche, die an der Einfriedigung entlang wuchsen. Und selbst dieses trümmerhafte, rauchgeschwärzte Haus, das bei trübem Wetter durch seine Häßlichkeit etwas Abstoßendes hatte, machte jetzt bei dem hellen Sonnenschein und der stillen Luft einen schönen, gewissermaßen beruhigenden Eindruck.

Ein französischer Korporal, den Rock häuslich-bequem aufgeknöpft, auf dem Kopfe eine Zipfelmütze, zwischen den Zähnen eine kurze Pfeife, kam um eine Ecke der Baracke herum und trat, freundlich mit den Augen zwinkernd, zu Pierre heran.

„Was für ein prächtiger Sonnenschein! Nicht wahr, Monsieur Kirill?" (So wurde Pierre von allen Franzosen genannt.) „Der reine Frühling!"

Der Korporal lehnte sich an die Tür und bot Pierre seine Pfeife an, obgleich er sie ihm schon oftmals angeboten und Pierre jedesmal dankend abgelehnt hatte.

„Das wäre ein schönes Marschwetter ..." begann er.

Pierre fragte ihn, was über das Ausrücken verlaute, und der Korporal erzählte ihm, es seien schon beinahe alle Truppen im Abmarsch begriffen, und es müsse heute ein Befehl über die Gefangenen kommen. In der Baracke, in welcher Pierre untergebracht war, lag ein Soldat, namens Sokolow, todkrank, und

Pierre sagte dem Korporal, es müßten für diesen Soldaten die nötigen Anordnungen getroffen werden. Der Korporal erwiderte, Pierre könne darüber beruhigt sein; dafür seien mobile und stationäre Lazarette vorhanden, und es würde schon in betreff der Kranken das Erforderliche angeordnet werden; überhaupt seien die Vorgesetzten im voraus auf alles bedacht, was möglicherweise eintreten könne.

„Und dann, Monsieur Kirill, brauchen Sie ja nur dem Kapitän ein Wort zu sagen. Wissen Sie, das ist ein prächtiger Mann; der vergißt nie etwas. Sagen Sie es dem Kapitän, wenn er seinen Rundgang macht. Ihnen zuliebe tut er alles."

Der Kapitän, von dem der Korporal sprach, unterhielt sich oft lange mit Pierre und erwies ihm alle möglichen Freundlichkeiten.

„‚Siehst du, St. Thomas,' sagte er neulich zu mir, ‚Kirill, das ist ein Mann, der eine gute Bildung besitzt und französisch spricht; er ist ein vornehmer Russe, der Unglück gehabt hat; aber er ist ein tüchtiger Mensch. Und er versteht etwas. Wenn er einen Wunsch hat, dann mag er es mir sagen; ich werde ihm nichts abschlagen. Siehst du, wenn man selbst studiert hat, dann liebt man die Bildung und die gebildeten Menschen.' Das erzähle ich Ihnen aus Freundschaft wieder, Monsieur Kirill. Bei der Affäre neulich, wenn Sie da nicht eingegriffen hätten, dann hätte die Sache ein schlimmes Ende genommen."

Nachdem der Korporal noch ein Weilchen geplaudert hatte, ging er weg. (Der neuliche Vorfall, dessen der Korporal Erwähnung getan hatte, war eine Schlägerei zwischen Gefangenen und Franzosen gewesen, bei der es Pierre gelungen war, seine Kameraden zu besänftigen.) Einige Gefangene hatten Pierres Gespräch mit dem Korporal gehört und erkundigten sich nun sofort, was der Korporal gesagt habe. Während Pierre seinen Kameraden berichtete, was ihm der Korporal über den Abmarsch

mitgeteilt hatte, näherte sich der Tür der Baracke ein französischer Soldat von hagerer Gestalt, mit gelblicher Hautfarbe, in zerlumpter Kleidung. Nachdem er mit einer schnellen, schüchternen Bewegung die Finger zum Zeichen des Grußes an die Stirn gehoben hatte, wandte er sich an Pierre und fragte ihn, ob in dieser Baracke ein Soldat Platoche wohne, dem er den Auftrag gegeben habe, ihm ein Hemd zu nähen.

Eine Woche vorher war den Franzosen Leder und Leinwand geliefert worden, und sie hatten dieses Material den gefangenen Soldaten übergeben, damit sie ihnen daraus Stiefel machten und Hemden nähten.

„Es ist fertig, es ist fertig, mein lieber Falke!" sagte Karatajew, der, ein sauber zusammengelegtes Hemd in der Hand, heraustrat.

Weil es so warmes Wetter war und um bei der Arbeit unbehindert zu sein, hatte Karatajew nur Hosen und ein zerrissenes Hemd an, das so schwarz wie Erde aussah. Die Haare hatte er sich, wie das Handwerker zu tun pflegen, mit einem Baststreifen zusammengebunden, und sein rundliches Gesicht sah dadurch noch rundlicher und freundlicher aus.

„Versprechen und Halten ziemt Jungen und Alten. Wie ich gesagt habe: ‚Zum Freitag', so habe ich es auch gemacht," sagte Platon lächelnd und faltete das von ihm verfertigte Hemd auseinander.

Der Franzose blickte unruhig um sich, und wie wenn er sein Bedenken überwunden hätte, warf er schnell seinen Uniformrock ab und zog das Hemd an. Unter dem Rocke hatte er kein Hemd angehabt; er trug auf dem nackten, gelben, hageren Körper nur eine lange, schmierige, geblümte, seidene Weste. Er fürchtete offenbar, die Gefangenen, die ihn ansähen, könnten über ihn lachen, und steckte eilig den Kopf in das Hemd hinein. Aber keiner der Gefangenen sagte ein Wort.

„Siehst du wohl, es paßt, gleich auf den ersten Hieb," sagte Platon und zupfte das Hemd zurecht.

Nachdem der Franzose Kopf und Arme durchgesteckt hatte, betrachtete er, ohne die Augen zu erheben, das Hemd an seinem Leibe und prüfte die Nähte.

„Na ja, mein lieber Falke, eine Schneiderwerkstatt ist ja hier nicht, und ordentliches Handwerkszeug habe ich auch nicht; und man pflegt zu sagen: Ohne Werkzeug kann man nicht einmal eine Laus totschlagen," sagte Platon mit vergnügtem Lächeln und hatte offenbar selbst seine Freude an seiner Arbeit.

„Schön, schön, danke; aber du mußt von der Leinwand noch etwas übrigbehalten haben," sagte der Franzose.

„Es wird dir noch besser sitzen, wenn du es auf den bloßen Leib anziehst," sagte Karatajew, der fortfuhr, sich über sein Machwerk zu freuen. „Es wird dir gute Dienste leisten und eine angenehme Empfindung machen ..."

„Danke, danke, Alterchen; nun die Reste ..." wiederholte der Franzose lächelnd, zog eine Banknote heraus und gab sie Karatajew. „Aber die Reste ..."

Pierre merkte, daß Platon nicht verstehen wollte, was der Franzose sagte, und sah die beiden an, ohne sich einzumischen. Karatajew bedankte sich für das Geld und hörte nicht auf, liebevoll seine Arbeit zu betrachten. Der Franzose beharrte auf seinem Verlangen nach Herausgabe der Reste und bat Pierre, das, was er gesagt hatte, zu übersetzen.

„Was kann er denn mit den Resten anfangen?" erwiderte Karatajew. „Für uns aber würden sich prächtige Fußlappen daraus machen lassen. Na, wenn er sie durchaus will, meinetwegen!"

Und mit plötzlich verändertem, traurig gewordenem Gesichte holte Karatajew hinter seiner Hemdbrust ein Päckchen Zeug-

schnitzel hervor und reichte es, ohne hinzublicken, dem Franzosen hin. „Schade, schade!" sagte Karatajew und ging zurück. Der Franzose sah die Leinwand ein Weilchen an, überlegte, richtete einen fragenden Blick auf Pierre, und Pierres antwortender Blick schien ihm etwas zu sagen.

„Platoche, hör mal, Platoche," rief der Franzose auf einmal errötend mit schrillender Stimme. „Behalte das für dich!" Und damit reichte er ihm die Reste hin, wandte sich um und ging weg.

„Na, da sieht man's!" sagte Karatajew, den Kopf hin und her wiegend. „Es heißt immer, die seien keine Christen; aber sie haben doch auch eine Seele. Die Alten haben ganz recht, wenn sie sagen: Schweißige Hand ist freigebig, aber trockene Hand ist geizig. Er ist selbst nackt und bloß und hat doch noch etwas weggegeben."

Karatajew schwieg ein Weilchen und betrachtete, nachdenklich lächelnd, die Leinwandreste.

„Aber prächtige Fußlappen können wir uns daraus machen, lieber Freund," sagte er und kehrte in die Baracke zurück.

XII

Vier Wochen waren vergangen, seit Pierre in Gefangenschaft geraten war. Obwohl die Franzosen ihm anheimgestellt hatten, aus der Soldatenbaracke in die der Offiziere überzusiedeln, war er doch in derjenigen geblieben, in die er am ersten Tage gekommen war.

In dem zerstörten und verbrannten Moskau machte Pierre fast das Äußerste an Entbehrungen durch, was ein Mensch ertragen kann; aber dank seiner starken Konstitution und seiner guten Gesundheit, deren er sich bisher nicht bewußt geworden war, und

besonders dank dem Umstande, daß diese Entbehrungen so unmerklich an ihn herangetreten waren, daß sich gar nicht sagen ließ, wann sie eigentlich angefangen hatten, ertrug er seine Lage nicht nur leicht, sondern sogar in freudiger Stimmung. Und namentlich hatte er gerade in dieser Zeit jene seelische Ruhe und Zufriedenheit mit sich selbst erlangt, nach der er früher vergebens gestrebt hatte. Lange hatte er in seinem Leben auf den verschiedensten Wegen nach dieser Seelenruhe und inneren Harmonie gesucht, die ihn bei den Soldaten in Borodino so in Erstaunen versetzt hatte: er hatte sie in der Philanthropie gesucht, in der Freimaurerei, in den Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens, im Wein, in heldenhaften Taten der Selbstaufopferung, in der romantischen Liebe zu Natascha; er hatte sie gesucht auf dem Wege des Denkens, – und hatte bei all diesem Suchen und Versuchen nur Täuschungen erlebt. Und nun hatte er, ohne daran zu denken, diese seelische Ruhe und innere Harmonie erreicht lediglich durch die Schrecken des Todes, durch Entbehrungen und durch das, was er aus Karatajews Wesen gelernt hatte.

Jene entsetzlichen Minuten, die er während der Hinrichtung durchlebt hatte, hatten gleichsam für immer aus seinem Denk- und Erinnerungsvermögen die aufregenden Gedanken und Empfindungen fortgespült, die ihm früher so wichtig erschienen waren. Es kam ihm jetzt kein Gedanke an Rußland in den Kopf, oder an den Krieg, oder an die Politik, oder an Napoleon. Er war sich darüber klar, daß ihn alles dies nichts anging, daß er nicht den Beruf und daher auch nicht die Fähigkeit hatte, über all dies zu urteilen. „Der Sommer ist nicht Rußlands Verbündeter," wiederholte er sich einen Satz, den er von Karatajew gehört hatte, und dieser Satz übte auf ihn eine seltsam beruhigende Wirkung aus. Unbegreiflich und geradezu lächerlich

erschien ihm jetzt seine Absicht, Napoleon zu töten, und seine Berechnungen über die kabbalistische Zahl und über das Tier der Apokalypse. Seine Erbitterung gegen seine Frau und seine Besorgnis, daß sie seinen Namen beschimpfen könne, kamen ihm jetzt nicht nur gegenstandslos, sondern komisch vor. Was ging es ihn an, daß diese Frau dort irgendwo ein Leben führte, wie es ihr zusagte? Was konnte jemandem und speziell ihm daran liegen, ob die Franzosen erfuhren oder nicht erfuhren, daß der Name ihres Gefangenen Graf Besuchow war?

Jetzt erinnerte er sich häufig an ein Gespräch, das er einmal mit dem Fürsten Andrei gehabt hatte, und war mit diesem völlig derselben Ansicht, nur daß er den Gedanken des Fürsten Andrei ein wenig anders auffaßte. Fürst Andrei hatte gemeint und gesagt, das Glück sei nur etwas Negatives, hatte dies aber mit einem Beiklang von Bitterkeit und Ironie ausgesprochen, als wenn er, indem er das sagte, noch einen andern Gedanken ausspräche, nämlich den, daß das ganze uns eingepflanzte Streben nach dem positiven Glücke uns nur zu dem Zwecke eingepflanzt sei, damit es unbefriedigt bliebe und uns peinigte. Pierre aber erkannte jenen Satz ohne jeden Hintergedanken als richtig an. Das Fehlen des Leides, die Befriedigung der Bedürfnisse und als Folge davon die Freiheit in der Wahl der Beschäftigungen, d. h. in der Art der Lebensführung, das stellte sich ihm jetzt als das zweifellos höchste Glück des Menschen dar. Erst hier und erst jetzt lernte Pierre zum erstenmal im vollen Umfange den Genuß des Essens schätzen, wenn er hungerte, den Genuß des Trinkens, wenn er durstete, den Genuß des Schlafens, wenn er müde war, den Genuß der Wärme, wenn ihn fror, den Genuß des Gespräches mit einem Menschen, wenn ihn verlangte, mit jemand zu reden und eine menschliche Stimme zu hören. Die Befriedigung der Bedürfnisse (gute Nahrung, Reinlichkeit, Freiheit) erschien ihm

jetzt, wo er alles dies entbehren mußte, als das vollkommene Glück, und die Wahl der Beschäftigung, d. h. die Art der Lebensführung, erschien ihm jetzt, wo diese Wahl für ihn so beschränkt war, als eine ganz leichte Sache. Er bedachte dabei nicht, daß ein Überfluß von Annehmlichkeiten des Lebens die ganze Glücksempfindung über die Befriedigung der Bedürfnisse vernichtet und daß eine weitgehende Freiheit in der Wahl der Beschäftigungen, jene Freiheit, die ihm in seinem Leben seine Bildung, sein Reichtum und seine gesellschaftliche Stellung gewährt hatten, sowohl die Wahl der Beschäftigungen unendlich erschwert als auch sogar das Bedürfnis nach einer Beschäftigung und die Möglichkeit einer solchen vernichtet.

Alle Zukunftsgedanken Pierres richteten sich jetzt auf die Zeit, wo er wieder frei sein würde. Aber doch dachte er später und sein ganzes Leben lang mit Entzücken an diesen Monat der Gefangenschaft, an diese nie wiederkehrenden starken, freudigen Empfindungen und ganz besonders an jene völlige seelische Ruhe, an jene vollkommene innere Freiheit, die er nur in dieser Zeit genossen hatte.

Als er am ersten Tage seines dortigen Aufenthaltes frühmorgens aufgestanden und in der Dämmerung aus der Baracke herausgetreten war und die zunächst noch dunklen Kuppeln und Kreuze des Nowodjewitschi-Klosters sah und den kalten Tau auf dem staubigen Grase und die Kuppen der Sperlingsberge und das waldige Ufer, das sich an den Windungen des Flusses hinzog und in der violetten Ferne verschwand; als er die Berührung der frischen Luft empfand und das Geschrei der von Moskau her über das Feld fliegenden Dohlen hörte; und als dann auf einmal im Osten ein Licht aufflammte und der Rand der Sonne feierlich hinter einer Wolke hervor aufstieg und die Kuppeln und die Kreuze und der Tau und die Ferne und der Fluß, alles in der

fröhlichen Beleuchtung aufschimmerte, da empfand Pierre ein neues, ihm bis dahin noch unbekanntes Gefühl der Freude und der Lebenskraft.

Dieses Gefühl, ein Gefühl der Bereitschaft zu allem, ein Gefühl der seelischen Spannkraft, fand noch eine weitere Stütze an der hohen Meinung, die sich bald nach seinem Einzuge in die Baracke bei seinen Kameraden über ihn herausgebildet hatte. Wegen seiner Sprachkenntnisse und wegen des Respektes, den ihm die Franzosen bezeigten, und wegen seines schlichten, einfachen Wesens, und weil er alles, um was er gebeten wurde, willig hingab (er erhielt als Offizier drei Rubel wöchentlich), und wegen seiner Körperkraft, von der sich die Soldaten überzeugten, wenn er Nägel in die Wand der Baracke hineindrückte, und wegen der Sanftmut, die er im Verkehr mit den Kameraden bewies, und wegen seiner ihnen unbegreiflichen Fähigkeit, dazusitzen und zu denken, ohne sich zu rühren und ohne etwas zu tun: aus allen diesen Gründen erschien Pierre den Soldaten als ein geheimnisvolles, höheres Wesen. Dieselben Eigenschaften, die in der Welt, in der er früher gelebt hatte, wenn sie ihm auch nicht geradezu nachteilig gewesen waren, doch immerhin ein unangenehmes Aufsehen erregt hatten, seine übermäßige Kraft, seine Gleichgültigkeit gegen allen Komfort, seine Zerstreutheit, seine Schlichtheit, diese selben Eigenschaften trugen ihm hier unter diesen Menschen beinahe die Stellung eines Helden ein. Und Pierre hatte die Empfindung, daß diese Meinung, die man von ihm hegte, ihm die Pflicht auferlegte, sich ihrer wert zu zeigen.

XIII

In der Nacht vom 6. zum 7. Oktober begann der Ausmarsch der Franzosen: die Küchen und Baracken wurden abgebrochen,

die Fuhrwerke beladen, und die Truppen- und Wagenzüge setzten sich in Bewegung.

Um sieben Uhr mogens stand die französische Eskorte in marschmäßiger Ausrüstung, mit Tschakos, Gewehren, Tornistern und großen Brotbeuteln vor den Baracken, und ein lebhaftes französisches Gespräch, mit Schimpfworten untermischt, war auf der ganzen Linie im Gange.

In der Baracke waren alle bereit, angekleidet, umgürtet, beschuht, und warteten nur auf den Befehl herauszugehen. Nur der kranke Soldat Sokolow saß blaß und abgemagert, mit blauen Ringen um die Augen, allein, ohne Schuhe und ohne ordentliche Kleidung auf seinem Platze, blickte mit seinen infolge der Magerkeit stark hervortretenden Augen fragend seine Kameraden an, die ihm keine Aufmerksamkeit zuwandten, und stöhnte leise in gleichmäßigen Zwischenräumen. So zu stöhnen, veranlaßte ihn offenbar nicht sowohl körperlicher Schmerz (er litt an der Ruhr) als die Furcht und Sorge, allein zurückgelassen zu werden.

Pierre (er trug Schuhe, die ihm Karatajew aus Packleder, von einem Teeballen herrührend, gemacht hatte, welches ihm ein Franzose gebracht hatte, damit er ihm davon seine Stiefel besohlte, und hatte sich einen Strick als Gurt um den Leib gebunden) trat zu dem Kranken und kauerte sich vor ihm hin.

„Nun, Sokolow, sie gehen ja nicht ganz weg! Sie haben hier ein Lazarett. Leicht möglich, daß es dir besser gehen wird als uns," sagte Pierre.

„O mein Gott! Das ist mein Tod! O mein Gott!" stöhnte der Soldat lauter.

„Ich will sie gleich noch fragen," sagte Pierre, stand auf und ging nach der Tür der Baracke hin.

In dem Augenblicke, als Pierre sich der Tür näherte, kam von außen, von zwei Soldaten begleitet, jener Korporal heran, der

tags zuvor Pierre seine Pfeife angeboten hatte. Auch der Korporal und die Soldaten waren in marschmäßiger Ausrüstung, mit Tornistern und Tschakos, an denen die Schuppenketten zugeknöpft waren; dadurch sahen ihre wohlbekannten Gesichter ganz verändert aus.

Der Korporal kam zur Tür, um sie auf Befehl des vorgesetzten Offiziers zu schließen. Vor dem Ausmarsch mußten die Gefangenen nachgezählt werden.

„Korporal, was wird mit dem Kranken geschehen?" begann Pierre.

Aber in dem Augenblicke, wo er das sagte, stieg ihm ein Zweifel auf, ob das auch wirklich der ihm wohlbekannte Korporal sei oder ein anderer, unbekannter Mensch: so ganz anders als sonst sah der Korporal in diesem Augenblicke aus. Außerdem begann in dem Augenblicke, als Pierre dies sagte, von zwei Seiten her plötzlich ein lauter Trommelwirbel. Der Korporal runzelte zu Pierres Worten die Stirn, stieß ein paar sinnlose Schimpfworte aus und schlug die Tür zu. In der Baracke wurde es halbdunkel; von zwei Seiten her wirbelten mit scharfem Klange die Trommeln und übertönten das Stöhnen des Kranken.

„Da ist es! ... Da ist es wieder!" sagte sich Pierre, und unwillkürlich lief ihm ein kalter Schauder den Rücken entlang. In dem veränderten Gesichte des Korporals, in dem Tone seiner Stimme, in dem aufregenden, betäubenden Rasseln der Trommeln erkannte Pierre jene geheimnisvolle, mitleidlose Macht, die die Menschen zwang, gegen ihren eigenen Willen ihresgleichen zu morden, jene Macht, deren Wirkung er bei der Hinrichtung wahrgenommen hatte. Ein Versuch, dieser Macht auszuweichen, ihr zu entrinnen, sich mit Bitten oder Vorstellungen an die Menschen zu wenden, die dieser Macht als Werkzeuge dienten, war nutzlos. Das wußte Pierre jetzt. Es war nichts anderes möglich als zu

warten und zu dulden. Pierre ging nicht mehr zu dem Kranken hin und sah sich nicht mehr nach ihm um. Schweigend, mit finsterem Gesichte stand er an der Tür der Baracke.

Als die Tür der Baracke geöffnet wurde und die Gefangenen wie eine Hammelherde, einander drückend und quetschend, sich in dem Ausgange drängten, arbeitete sich Pierre durch sie nach vorn hindurch und trat zu eben jenem Kapitän hin, der nach der Versicherung des Korporals gern bereit war, Pierre alles zu Gefallen zu tun. Der Kapitän war gleichfalls in marschmäßiger Ausrüstung, und aus seiner kalten Miene schien gleichfalls jene geheimnisvolle Macht herauszuschauen, die Pierre in den Worten des Korporals und in dem Gerassel der Trommeln wiedererkannt hatte.

„Einer hinter dem andern, immer einer hinter dem andern!" sagte, streng die Stirn runzelnd, der Kapitän, indem er die sich an ihm vorbeidrängenden Gefangenen musterte.

Pierre wußte, daß sein Versuch vergeblich sein werde; aber er trat doch an ihn heran.

„Nun, was gibt's?" fragte der Offizier und warf ihm einen kalten Blick zu, als ob er ihn nicht erkenne.

Pierre sagte etwas von dem Kranken.

„Er wird schon gehen können, hol's der Teufel!" erwiderte der Kapitän. „Einer hinter dem andern, einer hinter dem andern," sprach er weiter, ohne Pierre anzusehen.

„Nein, nein, er liegt schon im Sterben . . ." begann Pierre.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!" schrie der Kapitän wütend mit finsterem Gesichte.

„Dram-da-da-dam, dam-dam," rasselten die Trommeln. Und Pierre sah ein, daß die geheimnisvolle Macht diese Menschen schon vollständig in ihren Bann geschlagen hatte und daß es nutzlos war, jetzt noch irgend etwas zu sagen.

Die gefangenen Offiziere wurden von den gefangenen Gemeinen gesondert und erhielten Befehl, voranzugehen. Die Offiziere, zu denen auch Pierre gehörte, waren an Zahl etwa dreißig, die Gemeinen gegen dreihundert.

Die gefangenen Offiziere, die aus anderen Baracken herausgelassen wurden, waren Pierre sämtlich fremd; sie waren weit besser gekleidet als er und blickten ihn in seinen Schuhen mißtrauisch und verwundert an. Nicht weit von Pierre ging ein dicker Major mit gedunsenem, gelblichem, ärgerlichem Gesichte, der sich bei seinen mitgefangenen Kameraden offenbar allgemeinen Respektes erfreute; er trug einen langen Kasanschen Rock, der mit einem Handtuch umgürtet war. Die eine Hand, in der er den Tabaksbeutel hielt, hatte er in die Brust gesteckt; mit der andern stützte er sich auf ein Pfeifenrohr. Keuchend und schnaufend brummte er allerlei vor sich hin und schalt auf alle, weil er der Meinung war, daß sie ihn alle stießen und daß sie alle eilten, obwohl kein Anlaß zur Eile wäre, und daß sie sich alle über etwas wunderten, obwohl es gar nichts zu wundern gäbe. Ein anderer, kleiner, magerer Offizier knüpfte mit allen Gespräche an, indem er Vermutungen darüber aufstellte, wohin sie wohl heute geführt würden und wie weit sie wohl an diesem Tage kommen würden. Ein Beamter, in Intendanturuniform und Filzstiefeln, lief nach allen Seiten umher, betrachtete das abgebrannte Moskau und teilte allen laut seine Beobachtungen darüber mit, was niedergebrannt sei und zu welchem Stadtteil dies oder das, was noch sichtbar war, gehöre. Ein dritter Offizier, seiner Aussprache nach von polnischer Herkunft, stritt sich mit dem Intendanturbeamten herum und bewies ihm, daß er sich mit der Identifizierung der Stadtteile von Moskau irre.

„Worüber streitet ihr denn?" sagte der Major ärgerlich. „Ob das nun die Nikola-Kirche ist oder die Wlas-Kirche, das ist ja ganz

gleich; ihr seht ja, es ist alles niedergebrannt; das genügt ... Warum stoßen Sie mich denn? Haben Sie denn nicht Raum genug auf dem Wege?" wandte er sich zornig an seinen Hintermann, der ihn gar nicht gestoßen hatte.

„Oh, oh, oh! Was haben sie da getan!" riefen aber trotzdem die Gefangenen, die nach der Brandstätte hinschauten, bald hier, bald dort. „Das ganze Samoskworetschje, und Subowo, und da im Kreml ... Seht nur, die halbe Stadt ist weg. Ich habe es euch ja gleich gesagt, daß das ganze Samoskworetschje abgebrannt ist; seht ihr wohl, so ist es auch!"

„Na, ihr wißt ja, daß alles verbrannt ist; was ist da noch viel zu reden!" sagte der Major.

Als sie durch Chamowniki hindurchgingen, einen der wenigen nicht niedergebrannten Stadtteile Moskaus, und an einer Kirche vorbeikamen, drängte sich der ganze Haufe der Gefangenen auf einmal nach der einen Seite hinüber, und es erschollen Ausrufe des Entsetzens und des Abscheus.

„Nein, diese Schurken! Solche Unchristen! Wahrhaftig, es ist eine Leiche, eine Leiche ... Sie haben sie mit etwas beschmiert."

Auch Pierre ging näher zu der Kirche heran, wo sich der Gegenstand befand, durch den diese Ausrufe veranlaßt wurden, und sah undeutlich, daß da etwas an die Kirchenmauer gelehnt war. Aus den Worten seiner Kameraden, die besser sahen als er, konnte er entnehmen, daß dieser Gegenstand ein menschlicher Leichnam war, der aufrecht an die Mauer gestellt und im Gesicht mit Ruß bemalt war.

„Geht zu! Donnerwetter! ... Ordentlich in Reihen gehen ... Dreißigtausend Teufel! ..." schimpften die eskortierenden französischen Soldaten und trieben den Haufen der Gefangenen, die den Leichnam betrachteten, in erneutem Ingrimm mit ihren Seitengewehren auseinander.

XIV

Durch die Gassen von Chamowniki gingen die Gefangenen allein mit ihrer Eskorte und den hinterher fahrenden Fuhrwerken, die den Soldaten der Eskorte gehörten; aber als sie aus den Gassen heraus zu den Proviantmagazinen kamen, stießen sie mitten auf einen gewaltigen, mit Privatfuhrwerken gemischten Zug Artillerie, der eng zusammengedrängt sich weiterschob.

Dicht bei der Brücke machten die Gefangenen mit ihrer Eskorte halt und warteten, bis der vor ihnen vorbeifahrende Zug hinüber war. Von der Brücke aus erschloß sich den Gefangenen nach hinten und nach vorn ein Ausblick auf endlose Reihen anderer in Bewegung begriffener Züge. Rechts, dort, wo die Kalugaer Landstraße sich am Neskutschny-Parke herumzieht, um dann in der Ferne zu verschwinden, zogen sich endlose Reihen von Truppen und Fuhrwerken hin. Dies waren die Truppen des Beauharnaisschen Korps, die am frühesten von allen aufgebrochen waren; nach hinten zu, auf der Uferstraße und über die Kamenny-Brücke, zogen sich die Truppen und Fuhrwerke Neys hin.

Die Truppen Davouts, zu denen die Gefangenen gehörten, gingen über die Krimfurt-Brücke und waren schon zum Teil auf die Kalugaer Straße gelangt. Aber die Fuhrwerke bildeten eine so lange Reihe, daß die letzten Fuhrwerke Beauharnais' noch nicht aus Moskau auf die Kalugaer Straße gelangt waren, als die Tete der Neyschen Truppen schon aus der Bolschaja Ordynka-Straße herauskam.

Als die Gefangenen die Krimfurt-Brücke überschritten hatten, rückten sie immer nur ein paar Schritte vor, machten dann wieder halt und rückten wieder ein wenig weiter, und von allen Seiten drängten immer mehr Wagen und Menschen heran.

Nachdem sie mehr als eine Stunde gebraucht hatten, um die paar hundert Schritte zurückzulegen, die die Brücke von der Kalugaer Straße trennten, und zu dem Platze gelangt waren, wo die Straßen des Stadtteils Samoskworetschje mit der Kalugaer Straße zusammentreffen, machten die Gefangenen, in einen Haufen zusammengedrängt, halt und mußten mehrere Stunden lang an diesem Kreuzpunkte stehen bleiben. Von allen Seiten ertönte wie Meeresrauschen ein unaufhörliches Rollen von Rädern und Trappeln von Füßen, sowie ein fortwährendes zorniges Schreien und Schimpfen. Gegen die Mauer eines ausgebrannten Hauses gedrückt, stand Pierre da und horchte auf dieses Getöse, das in seiner Einbildungskraft mit den Tönen der vorher gehörten Trommeln zusammenfloß.

Einige von den gefangenen Offizieren waren, um besser sehen zu können, auf die Mauer des ausgebrannten Hauses, bei der Pierre stand, hinaufgeklettert.

„Diese Bande! Nein, diese Bande!" sagten sie. „Auch auf die Kanonen haben sie eine Menge Sachen heraufgepackt! Sieh nur, Pelze! Ja, was haben die Racker alles geraubt! ... Was hat denn der da hinten, auf dem Bauernwagen? Das ist ja von einem Heiligenbilde, ganz bestimmt! Das sind da gewiß Deutsche. Auch ein russischer Bauer, wahrhaftigen Gott! ... Ach, diese Schufte! ... Sieh nur, der da hat sich so schwer bepackt, daß er kaum gehen kann! Na so was, auch Kutschwagen haben sie mitgenommen! Da, der hat sich auf seine Koffer heraufgesetzt. Ach herrje! Da fangen sie an, sich zu prügeln! ..."

„Hau ihm nur ordentlich in die Fresse, immer in die Fresse! Sonst kannst du bis zum Abend warten und kommst nicht weiter. Sieh mal, seht mal ... das gehört gewiß dem Napoleon selbst. Ei, was für prächtige Pferde! mit Monogramm und Krone. Das ist ein zusammenlegbares Zelt. Der hat einen Sack fallen lassen

und merkt es nicht. Da prügeln sie sich schon wieder ... Ein Weib mit einem kleinen Kinde, ein hübsches Frauenzimmer. Na ja, natürlich, dich werden sie schon vorbeilassen ... Seht bloß, es ist kein Ende abzusehen. Russische liederliche Frauenzimmer, wahrhaftig, liederliche Frauenzimmer. Wie gemächlich die da in ihren Kutschen sitzen."

Wieder trieb, wie bei der Kirche in Chamowniki, die gemeinsame Neugier mit der Macht einer starken Welle alle Gefangenen zur Straße hin, und Pierre sah dank seinem hohen Wuchse über die Köpfe der andern hinweg das, was die Neugier der Gefangenen so reizte. In drei Kutschen, die zwischen den Munitionswagen fuhren, saßen, eng aneinander gedrängt, grellfarbig geputzte, geschminkte Weiber, die mit schrillen Stimmen laut untereinander redeten.

Von dem Augenblicke an, wo Pierre das Auftreten der geheimnisvollen Macht wahrgenommen hatte, erschien ihm nichts mehr seltsam oder schrecklich: weder der Leichnam, der zum Amüsement mit Ruß bemalt war, noch diese Weiber, die in eine unbekannte Ferne eilten, noch die Brandstätte von Moskau. Alles, was Pierre jetzt sah, machte auf ihn fast gar keinen Eindruck, wie wenn seine Seele, sich zu einem schweren Kampfe vorbereitend, sich weigerte, Eindrücke aufzunehmen, durch die ihre Kraft geschwächt werden könnte.

Der Zug der Frauen war vorübergefahren. Dahinter folgten wieder in langer Reihe Bauernwagen, Soldaten, Trainwagen; Soldaten, Pulverwagen, Kutschen; Soldaten, Munitionswagen, Soldaten; hier und da Weiber.

Pierre sah nicht die einzelnen Menschen, sondern er sah ihre Bewegung.

Alle diese Menschen und Pferde schienen von einer unsichtbaren Macht weitergetrieben zu werden. Alle kamen sie im Laufe der

Stunde, während deren Pierre sie beobachtete, aus verschiedenen Straßen herausgeströmt, von ein und demselben Wunsche erfüllt: recht schnell vorwärtszukommen. Alle stießen einander im Gedränge, wurden dann einer wie der andere zornig und fingen an, sich zu prügeln: sie fletschten die weißen Zähne, zogen die Augenbrauen zusammen, warfen sich wechselseitig dieselben Schimpfworte an den Kopf, und auf allen Gesichtern lag ein und derselbe Ausdruck kräftiger Energie und kalter Grausamkeit, jener Ausdruck, der am Morgen dieses Tages, als die Trommeln wirbelten, Pierre auf dem Gesichte des Korporals aufgefallen war.

Der Abend nahte schon heran, als der Führer der Eskorte seine Mannschaft zusammentreten ließ und unter heftigem Schreien und Zanken sich in den Wagenzug hineindrängte und die Gefangenen endlich, von allen Seiten eingeschlossen, auf die Kalugaer Straße kamen.

Sie marschierten nun sehr schnell, ohne auszuruhen, und machten erst halt, als die Sonne schon unterzugehen anfing. Die Wagenzüge kamen einer nach dem andern heran, und die Leute trafen ihre Vorbereitungen zum Nachtlager. Alle machten den Eindruck, als seien sie ärgerlich und unzufrieden. Lange Zeit war von verschiedenen Seiten her Schimpfen, grimmiges Schreien und Schlägerei zu hören. Eine Kutsche, die hinter der Eskorte fuhr, war gegen ein der Eskorte gehöriges Fuhrwerk gefahren und hatte dieses mit der Deichsel durchstoßen. Eine Anzahl von Soldaten kam von verschiedenen Seiten zu dem Fuhrwerk gelaufen; die einen schlugen die vor die Kutsche gespannten Pferde auf die Köpfe, um sie wegzuwenden, andere begannen mit ihren Widersachern eine Schlägerei, und Pierre sah, daß ein Deutscher dabei mit einem Seitengewehr schwer am Kopfe verwundet wurde.

Es schien, als empfänden alle diese Menschen jetzt, wo sie in der kalten Dämmerung des Herbstabends mitten auf dem Felde haltgemacht hatten, das gleiche unangenehme Gefühl der wiederkehrenden Besinnung nach der Hast, die sie alle beim Aufbruche ergriffen hatte, und nach dem eiligen Marsche, dessen Ziel so unklar war. Nachdem sie jetzt haltgemacht hatten, schien es ihnen allen zum Bewußtsein zu kommen, daß es noch ungewiß sei, wohin sie gingen, und daß ihnen auf diesem Marsche viel Not und Mühe drohte.

Die Gefangenen wurden von der Eskortemannschaft an diesem Rastorte noch schlechter behandelt als beim Aufbruch. An diesem Rastorte bestand zum ersten Male die Fleischration, die den Gefangenen geliefert wurde, aus Pferdefleisch.

Jedem einzelnen Manne der Eskorte, von den Offizieren bis zum geringsten Soldaten, war eine Art von persönlicher Erbitterung gegen jeden der Gefangenen anzumerken, die ganz unerwartet an die Stelle des bisherigen freundschaftlichen Verhältnisses getreten war.

Diese Erbitterung wuchs noch, als sich beim Durchzählen der Gefangenen herausstellte, daß in der Hast und Unruhe des Aufbruchs aus Moskau ein russischer Soldat, der Leibweh simuliert hatte, entlaufen war. Pierre sah, wie ein Franzose einen russischen Soldaten mit Schlägen übel zurichtete, weil dieser sich zu weit vom Wege entfernt hatte, und hörte, wie sein Freund, der Kapitän, einen Unteroffizier wegen der Flucht des russischen Soldaten schalt und ihm mit dem Kriegsgericht drohte. Und als der Unteroffizier sich zu rechtfertigen suchte, der Soldat sei krank gewesen und habe nicht weitergehen können, antwortete der Offizier, es sei befohlen, jeden Zurückbleibenden zu erschießen. Pierre fühlte, daß jene Schicksalsmacht, die bei der Hinrichtung so schwer auf ihm gelastet hatte, während der Gefangenschaft

aber nicht mehr bemerkbar gewesen war, jetzt wieder sein ganzes Dasein beherrschte. Es war ihm bange zumute; aber er fühlte, daß, je größere Anstrengungen die Schicksalsmacht aufwandte, um ihn zu erdrücken, in demselben Maße auch in seiner Seele eine widerstandsfähige Lebenskraft heranwuchs und erstarkte.

Pierre aß zum Abend eine Roggenmehlsuppe mit Pferdefleisch und unterhielt sich mit den Kameraden.

Weder Pierre noch sonst jemand von den Kameraden redete über das, was sie in Moskau gesehen hatten, oder über das grobe Benehmen der Franzosen oder über den Befehl zum Erschießen, der ihnen verkündet war; alle waren, sozusagen der verschlimmerten Lage zum Trotz, besonders lebhaft und heiter. Sie sprachen von persönlichen Erinnerungen und komischen Szenen, die sie auf dem Marsche gesehen hatten, vermieden aber Gespräche über die gegenwärtige Lage.

Die Sonne war schon lange untergegangen. Helle Sterne blitzten hier und da am Himmel auf; der rote Schimmer des aufgehenden Vollmondes, ähnlich dem Widerschein einer Feuersbrunst, verbreitete sich über einen Teil des Himmelsgewölbes, und die gewaltige rote Kugel schwankte wunderbar in dem grauen Nebel hin und her. Es begann hell zu werden. Der Abend war bereits zu Ende, aber die Nacht hatte noch nicht begonnen. Pierre stand auf und ging von seinen neuen Kameraden weg zwischen den Wachtfeuern hindurch nach der andern Seite der Landstraße, wo, wie ihm gesagt worden war, die gefangenen gemeinen Soldaten lagerten. Er wollte gern mit ihnen ein paar Worte reden. Auf der Landstraße hielt ihn ein französischer Posten an und befahl ihm, umzukehren.

Pierre ging zurück, aber nicht zu dem Wachtfeuer, zu den Kameraden, sondern zu einem Fuhrwerke, von dem die Pferde ausgespannt waren und bei dem sich niemand befand. Mit unter-

geschlagenen Beinen setzte er sich neben einem Rade des Fuhrwerks auf die kalte Erde, saß mit gesenktem Kopfe, ohne sich zu rühren, lange da und hing seinen Gedanken nach. So verging mehr als eine Stunde. Niemand störte ihn. Plötzlich lachte er mit seinem behäbigen, gutmütigen Lachen so laut auf, daß von verschiedenen Seiten die Menschen erstaunt nach diesem augenscheinlich allein dasitzenden Manne hinblickten, der so sonderbar lachte.

„Ha, ha, ha!" lachte Pierre und sagte dann laut zu sich selbst: „Der Soldat hat mich nicht durchgelassen. Sie haben mich gefangen genommen und eingesperrt. Sie halten mich gefangen. Wer ist das: mich? Mich? Mich, meine unsterbliche Seele! Ha, ha, ha! ... Ha, ha, ha! ..." lachte er, und die Tränen kamen ihm in die Augen.

Jemand stand auf und näherte sich ihm, um zu sehen, worüber dieser sonderbare, große Mensch so allein für sich lachen möge. Pierre hörte auf zu lachen, stand auf, ging von dem Neugierigen weiter weg und blickte um sich.

Das ungeheure, endlose Biwak, vorher von dem Geräusche der knisternden Wachtfeuer und der redenden Menschen erfüllt, war still geworden; die roten Flammen der Wachtfeuer waren heruntergebrannt und verblaßt. Hoch am hellen Himmel stand der Vollmond. Die außerhalb des Lagerraumes gelegenen Wälder und Felder, die vorher nicht zu sehen gewesen waren, ließen sich jetzt erkennen, und noch weiter hin zeigte sich die helle, im Mondlicht schwankende, lockende, endlose Ferne. Pierre schaute zu dem tiefen Himmel auf, zu den dahinwandelnden, flimmernden Sternen. „Und all das ist mein, und all das ist in mir, und all das bin ich!" dachte er. „Und all das haben sie gefangen genommen und in eine aus Brettern zusammengeschlagene Baracke eingesperrt!" Er lächelte und ging zu seinen Kameraden, um sich schlafen zu legen.

XV

In der ersten Zeit des Oktobers kam zu Kutusow noch ein Parlamentär mit einem Briefe Napoleons, der ein Friedensangebot enthielt; dieser Brief war zum Zwecke der Täuschung aus Moskau datiert, während Napoleon in Wirklichkeit sich schon nicht mehr weit vor Kutusow auf der alten Kalugaer Heerstraße befand. Kutusow antwortete auf diesen Brief ebenso wie auf den ersten, den ihm Lauriston überbracht hatte: von Frieden könne keine Rede sein.

Kurz darauf ging von Dolochows Freikorps, das links von Tarutino marschierte, die Meldung ein, in Fominskoje hätten sich Truppen gezeigt; diese Truppen beständen aus der Division Broussier, und die Division könne, da sie von den andern Truppen getrennt sei, leicht vernichtet werden. Die Soldaten und Offiziere verlangten wieder ein aktives Vorgehen. Die Generale vom Stabe, erregt durch die Erinnerung an den leichten Sieg bei Tarutino, drangen in Kutusow, er möge der von Dolochow gegebenen Anregung Folge leisten. Kutusow hielt jeden Angriff für unnötig. Das Resultat war das nach Lage der Sache notwendige: man schlug einen Mittelweg ein; es wurde nach Fominskoje ein kleines Detachement geschickt, das gegen Broussier einen Angriff machen sollte.

Durch einen sonderbaren Zufall erhielt diesen, wie sich in der Folge zeigte, besonders schwierigen, wichtigen Auftrag Dochturow, eben jener bescheidene, kleine Dochturow, von dem uns niemand berichtet hat, daß er Schlachtpläne entworfen habe, vor den Regimentern einhergeflogen sei, zur Anfeuerung der Truppen Georgskreuze in eine vom Feinde eroberte Batterie geworfen habe usw., jener Dochturow, von dem man glaubte und sagte, daß es ihm an Scharfblick und Entschlossenheit

mangele, aber doch jener selbe Dochturow, den wir in allen Kriegen der Russen mit den Franzosen von Austerlitz bis zum Jahre 1813 überall da kommandieren sehen, wo die Situation eine schwierige ist. Bei Austerlitz bleibt er als der Letzte am Damm von Aujesd, wo er die Regimenter sammelt und rettet, was noch zu retten ist, während alles flieht und umkommt und kein einziger General bei der Arrieregarde zu sehen ist. Obwohl er am Fieber leidet, geht er mit zwanzigtausend Mann nach Smolensk, um diese Stadt gegen die ganze Armee Napoleons zu verteidigen. In Smolensk ist er in der Fieberhitze kaum ein wenig am Malachowskischen Tore eingeschlummert, als ihn die gegen Smolensk eröffnete Kanonade aufweckt; und Smolensk hält sich einen ganzen Tag. Als in der Schlacht bei Borodino Bagration gefallen war und die Truppen unseres linken Flügels furchtbare Verluste gehabt hatten und die französische Artillerie ihre gesamte Kraft dorthin richtete, da wird kein anderer dorthin geschickt, sondern gerade Dochturow, dem es an Scharfblick und Entschlossenheit mangelt, und Kutusow beeilt sich, den Fehler, den er dadurch begangen hatte, daß er soeben schon einen andern dorthin geschickt hatte, wieder gutzumachen. Und der kleine, stille Dochturow reitet hin, und Borodino wird das schönste Ruhmesblatt des russischen Heeres. Viele Helden sind uns in Versen und in Prosa geschildert; aber über Dochturow hören wir kaum ein Wort.

Und nun wird Dochturow wieder dorthin geschickt, nach Fominskoje, und von da nach Malo-Jaroslawez, nach dem Orte, wo der letzte Kampf mit den Franzosen stattfindet, nach dem Orte, von dem augenscheinlich schon der Untergang des französischen Heeres beginnt, und wieder werden uns in dieser Periode des Feldzuges viele Genies und Helden geschildert; aber wieder wird über Dochturow kein Wort gesagt, oder nur

sehr wenig, oder in zweifelndem Tone. Gerade dieses Schweigen über Dochturow beweist deutlicher als alles andere den Wert dieses Mannes.

Es ist natürlich, daß jemand, der den Gang einer Maschine nicht versteht, beim Anblicke ihrer Tätigkeit meint, der wichtigste Teil der Maschine sei das Spänchen, das zufällig in sie hineingeraten ist und nun in ihr herumwirtschaftet und ihren Gang stört. Wer die Konstruktion der Maschine nicht kennt, kann nicht begreifen, daß nicht dieses Spänchen, welches den Mechanismus hemmt und verdirbt, sondern jenes kleine Übertragungszahnrad, das sich geräuschlos herumdreht, einer der wichtigsten Teile der Maschine ist.

Am 10. Oktober, gerade an dem Tage, als Dochturow die Hälfte des Weges nach Fominskoje zurückgelegt hatte und in dem Dorfe Aristowo haltmachte und alle Vorbereitungen traf, um den ihm erteilten Auftrag aufs genaueste auszuführen, war das ganze französische Heer in seinem krampfartig hin und her zuckenden Marsche bis zu Murats Position gelangt, anscheinend in der Absicht, dort eine Schlacht zu liefern, schwenkte nun aber plötzlich ohne Anlaß nach rechts auf die neue Kalugaer Straße ab und rückte in Fominskoje ein, wo bis dahin nur Broussier gelagert hatte. Dochturow hatte zu dieser Zeit unter seinem Kommando außer dem Dolochowschen Freikorps auch noch die beiden kleinen Abteilungen von Figner und Seslawin.

Am Abend des 11. Oktober kam Seslawin nach Aristowo zu seinem Vorgesetzten mit einem gefangenen französischen Gardisten. Der Gefangene sagte aus, die Truppen, die an diesem Tage in Fominskoje eingerückt wären, bildeten die Avantgarde der ganzen großen Armee; auch Napoleon sei dabei, und die ganze Armee habe schon vor fünf Tagen Moskau verlassen. An demselben Abend erzählte ein Gutsknecht, der aus Borowsk

gekommen war, er habe den Einmarsch des gewaltigen Heeres in die Stadt mit angesehen. Kosaken von Dolochows Abteilung meldeten, sie hätten französische Gardetruppen auf der Straße nach Borowsk marschieren sehen. Aus allen diesen Nachrichten ging klar hervor, daß dort, wo man eine Division zu finden gemeint hatte, sich jetzt die ganze französische Armee befand, die von Moskau aus eine unerwartete Richtung eingeschlagen hatte: auf der alten Kalugaer Straße. Dochturow wollte nichts unternehmen, da ihm unter diesen Umständen nicht klar war, worin seine Pflicht bestehe. Es war ihm befohlen worden, Fominskoje anzugreifen. Aber in Fominskoje war vorher nur Broussier gewesen; jetzt war dort die ganze französische Armee. Jermolow wollte nach eigenem Ermessen handeln; aber Dochturow bestand darauf, er müsse einen Befehl vom Durchlauchtigen haben. Man beschloß, Meldung an den Stab zu schicken.

Hierzu wurde ein verständiger Offizier, namens Bolchowitinow, ausgewählt, der sowohl eine schriftliche Meldung überbringen als auch mündlich über die ganze Sache berichten sollte. Kurz vor Mitternacht erhielt Bolchowitinow den Brief und den mündlichen Auftrag und sprengte, von einem Kosaken mit Reservepferden begleitet, davon zum Generalstabe.

XVI

Es war eine dunkle, warme Herbstnacht. Schon seit vier Tagen regnete es. Nachdem Bolchowitinow zweimal die Pferde gewechselt und in anderthalb Stunden dreißig Werst auf der mit zähem Schmutze bedeckten Landstraße zurückgelegt hatte, langte er nach ein Uhr in Letaschowka an. Er stieg bei einem Bauernhause ab, an dessen geflochtener Umzäunung eine Tafel mit der

Aufschrift: „Generalstab" hing, gab sein Pferd seinem Begleiter und trat in den dunklen Flur.

„Ich muß aufs schnellste den diensttuenden General sprechen! Etwas sehr Wichtiges!" sagte er zu jemandem, der sich in der Dunkelheit des Flures schnaufend erhob.

„Der General ist am Abend sehr krank gewesen; er hat schon drei Nächte nicht geschlafen," flüsterte die Stimme eines Burschen, der auf das Wohl seines Herrn bedacht war. „Wecken Sie doch zunächst den Hauptmann."

„Etwas sehr Wichtiges, vom General Dochturow," sagte Bolchowitinow und trat in die Tür, die er tastend gefunden und geöffnet hatte.

Der Bursche ging ihm voran und machte sich daran, jemand zu wecken.

„Euer Wohlgeboren, Euer Wohlgeboren! Ein Kurier!"

„Was? Was? Von wem?" fragte eine verschlafene Stimme.

„Von Dochturow und von Alexei Petrowitsch. Napoleon ist in Fominskoje," sagte Bolchowitinow; er konnte in der Dunkelheit den, der ihn fragte, nicht sehen, vermutete aber nach dem Klange der Stimme, daß es nicht Konownizyn sei.

Der Mann, der da geweckt worden war, gähnte und reckte sich.

„Ich möchte ihn nicht gern wecken," sagte er und tastete dabei nach etwas. „Er ist recht krank! Und vielleicht sind es bloße Gerüchte."

„Hier ist die Meldung," erwiderte Bolchowitinow. „Ich habe Befehl, sie unverzüglich dem diensttuenden General zu übergeben."

„Warten Sie, ich will Licht anzünden. Wo verkramst du denn immer das Feuerzeug, nichtswürdiger Kerl?" sagte der Mann, nachdem er sich noch einmal gereckt hatte, zu dem Burschen; es

war Schtscherbinin, Konownizyns Adjutant. „Ich habe es gefunden," fügte er dann hinzu.

Der Bursche schlug Feuer; Schtscherbinin tastete nach dem Leuchter.

„Ach, diese gräßlichen Kerle von Burschen!" sagte er empört.

Bei dem Scheine der Funken erblickte Bolchowitinow das jugendliche Gesicht Schtscherbinins, der ein Talglicht in der Hand hielt, und in der vorderen Ecke des Zimmers noch einen schlafenden Menschen. Dies war Konownizyn.

Als der Schwefelfaden an dem Zunder zuerst mit blauer, dann mit roter Flamme angebrannt war, zündete Schtscherbinin das Talglicht an, wobei die Schaben, die daran genagt hatten, vom Leuchter flüchteten, und betrachtete den Boten. Bolchowitinow war über und über beschmutzt, und als er sich mit dem Ärmel abwischte, beschmierte er sich das ganze Gesicht.

„Wer schickt denn die Meldung?" fragte Schtscherbinin, indem er den Brief hinnahm.

„Die Nachricht ist zuverlässig," sagte Bolchowitinow. „Die Gefangenen und die Kosaken und die Kundschafter, alle sagen sie einhellig dasselbe aus."

„Na, dann hilft es nichts, dann muß ich ihn wecken," sagte Schtscherbinin, stand auf und trat zu dem Schlafenden hin, der eine Nachtmütze auf dem Kopfe hatte und mit einem Mantel zugedeckt war. „Peter Petrowitsch!" sagte er. (Konownizyn rührte sich nicht.) „Eine Stabsangelegenheit!" fügte er lächelnd hinzu, da er wußte, daß diese Worte ihn sicher wecken würden.

Und in der Tat hob sich der Kopf mit der Nachtmütze sofort in die Höhe. Auf Konownizyns hübschem, energischem Gesichte mit den fieberhaft geröteten Backen verblieb noch einen Augenblick lang der Ausdruck, den ihm die von der Wirklichkeit weit abliegenden Traumvorstellungen verliehen hatten; aber dann fuhr

er auf einmal zusammen, und sein Gesicht nahm die gewöhnliche, feste Miene an.

„Nun, was gibt es? Von wem?" fragte er sofort, aber ohne Hast, und blinzelte mit den Augen wegen des Lichtes.

Nachdem Konownizyn die Meldung des Offiziers angehört hatte, erbrach er den Brief und las ihn durch. Kaum war er damit fertig, als er die in wollenen Strümpfen steckenden Beine auf den Lehmboden herunterließ und anfing, sich die Stiefel anzuziehen. Dann nahm er die Nachtmütze ab, strich sich das Haar an den Schläfen glatt und setzte die Uniformmütze auf.

„Bist du schnell hergeritten? Komm mit zum Durchlauchtigen."

Konownizyn hatte sofort erkannt, daß die ihm überbrachte Nachricht von hoher Wichtigkeit war und keine Zögerung zuließ. Ob die Sache günstig oder ungünstig war, daran dachte er nicht, diese Frage legte er sich nicht vor. Das interessierte ihn nicht. Die ganze kriegerische Tätigkeit betrachtete er nicht mit dem Verstande, dem Urteilsvermögen, sondern mit einem andern Teile des Geistes. Er hegte in tiefster Seele die feste, unausgesprochene Überzeugung, daß alles gut gehen werde, daß man sich aber nicht darauf verlassen und noch weniger davon sprechen dürfe, sondern einfach das Seinige zu tun habe. Und er tat das Seinige und widmete dieser Pflichterfüllung seine gesamte Kraft.

Peter Petrowitsch Konownizyn, der ebenso wie Dochturow gewissermaßen nur um des Anstandes willen in die Liste der sogenannten „Helden des Jahres 1812" zu Barclay, Rajewski, Jermolow, Platow, Miloradowitsch u. a. aufgenommen worden ist, stand ebenso wie Dochturow in dem Rufe eines Menschen von sehr beschränkten Fähigkeiten und Kenntnissen und hatte ebenso wie Dochturow nie Schlachtpläne entworfen, sich aber stets da befunden, wo die Situation am schwierigsten war; er schlief, seit er zum diensttuenden General ernannt war, immer bei

offener Tür und hatte Befehl gegeben, daß jeder Bote ihn wecken solle; beim Kampfe setzte er sich immer dem feindlichen Feuer aus, so daß Kutusow ihm deswegen Vorwürfe machte und Bedenken trug, ihn aufs Schlachtfeld zu schicken. Er war ebenso wie Dochturow eines jener unauffälligen Zahnräder, die, ohne zu rasseln und Lärm zu machen, den wichtigsten Teil der Maschine bilden.

Als Konownizyn aus der Stube in die feuchte, dunkle Nacht hinaustrat, runzelte er die Stirn, teils weil sein Kopfschmerz ärger wurde, teils weil ihm ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf ging, nämlich in welche Aufregung dieses ganze Nest hoher Generalstabsoffiziere durch diese Nachricht geraten werde, ganz besonders Bennigsen, der seit Tarutino auf Kutusow wütend war; wie sie Vorschläge machen, miteinander streiten, Befehle erlassen und wieder abändern würden. Und dieses Vorgefühl war ihm unangenehm, obwohl er wußte, daß es ohne das nun einmal nicht ging.

Und wirklich begann Toll, zu dem er sich begeben hatte, um ihm die neue Nachricht mitzuteilen, sogleich, dem General, der mit ihm zusammen wohnte, seine Ideen auseinanderzusetzen, und Konownizyn, der schweigend und müde zuhörte, mußte ihn daran erinnern, daß sie zum Durchlauchtigen gehen müßten.

XVII

Kutusow schlief, wie alle alten Leute, in der Nacht nur wenig. Bei Tage schlummerte er oft unerwartet ein; bei Nacht aber lag er unausgekleidet auf seinem Bette, konnte meistens nicht schlafen und dachte nach.

So lag er auch jetzt auf seinem Bette, den schweren, großen, unförmlichen Kopf in die dicke, weiche Hand gestützt, und über-

ließ sich seinen Gedanken, während er sein einziges Auge geöffnet hielt und in die Dunkelheit hineinblickte.

Seit ihn Bennigsen mied, der mit dem Kaiser korrespondierte und im Stabe am meisten Macht besaß, war Kutusow beruhigter in bezug darauf, daß man ihn nebst den Truppen wieder dazu zwingen könne, an nutzlosen Angriffsunternehmungen teilzunehmen. Die Lehre der Schlacht bei Tarutino und des ihr vorhergehenden Tages, die Kutusow in schmerzlicher Erinnerung hatte, konnte, wie er meinte, doch auch nicht wirkungslos bleiben.

„Sie müssen doch begreifen, daß wir durch ein angriffsweises Vorgehen nur verlieren können. Geduld und Zeit, das sind meine Streiter!" dachte Kutusow. Er wußte, daß man einen Apfel nicht abreißen darf, solange er noch grün ist. Er wird schon von selbst fallen, sobald er reif ist; reißt man ihn aber grün ab, so verdirbt man den Apfel und den Baum und bekommt von der herben Säure stumpfe Zähne. Als erfahrener Jäger wußte er, daß das Wild verwundet war, so schwerverwundet, wie die ganze russische Kraft es nur hatte zustande bringen können; aber ob tödlich oder nicht, diese Frage war noch unentschieden. Jetzt war Kutusow auf Grund der Sendungen Lauristons und Berthémys und auf Grund der Meldungen der Freischärler fast völlig davon überzeugt, daß die Wunde tödlich war. Aber es waren noch wirkliche Beweise notwendig; diese mußten abgewartet werden.

„Sie möchten gern hinlaufen und sehen, wie schwer die Verwundung ist. Wartet doch, dann werdet ihr es schon sehen. Immer nur Manöver, immer nur Angriffe!" dachte er. „Zu welchem Zwecke? Immer nur, um sich hervorzutun! Als ob bei dem Kämpfen ein Vergnügen wäre. Sie sind wie die Kinder, von denen man nie ordentlich herausbekommt, wie es bei einer Sache zugegangen ist, weil sie alle nur beweisen wollen, wie gut sie zu kämpfen verstehen. Aber darauf kommt es jetzt nicht an.

Und was für künstliche Manöver mir alle diese Leute vorschlagen! Wenn sie zwei, drei Möglichkeiten erwogen haben" (er dachte dabei an den allgemeinen Kriegsplan, den man ihm aus Petersburg geschickt hatte), „dann bilden sie sich ein, sie hätten alle erwogen. Aber die sämtlichen Möglichkeiten sind unzählig!"

Die ungelöste Frage, ob die dem Feinde bei Borodino beigebrachte Wunde tödlich sei oder nicht, hing schon einen ganzen Monat lang über Kutusows Haupte. Einerseits hatten die Franzosen Moskau besetzt. Andrerseits hatte Kutusow in tiefster Seele das zweifellose Gefühl, jener furchtbare Schlag, bei dem er mit allen Russen seine gesamten Kräfte angestrengt hatte, müsse tödlich sein. Aber auf jeden Fall waren noch Beweise erforderlich, und auf diese wartete er schon einen Monat lang, und je weiter die Zeit vorschritt, um so ungeduldiger wurde er. Wenn er so in seinen schlaflosen Nächten auf seinem Bette lag, so tat er dasselbe, was die jungen Generale taten, dasselbe, was er ihnen zum Vorwurfe machte. Er erwog alle möglichen Eventualitäten ebenso wie die jüngeren Leute, nur mit dem Unterschiede, daß er auf diese Hypothesen nichts aufbaute und daß er solcher Eventualitäten nicht zwei oder drei, sondern tausende sah. Je länger er nachdachte, um so mehr boten sich ihm dar. Er erwog jede Art von Märschen, die die Napoleonische Armee unternehmen konnte, die ganze Armee oder ihre einzelnen Teile: nach Petersburg zu, gegen ihn, um ihn herum; er erwog (was er am meisten fürchtete) auch die Möglichkeit, daß Napoleon ihn mit seiner eigenen Waffe bekämpfen und in Moskau bleiben könne, um ihn zu erwarten. Kutusow erwog sogar einen Rückmarsch der Napoleonischen Armee in der Richtung nach Medyn und Juchnow; aber das einzige, was er nicht vorhersehen konnte, war das, was wirklich erfolgte: jenes sinnlose, krampfhafte Hin- und Herrennen

des französischen Heeres während der ersten elf Tage nach seinem Abzuge aus Moskau, ein Hin- und Herrennen, durch welches das ermöglicht wurde, worauf Kutusow trotz aller günstigen Anzeichen damals noch nicht zu hoffen wagte: die vollständige Vernichtung der Franzosen.

Die Meldungen Dolochows über die Division Broussier, die von Freischärlern gebrachten Nachrichten über die Nöte der Armee Napoleons, die Gerüchte über Vorbereitungen zum Aufbruch aus Moskau, alles hatte zur Bestätigung der Vermutung gedient, daß die französische Armee zerrüttet sei und sich anschicke zu fliehen. Aber es war dies doch eben nur eine Vermutung, die nur Jüngeren wichtig erscheinen konnte, aber nicht einem alten Manne wie Kutusow. Er mit seiner fünfzigjährigen Erfahrung wußte, welchen Wert man Gerüchten beimessen durfte; er wußte, wie sehr die Menschen, wenn sie etwas wünschen, dazu neigen, alle Nachrichten so zu gruppieren, daß sie das Gewünschte zu bestätigen scheinen, und wußte, daß die Menschen unter solchen Umständen gern alles ihren Wünschen Widersprechende weglassen. Und je mehr er selbst die Flucht der Franzosen wünschte, um so weniger wagte er daran zu glauben. Diese Frage nahm alle seine Geisteskräfte in Anspruch. Alles übrige waren für ihn nur gewohnheitsmäßige Mittel, die Zeit auszufüllen. Solche gewohnheitsmäßige Ausfüllung der Zeit, eine Konzession, die er dem Leben machte, waren seine Gespräche mit den Offizieren des Generalstabes, seine Briefe an Madame Stahl, die er von Tarutino aus schrieb, die Lektüre von Romanen, die Verteilung von Belohnungen, die Korrespondenz mit Petersburg usw. Aber der Untergang der Franzosen, den er allein voraussah, war sein höchster, einziger Wunsch.

In der Nacht vom 11. zum 12. Oktober lag er, auf den Arm gestützt, da und dachte darüber nach.

Im Nebenzimmer regte sich etwas, und es wurden Tolls, Konownizyns und Bolchowitinows Schritte vernehmbar.

„Wer ist da? Herein! Was gibt es Neues?“ rief ihnen der Feldmarschall zu.

Während der Lakai eine Kerze anzündete, berichtete Toll über den Inhalt der Meldung.

„Wer hat die Meldung gebracht?“ fragte Kutusow mit einem Gesichte, von dessen kaltem, strengem Ausdruck Toll, als die Kerze brannte, überrascht war.

„An der Richtigkeit der Meldung kann kein Zweifel sein, Euer Durchlaucht.“

„Ruf den Boten herein, ruf ihn herein!“

Kutusow saß auf dem Bette; das eine Bein ließ er herunterhängen; sein großer Bauch ruhte auf dem andern, untergeschlagenen Beine. Er kniff sein sehendes Auge zusammen, um den Boten besser sehen zu können, wie wenn er in dessen Gesichtszügen eine Antwort auf die Frage lesen wollte, die ihn beschäftigte.

„Sag mal, mein Lieber, sag mal,“ redete er Bolchowitinow mit seiner leisen, altersschwachen Stimme an und hielt das Hemd über der Brust zusammen, das auseinander gegangen war. „Komm her, komm ganz nah heran. Was hast du mir denn da für Nachrichten gebracht? Wie? Napoleon ist aus Moskau abgezogen? Ist es wirklich so? Wie?“

Bolchowitinow begann von Anfang an ausführlich alles, was ihm aufgetragen war, zu berichten.

„Mach schneller, schneller, quäle mich nicht,“ unterbrach ihn Kutusow.

Bolchowitinow erzählte alles und schwieg dann in Erwartung eines ihm zu erteilenden Befehles. Nun wollte Toll etwas sagen; aber Kutusow ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er schien reden

zu wollen; aber plötzlich überzog sich sein Gesicht mit Runzeln und Falten; er machte gegen Toll hin eine ablehnende Handbewegung und wandte sich nach der entgegengesetzten Seite, nach derjenigen Ecke der Stube, wo eine Menge schwärzlicher Heiligenbilder hing.

„O Herr, mein Schöpfer! Du hast unser Gebet erhört ..." sagte er mit zitternder Stimme, indem er die Hände faltete. „Rußland ist gerettet. Ich danke Dir, Herr!" Und er brach in Tränen aus.

XVIII

Von dem Eintreffen dieser Nachricht an bis zum Ende des Feldzuges besteht Kutusows Tätigkeit ausschließlich darin, durch seine Amtsgewalt, durch List und Bitten seine Truppen von nutzlosen Angriffen, Manövern und Zusammenstößen mit dem Feinde, dessen Verderben sowieso besiegelt war, zurückzuhalten. Dochturow geht nach Malo-Jaroslawez, Kutusow aber zaudert mit dem Gros der Armee und gibt Befehl zur Räumung Kalugas, weil es ihm sehr wohl möglich scheint, sich hinter diese Stadt zurückzuziehen.

Kutusow zieht sich überall zurück; der Feind aber flieht, ohne den Rückzug des Gegners abzuwarten, nach der entgegengesetzten Seite.

Die Geschichtschreiber Napoleons beschreiben uns sein kunstvolles Manöver gegen Tarutino und Malo-Jaroslawez und stellen Vermutungen darüber auf, was geschehen sein würde, wenn es Napoleon gelungen wäre, nach den reichen südlichen Gouvernements durchzudringen.

Aber um gar nicht davon zu reden, daß ihn ja nichts hinderte, nach diesen südlichen Gouvernements zu ziehen, da die russische Armee ihm freien Weg ließ, so vergessen die Historiker, daß

Napoleons Armee durch nichts zu retten war, weil sie schon damals die nicht zu behebenden Ursachen des Verderbens in sich trug. Diese Armee, die in Moskau so überreichen Proviant vorgefunden hatte und nicht imstande gewesen war, ihn sich zu erhalten, sondern ihn unter die Füße getreten hatte, diese Armee, die, als sie nachher nach Smolensk kam, die Lebensmittel, statt sie ordnungsmäßig zu verteilen, zuchtlos raubte, weshalb hätte diese Armee sich im Gouvernement Kaluga besser benehmen sollen, wo doch ebensolche Russen wohnten wie in Moskau und wo das Feuer dieselbe Eigenschaft besaß, das, was man anzündete, zu zerstören?

Die Armee konnte nirgends besser werden. Seit der Schlacht bei Borodino und der Plünderung Moskaus trug sie bereits sozusagen die chemischen Keime der Zersetzung in sich.

Die Soldaten dieser ehemaligen Armee flüchteten mit ihren Anführern, ohne selbst zu wissen wohin, und hatten (Napoleon und jeder Soldat) nur einen Wunsch: so schnell als möglich für ihre Person aus der verzweifelten Lage herauszukommen, deren sie sich alle, wenn auch nur unklar, bewußt waren.

Nur dies war der Grund, weshalb bei dem Kriegsrate in Malo-Jaroslawez, wo die Generale taten, als berieten sie, und allerlei Meinungen vorbrachten, das zuletzt ausgesprochene Votum des Marschalls Mouton, eines schlichten Soldaten, alle zum Schweigen brachte; dieser sagte nämlich das, was alle dachten: man müsse so schnell wie möglich davonzukommen suchen. Niemand, auch Napoleon nicht, konnte gegen diesen Satz, von dessen Richtigkeit alle überzeugt waren, etwas einwenden.

Aber obgleich sie alle wußten, daß sie suchen mußten davonzukommen, blieb es ihnen doch noch ein beschämendes Gefühl, daß sie genötigt seien zu fliehen. Und es bedurfte eines äußeren Anstoßes, um dieses Gefühl der Scham zu überwältigen. Und

dieser Anstoß erfolgte zur rechten Zeit. Es war das, was die Franzosen als le Hourra de l'Empereur bezeichneten.

Am Tage nach dem Kriegsrate tat Napoleon, als wolle er die Truppen und die Stätte der vorangegangenen und der bevorstehenden Schlacht besichtigen, und ritt mit einer Suite von Marschällen und mit einer Eskorte mitten zwischen den Linien der Truppenstellung umher. Kosaken, die nach Beute umherschweiften, stießen auf den Kaiser selbst und hätten ihn beinahe gefangen genommen. Wenn die Kosaken bei dieser Gelegenheit Napoleon nicht gefangen nahmen, so rettete ihn ebendasselbe, was den Franzosen zum Verderben gereichte: das Trachten nach Beute; denn sowohl in Tarutino als auch an dieser Stelle stürzten sich die Kosaken, ohne sich um die Menschen zu kümmern, auf die Beute. Ohne dem Kaiser Beachtung zuzuwenden, machten sie sich über die Beute her, und Napoleon fand Zeit zu entkommen.

Wenn nun die „Söhne des Don" die Möglichkeit hatten, den Kaiser selbst mitten in seiner Armee zum Gefangenen zu machen, so war einleuchtend, daß nichts weiter zu machen war, als möglichst schnell auf dem nächsten bekannten Wege zu fliehen. Napoleon, der sich mit seinem vierzigjährigen Embonpoint nicht mehr so beweglich und unternehmungslustig fühlte wie früher, verstand diesen Fingerzeig. Und unter der Einwirkung der Furcht, die er vor den Kosaken bekommen hatte, schloß er sich sofort der Ansicht Moutons an und erteilte, wie die Historiker sagen, den Befehl zum Rückzug auf die Smolensker Straße.

Daraus, daß Napoleon sich der Ansicht Moutons anschloß und die Truppen zurückmarschierten, folgt nicht, daß er dies befohlen hat, sondern daß diejenigen Kräfte, die auf die ganze Armee wirkten und ihr die Richtung nach der Moschaisker Straße gaben, gleichzeitig auch auf Napoleon ihre Wirkung ausübten.

XIX

Wenn ein Mensch sich auf einer Wanderung befindet, so setzt er sich in Gedanken immer ein Ziel für diese Wanderung. Um tausend Werst zurücklegen zu können, muß der Mensch notwendig die Vorstellung haben, daß am Ende der tausend Werst ihn irgend etwas Gutes erwartet. Es ist die Vorstellung von einem gelobten Lande nötig, damit man die Kraft zu einer langen Wanderung aufbringen kann.

Das gelobte Land war bei dem Eindringen der Franzosen in Rußland Moskau, bei ihrem Abzuge die Heimat. Aber die Heimat war zu fern, und jemand, der tausend Werst zu gehen hat, muß sich unbedingt, ohne an das Endziel zu denken, sagen können: „Heute komme ich, wenn ich vierzig Werst marschiert sein werde, zu einem Rastorte und Nachtlager;" und beim ersten Tagemarsche verdeckt dieser Rastort das Endziel und zieht alle Wünsche und Hoffnungen auf sich. Und die Bestrebungen, die beim einzelnen Menschen zutage treten, machen sich bei einer großen Menge immer in vergrößertem Maßstabe geltend.

Für die Franzosen, die auf der alten Smolensker Straße zurückgingen, war das Endziel, die Heimat, zu weit entfernt, und das nächste Ziel, dasjenige, auf welches sich, durch die große Menge in gewaltiger Proportion gesteigert, alle Wünsche und Hoffnungen richteten, war Smolensk. Nicht etwa weil die Soldaten gewußt hätten, daß in Smolensk viele Lebensmittel und frische Truppen seien, oder weil ihnen das gesagt worden wäre (die höheren Führer und Napoleon selbst wußten vielmehr, daß dort nur wenig Proviant vorhanden war), sondern weil nur dies ihnen Kraft zum Marschieren und zur Ertragung der gegenwärtigen Leiden geben konnte, strebten sie alle, die Wissenden

sowohl als die Nichtwissenden, in gleicher Selbsttäuschung nach Smolensk wie nach einem Gelobten Lande.

Nachdem die Franzosen auf die große Heerstraße gelangt waren, eilten sie mit überraschender Energie und erstaunlicher Schnelligkeit dem Ziele zu, das sie sich in Gedanken gesetzt hatten. Außer dieser Ursache, der Gemeinsamkeit des Strebens, welche die Haufen der Franzosen zu einem Ganzen verband und ihnen eine gewisse Energie verlieh, war noch eine andere Ursache vorhanden, die sie zusammenhielt. Diese Ursache bestand in ihrer Menge. Ihre gewaltige Masse zog durch ihre eigene Kraft, wie nach dem physikalischen Gesetze der Anziehung, die einzelnen Atome, d. h. die Menschen, an sich. Sie bewegten sich vermöge ihrer hunderttausendköpfigen Masse vorwärts, die ihnen den Charakter eines eigenen ganzen Staates verlieh.

Jeder einzelne unter ihnen hatte nur einen Wunsch: sich gefangen zu geben und dadurch von allen Schrecken und Leiden loszukommen. Aber erstens zog die Kraft des gemeinsamen Hinstrebens nach dem Ziele Smolensk einen jeden in derselben Richtung fort; und zweitens konnte sich doch ein Armeekorps nicht einer Kompagnie gefangen geben, und obgleich die Franzosen jede geeignete Gelegenheit benutzten, um sich voneinander zu trennen und sich unter dem unbedeutendsten anständigen Vorwande gefangen zu geben, so fanden sich doch nicht immer Vorwände. Schon allein durch ihre Zahl und das schnelle Marschieren in eng geschlossenen Haufen wurde ihnen diese Möglichkeit genommen und es den Russen nicht nur schwer, sondern geradezu unmöglich gemacht, diese Bewegung zu hemmen, auf welche die gesamte Energie dieser großen Masse von Franzosen gerichtet war. Eine mechanische Zerreißung des Körpers konnte den sich vollziehenden Zersetzungsprozeß nicht über eine bestimmte Grenze hinaus beschleunigen.

Ein Schneeball kann nicht in einem einzigen Augenblicke schmelzen. Es gibt ein bestimmtes Zeitmaß, unter welchem keine Anstrengungen der Wärme den Schnee zum Schmelzen bringen können. Im Gegenteil, je höher die Wärme ist, um so fester wird der verbleibende Schnee.

Von den russischen Heerführern hatte niemand als Kutusow dafür Verständnis. Sobald die Flucht der französischen Armee eine bestimmte Richtung angenommen hatte, nämlich auf der Straße nach Smolensk, da verwirklichte sich das, was Konownizyn in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober vorhergesehen hatte. Alle höheren Führer der Armee wollten sich auszeichnen, die Franzosen abschneiden, umgehen, gefangen nehmen, zurückwerfen, und alle verlangten sie den Angriff.

Kutusow allein gebrauchte alle seine Kräfte (aber diese Kräfte sind bei jedem Oberkommandierenden sehr gering) dazu, sich einem Angriffe zu widersetzen.

Wir sagen heute: wozu sollten die Russen eine Schlacht liefern und den Franzosen den Weg versperren und ihre eigenen Leute verlieren und die Unglücklichen in unmenschlicher Weise niedermetzeln, wozu alles das, da ja auf dem Wege von Moskau bis Wjasma auch ohne Schlacht ein Drittel dieses Heeres wegschmolz? Dergleichen konnte Kutusow seinen Generalen nicht sagen; aber er holte aus dem Schatze der Weisheit seines Alters Erwägungen hervor, von denen er meinte, daß sie sie würden verstehen können, und sprach ihnen von einer goldenen Brücke; aber sie machten sich über ihn lustig, schwärzten ihn an und gebärdeten sich gar grimmig und mutig angesichts des tödlich verwundeten Wildes.

Bei Wjasma konnten Jermolow, Miloradowitsch, Platow und andere, die sich in der Nähe der Franzosen befanden, dem Verlangen nicht widerstehen, zwei französische Armeekorps ab-

zuschneiden und zurückzuwerfen. An Kutusow schickten sie, um ihn von ihrer Absicht zu benachrichtigen, statt der Meldung in einem Kuvert einen Bogen weißes Papier.

Und trotz aller Bemühungen Kutusows, die Truppen zurückzuhalten, griffen unsere Truppen dennoch an und versuchten, dem Feinde den Weg zu versperren. Infanterieregimenter gingen, wie erzählt wird, mit Musik und Trommelschlag zum Angriff vor und töteten und vernichteten Tausende von Menschen.

Aber was den Versuch des Abschneidens anlangte, so schnitten sie niemanden ab und warfen niemanden zurück. Und das französische Heer, das durch die Gefahr nur an Festigkeit gewonnen hatte, setzte, gleichmäßig schmelzend, seinen verderbenbringenden Weg nach Smolensk fort.

Vierzehnter Teil

I

Die Schlacht bei Borodino mit den beiden darauf folgenden Ereignissen, nämlich der Besetzung Moskaus und der Flucht der Franzosen, ohne daß neue Schlachten stattgefunden hätten, ist eine der lehrreichsten Erscheinungen der Weltgeschichte.

Alle Geschichtschreiber sind darüber einig, daß, bei Kollisionen der Staaten und Völker, durch die Kriege sich der Grad ihrer äußeren Tatkraft bekundet und daß unmittelbar infolge der größeren oder geringeren kriegerischen Erfolge die politische Bedeutung der Staaten und Völker wächst oder abnimmt.

Wie seltsam auch die geschichtlichen Darstellungen klingen mögen, daß irgendein König oder Kaiser infolge eines Zwistes mit einem andern Kaiser oder Könige ein Heer sammelte, dem Heere des Feindes eine Schlacht lieferte, den Sieg davontrug, drei-, fünf- oder zehntausend Menschen tötete und infolgedessen den Staat und das ganze Volk von mehreren Millionen Menschen unterwarf, und wie unbegreiflich es auch sein mag, weshalb das Volk durch die Niederlage des Heeres allein, also eines Hundertstels der gesamten Volkskraft, sich zur Unterwerfung gezwungen sah: so bestätigen doch alle Tatsachen der Geschichte, soweit sie uns bekannt ist, die Richtigkeit des Satzes, daß größere oder kleinere Erfolge des Heeres des einen Volkes gegen das Heer des anderen Volkes die Ursachen oder wenigstens sehr bedeutsame Symptome der Zunahme oder Abnahme der Kraft der Völker sind. Das Heer hat den Sieg davongetragen, und sogleich erweitern sich die Rechte des siegreichen Volkes auf Kosten des besiegten. Das Heer hat eine Niederlage erlitten, und sogleich wird das Volk je nach dem Grade der Niederlage dieser

und jener Rechte beraubt und bei einer vollständigen Niederlage seines Heeres vollständig unterworfen.

So ist es nach dem Zeugnisse der Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf unsere Zeit gewesen. Alle Kriege Napoleons dienen zur Bestätigung dieses Satzes. Nach dem Maße der Niederlage der österreichischen Truppen verlor Österreich von seinen Rechten und wuchsen die Rechte und Kräfte Frankreichs. Der Sieg der Franzosen bei Jena und Auerstädt vernichtete die selbständige Existenz Preußens.

Aber nun auf einmal die Ereignisse des Jahres 1812: die Franzosen trugen in der Nähe von Moskau einen Sieg davon, nahmen Moskau ein, und darauf, ohne daß neue Schlachten stattgefunden hätten, hörte nicht etwa Rußland auf zu existieren, sondern mit der sechshunderttausend Mann starken Armee und demnächst mit dem Napoleonischen Frankreich war es zu Ende. Der geschichtlichen Regel zuliebe die Tatsachen zu verdrehen und zu sagen, das Schlachtfeld von Borodino sei in den Händen der Russen geblieben oder es hätten nach der Einnahme von Moskau noch Schlachten stattgefunden, durch die Napoleons Heer vernichtet sei, geht nicht an.

Nach dem Siege der Franzosen bei Borodino hat nicht nur keine Hauptschlacht, sondern überhaupt kein irgendwie bedeutender Kampf mehr stattgefunden, und doch hörte die französische Armee auf zu existieren. Was bedeutet das? Stammte dieses Beispiel aus der Geschichte Chinas, so könnten wir sagen, diese Erscheinung sei nicht historisch beglaubigt (das gewöhnliche Schlupfloch der Historiker, wenn etwas nicht auf ihren Leisten paßt), und wenn es sich um einen kurzen Zusammenstoß handelte, bei dem nur geringe Truppenmengen beteiligt gewesen wären, so könnten wir diese Erscheinung als eine Ausnahme betrachten; aber dieses Ereignis vollzog sich vor den Augen unserer Väter, für welche

es sich um den Fortbestand oder Untergang des Vaterlandes handelte, und dieser Krieg war der größte von allen bekannten Kriegen.

Die Periode des Feldzuges des Jahres 1812 von der Schlacht bei Borodino bis zur Vertreibung der Franzosen hat bewiesen, daß ein gewonnener Schlachtensieg keineswegs die Eroberung des Landes zur notwendigen Folge hat, ja nicht einmal ein zuverlässiges Merkmal der Eroberung ist, und daß die Kraft, die das Schicksal der Völker entscheidet, nicht in den Eroberern liegt, auch nicht einmal in den Armeen und in den Schlachten, sondern in etwas anderem.

Die französischen Geschichtschreiber, welche die Lage des französischen Heeres vor dem Auszuge aus Moskau schildern, suchen uns zu überzeugen, daß alles bei der großen Armee in guter Ordnung gewesen sei mit Ausnahme der Kavallerie, der Artillerie und des Trains; es habe eben an Furage zur Ernährung der Pferde und des Hornviehs gefehlt. Diesem Mangel habe nicht abgeholfen werden können, weil die Bauern der Umgegend ihr Heu verbrannt hätten, statt es den Franzosen abzulassen.

Danach hätte also die gewonnene Schlacht deswegen nicht die gewöhnlichen Resultate gehabt, weil die Bauern Karp und Wlas, die nachher nach dem Abzuge der Franzosen mit ihren Fuhrwerken nach Moskau kamen, um in der Stadt zu rauben, und überhaupt persönlich keine heldenhaften Gefühle an den Tag legten, samt der ganzen übrigen zahllosen Menge solcher Bauern, nicht für das gute Geld, das man ihnen bot, ihr Heu nach Moskau brachten, sondern es lieber verbrannten.



Stellen wir uns zwei Männer vor, die sich duellieren, und zwar mit Degen, nach allen Regeln der Fechtkunst; der Kampf hat

schon eine ziemliche Weile gedauert; da fühlt plötzlich einer der beiden Gegner, daß er verwundet ist; er weiß, daß die Sache kein Scherz ist, sondern es sich um sein Leben handelt; so wirft er denn den Degen weg, ergreift den ersten besten Knüttel, der ihm in die Hand kommt, und beginnt mit diesem um sich zu schlagen. Stellen wir uns nun aber weiter vor, daß der Gegner, der in so verständiger Weise das beste und einfachste Mittel zur Erreichung seines Zieles angewandt hat, zugleich für die Traditionen des Rittertums begeistert ist und deshalb den wahren Hergang verheimlichen und behaupten wollte, er habe nach allen Regeln der Kunst mit dem Degen gesiegt. Man kann sich denken, was für ein Wirrwarr und was für eine Unklarheit die Folge einer solchen Darstellung des stattgehabten Duells sein würde.

Der Fechter, der einen Kampf nach den Regeln der Kunst forderte, waren die Franzosen; der Gegner, der den Degen wegwarf und dafür zum Knüttel griff, waren die Russen; die Leute, die alles nach den Regeln der Fechtkunst zu erklären suchen, sind die Historiker, die über dieses Ereignis geschrieben haben.

Mit dem Brande von Smolensk hatte ein Krieg begonnen, der von den Traditionen aller früheren Kriege durchaus abwich. Die Einäscherung von Städten und Dörfern, der Rückzug nach den Schlachten, der Schlag bei Borodino und dann wieder der Rückzug, der Brand von Moskau, die Jagd auf Marodeure, das Abfangen der Transporte, der Freischärlerkrieg, alles dies waren Abweichungen von den Regeln.

Napoleon fühlte das, und von dem Augenblicke an, wo er sich in Moskau in regelrechter Fechterhaltung hingestellt hatte und sah, daß der Gegner statt des Degens einen Knüttel gegen ihn erhob, hörte er nicht auf, sich bei Kutusow und Kaiser Alexander darüber zu beschweren, daß der Krieg gegen alle Regeln geführt werde (als ob es Regeln für die Tötung von Menschen gäbe).

Aber trotz der Beschwerden der Franzosen über die Verletzung der Regeln und trotzdem manche hochgestellten Russen sich gewissermaßen genierten, mit dem Knüttel zu kämpfen, und lieber nach allen Regeln der Kunst sich in Quart- oder Terzlage hingestellt oder einen kunstvollen Ausfall in der Prime gemacht hätten usw.: trotz alledem erhob sich der Knüttel des Volkskrieges in all seiner drohenden, imposanten Kraft, und ohne nach jemandes Geschmack oder irgendwelchen Regeln zu fragen, sondern in dummer Einfalt, aber in zweckmäßiger Weise, ohne viel Bedenken, hob und senkte er sich immer wieder und schlug so lange auf die Franzosen los, bis das ganze Invasionsheer vernichtet war.

Und Heil dem Volke, das nicht, wie die Franzosen im Jahre 1813, nach allen Regeln der Kunst salutiert, den Degen umwendet und den Griff desselben anmutig und höflich dem großmütigen Sieger darbietet, sondern in der schweren Prüfungsstunde, ohne danach zu fragen, wie andere Völker in ähnlichen Fällen nach Regeln gehandelt haben, schlicht und einfach den ersten besten Knüttel ergreift, der ihm vor die Hand kommt, und mit ihm so lange zuschlägt, bis in seiner Seele das Gefühl der Erbitterung und Rachsucht von dem Gefühle der Verachtung und des Mitleids abgelöst wird.

II

Eine der handgreiflichsten und vorteilhaftesten Abweichungen von den sogenannten Regeln der Kriegskunst ist der Kampf vereinzelter Menschen gegen Menschen, die sich zu Haufen zusammengeschlossen haben. Derartige Kämpfe treten im Kriege stets auf, sobald dieser den Charakter eines Volkskrieges annimmt. Diese Kampfart besteht darin, daß nicht Haufen gegen Haufen vorgehen, sondern die Menschen sich voneinander trennen, ein-

zeln angreifen und sofort fliehen, sobald sie von größeren Streitkräften angegriffen werden, dann aber, sobald sich eine Gelegenheit bietet, selbst wieder zum Angriff übergehen. So haben es die Guerillas in Spanien gemacht, so die Gebirgsbewohner im Kaukasus, und so auch die Russen im Jahre 1812.

Einen derartigen Krieg nannte man Freischarenkrieg und glaubte, mit dieser Benennung seinen Begriff fest umschrieben zu haben. Indessen richtet sich ein solcher Krieg nicht nur nach keinen Regeln, sondern er widerstreitet geradezu einer bekannten und als unfehlbar anerkannten taktischen Regel. Diese Regel besagt, der Angreifer müsse seine Truppen konzentrieren, um im Augenblicke des Kampfes stärker zu sein als der Gegner.

Der Freischarenkrieg (der, wie die Geschichte beweist, immer erfolgreich ist) widerstreitet dieser Regel geradezu.

Dieser Widerspruch kommt daher, daß die Kriegswissenschaft die Kraft der Truppen für identisch hält mit ihrer Zahl. Die Kriegswissenschaft sagt: je größer die Truppenzahl, um so größer die Kraft. Les gros bataillons ont toujours raison.

Die Kriegswissenschaft, die so spricht, hat Ähnlichkeit mit der Mechanik, wenn diese bei der Beurteilung von Kräften nur ihre Massen berücksichtigen und sagen wollte, die Kräfte seien einander gleich oder ungleich, weil ihre Massen gleich oder ungleich seien.

In Wirklichkeit aber ist die Kraft (das Quantum der geleisteten Bewegung) das Produkt aus der Masse und der Geschwindigkeit.

Bei der Kriegführung ist die Kraft der Truppen in ähnlicher Weise das Produkt aus der Masse und noch etwas anderem, einem unbekannten X.

Die Kriegswissenschaft, die in der Geschichte eine zahllose Menge von Beispielen dafür findet, daß die Masse der Truppen sich nicht mit der Kraft deckt und daß kleine Abteilungen große

besiegt haben, erkennt in unklarer Weise die Existenz dieses unbekannten Faktors an und sucht ihn bald in einer geometrischen Aufstellung der Truppen, bald in der Bewaffnung, bald (und dies ist das Gewöhnlichste) in der Genialität der Heerführer. Aber die Einsetzung aller dieser Werte des Faktors liefert keine Resultate, die sich mit den geschichtlichen Tatsachen in Übereinstimmung befänden.

Und doch braucht man sich nur von dieser zugunsten der Helden üblich gewordenen falschen Anschauung über die Wirksamkeit der Anordnungen der höchsten Kommandeure im Kriege freizumachen, um dieses unbekannte X. zu finden.

Dieses X. ist der Geist des Heeres, d. h. das größere oder geringere Verlangen aller zum Heere gehörigen Menschen, zu kämpfen und sich Gefahren zu unterziehen; und dieses Verlangen ist völlig unabhängig davon, ob die Menschen unter dem Kommando genialer oder nichtgenialer Führer kämpfen, in drei oder in zwei Linien, mit Knütteln oder mit Gewehren, die dreißigmal in einer Minute schießen. Diejenigen Menschen, die das größte Verlangen zu kämpfen haben, werden auch immer die für den Kampf vorteilhaftesten Umstände zu finden wissen.

Der Geist des Heeres ist der Multiplikator der Masse, der als Produkt die Kraft ergibt. Den Wert des Geistes des Heeres, dieses unbekannten Multiplikators, zu bestimmen und auszudrücken, ist die Aufgabe der Wissenschaft.

Diese Aufgabe wird erst dann lösbar sein, wenn wir aufhören, die Begleitumstände, unter denen die Kraft in die Erscheinung tritt, als da sind die Anordnungen des Heerführers, die Bewaffnung usw., willkürlich als den Multiplikator zu betrachten und für das ganze unbekannte X. einzusetzen, und vielmehr diese unbekannte Größe in ihrer Totalität als das anerkennen, was sie ist, nämlich als das größere oder geringere Verlangen zu kämpfen

und sich Gefahren auszusetzen. Erst dann können wir hoffen, daß es uns, indem wir die bekannten historischen Tatsachen durch Gleichungen ausdrücken, auf Grund einer Vergleichung des relativen Wertes dieser unbekannten Größe möglich sein wird, die unbekannte Größe selbst zu bestimmen.

Zehn Mann, zehn Bataillone oder zehn Divisionen haben mit fünfzehn Mann, Bataillonen oder Divisionen gekämpft und sie besiegt, d. h. alle ohne Rest getötet oder gefangen genommen, und selbst dabei vier verloren; es sind also auf der einen Seite vier, auf der andern fünfzehn vernichtet worden. Folglich waren die vier gleich den fünfzehn, folglich $4x = 15y$. Folglich $x : y = 15 : 4$. Diese Gleichung ergibt nicht den Wert einer unbekannten Größe; aber sie ergibt das Verhältnis zwischen zwei unbekannten Größen. Bringt man nun allerlei herausgegriffene historische Einheiten (Schlachten, Feldzüge, Kriegsperioden) in die Form solcher Gleichungen, so ergeben sich Zahlenreihen, in denen bestimmte Gesetze vorhanden sein müssen, die man aufdecken kann.

Die taktische Regel, daß man beim Angriffe in geschlossenen Massen kämpfen müsse, beim Rückzuge dagegen getrennt, dient unbewußt lediglich zur Bestätigung der Wahrheit, daß die Kraft eines Heeres von seinem Geiste abhängt. Um Menschen in das feindliche Feuer zu führen, ist meist ein höherer, eben nur durch Massenbewegung zu erzielender Grad von Disziplin erforderlich, als um Angreifer von sich abzuwehren. Aber diese Regel, bei der der Geist des Heeres außer acht gelassen wird, erweist sich nicht selten als unrichtig und widerspricht in besonders auffälliger Weise der Wirklichkeit da, wo sich ein starker Aufschwung oder Niedergang des Geistes der Kämpfenden zeigt: bei allen Volkskriegen.

Als die Franzosen sich im Jahre 1812 zurückzogen, hätten sie

sich nach der taktischen Regel getrennt verteidigen müssen; aber sie drängten sich in Haufen zusammen, weil der Geist des Heeres dermaßen gesunken war, daß nur die Masse das Heer zusammenhielt. Die Russen dagegen hätten nach der taktischen Regel in geschlossener Masse angreifen sollen; in Wirklichkeit aber teilten sie sich, weil ihr Geist so gehoben war, daß selbst einzelne ohne Befehl auf die Franzosen losschlugen und keines Zwanges dazu bedurften, um sich Mühen und Gefahren zu unterziehen.

III

Der sogenannte Freischarenkrieg begann mit dem Einzuge des Feindes in Smolensk.

Ehe noch der Freischarenkrieg von unserer Regierung offiziell gutgeheißen war, waren schon Tausende der Feinde (Nachzügler, Marodeure, Furageure) von den Kosaken und Bauern getötet worden, die diese Leute ebenso selbstverständlich niederschlugen, wie Hunde einen verlaufenen tollen Hund totbeißen. Denis Dawydow mit seinem feinen russischen Instinkte war der erste, der die Bedeutung dieses furchtbaren Knüttels begriff, dieses Knüttels, der, ohne nach den Regeln der Kriegskunst zu fragen, die Franzosen vernichtete, und ihm gebührt der Ruhm, den ersten Schritt zur Legalisierung dieser Methode der Kriegführung getan zu haben.

Am 24. August wurde Dawydows erstes Freikorps gebildet, und bald nach diesem bildeten sich viele andere. Je länger der Feldzug dauerte, um so mehr wuchs die Zahl dieser Freischaren.

Die Freischärler vernichteten die große Armee stückweise. Sie sammelten die abgefallenen Blätter, die sich von selbst von dem vertrockneten Baume, dem französischen Heere, losgelöst hatten,

und schüttelten diesen Baum auch manchmal. Im Oktober, als die Franzosen in der Richtung auf Smolensk zu flohen, gab es solche Scharen zu Hunderten, und zwar von sehr verschiedener Größe und sehr verschiedenem Charakter. Es gab Freischaren, die alle Einrichtungen eines Heeres herübergenommen hatten, mit Infanterie, Artillerie, Generalstab und allerlei Annehmlichkeiten des Lebens; es gab solche, die nur aus Kavallerie, aus Kosaken, bestanden; es gab kleine, die aus Fußvolk und Reiterei gemischt waren; es gab solche, die aus Bauern und Gutsbesitzern bestanden und von denen weiter niemand etwas wußte. Da war ein Küster Anführer einer Schar und machte im Laufe eines Monats mehrere hundert Gefangene; da war eine Schulzenfrau Wasilissa, welche Hunderte von Franzosen totschlug.

Das letzte Drittel des Oktober bildete den Höhepunkt des Freischarenkrieges. Die erste Periode dieses Krieges, wo die Freischärler noch selbst über ihre Kühnheit erstaunt waren, jeden Augenblick fürchteten von den Franzosen erwischt und umringt zu werden und, ohne abzusatteln und fast ohne je von den Pferden herunterzukommen, sich in den Wäldern verbargen, jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig, diese Periode war schon vorüber. Jetzt hatte diese Art der Kriegführung bereits eine bestimmte Gestalt angenommen, und alle waren sich darüber klar, was man gegen die Franzosen unternehmen könne und was nicht. Jetzt hielten nur noch die Anführer derjenigen Korps, welche nach den Regeln der Kriegskunst, mit Generalstäben, in weiterer Entfernung von den Franzosen einherzogen, vieles für unmöglich; die kleinen Freischaren dagegen, die ihre Tätigkeit schon vor längerer Zeit begonnen und sich die Franzosen aus der Nähe angesehen hatten, hielten gar manches für möglich, woran die Anführer größerer Korps nicht einmal zu denken wagten. Die Kosaken und Bauern aber, die zwischen den Fran-

zosen umherschlichen, waren der Ansicht, daß jetzt schon geradezu alles möglich sei.

Am 22. Oktober befand sich Denisow, der eine Freischar kommandierte, mit seinen Leuten auf der höchsten Höhe leidenschaftlicher Begeisterung für diese Art des Krieges. Seit dem frühen Morgen war er mit seiner Abteilung auf dem Marsche gewesen. Er war den ganzen Tag über durch die Wälder, die an der großen Heerstraße lagen, einem großen französischen Transporte von Kavalleriesachen und russischen Gefangenen gefolgt, der sich von den anderen Truppen getrennt hatte und unter starker Bedeckung, wie durch Kundschafter und Gefangene bekannt geworden war, in der Richtung auf Smolensk dahinzog. Von diesem Transporte hatten nicht nur Denisow und Dolochow Kenntnis erlangt (der letztere befehligte gleichfalls eine kleine Freischar und verfolgte nicht weit von Denisow dieselbe Richtung), sondern auch die Befehlshaber größerer Korps mit Generalstäben; alle wußten sie von diesem Transport und leckten sich, wie Denisow sagte, schon die Lippen danach. Zwei von diesen Befehlshabern größerer Korps, der eine ein Pole, der andere ein Deutscher, hatten fast gleichzeitig zu Denisow geschickt, und jeder von ihnen hatte ihn aufgefordert, mit seiner Abteilung zu ihm zu stoßen, um vereint den Transport zu überfallen.

„Nein, Bruder, dazu bin ich selbst Manns genug," sagte Denisow, nachdem er diese Zuschriften gelesen hatte, und schrieb dem Deutschen zurück, obwohl er den lebhaften Wunsch hege, unter einem so ausgezeichneten, berühmten General zu dienen, müsse er sich dieses Glück doch versagen, da er sich bereits unter den Oberbefehl des polnischen Generals gestellt habe. Dem polnischen General aber schrieb er dasselbe, indem er ihn benachrichtigte, daß er schon unter das Kommando des Deutschen getreten sei.

Bei dieser Erledigung der beiden Anträge war Denisows Absicht, ohne jenen höheren Befehlshabern davon Mitteilung zu machen, im Verein mit Dolochow den Transport mit seinen geringen Streitkräften anzugreifen und zur Beute zu machen. Der Transport zog am 22. Oktober vom Dorfe Mikulino nach dem Dorfe Schamschewo. Auf der linken Seite des Weges von Mikulino nach Schamschewo zogen sich große Wälder hin, die an manchen Stellen bis dicht an den Weg heranreichten, an anderen vom Wege eine Werst und mehr zurückwichen. Durch diese Wälder war Denisow den ganzen Tag über mit seiner Schar geritten, bald tief in ihr Inneres eintauchend, bald an den Saum herauskommend, aber ohne je die dahinziehenden Franzosen aus den Augen zu verlieren. Am Morgen hatten nicht weit von Mikulino, da, wo der Wald dicht an den Weg herantrat, Kosaken von Denisows Freischar zwei im Schmutze stecken gebliebene französische Trainwagen mit Kavalleriesätteln erbeutet und in den Wald gebracht. Von da an bis zum Abend war die Freischar, ohne anzugreifen, dem Marsche der Franzosen gefolgt. Man mußte sie, ohne sie zu erschrecken, ruhig nach Schamschewo gelangen lassen und dann nach erfolgter Vereinigung mit Dolochow, der gegen Abend zu einer Beratung nach einem Waldwächterhäuschen im Walde eine Werst von Schamschewo kommen sollte, bei Tagesanbruch von zwei Seiten völlig überraschend über sie herfallen und sie alle mit einem Male niedermachen oder gefangennehmen.

Im Rücken, zwei Werst von Mikulino, dort, wo der Wald dicht an den Weg herantrat, waren sechs Kosaken zurückgelassen, die sogleich Meldung bringen sollten, falls sich neue französische Kolonnen zeigten.

Vor Schamschewo sollte in derselben Weise Dolochow den Weg rekognoszieren, damit man wisse, in welcher Entfernung sich noch andere französische Truppen befänden. Bei dem Transporte ver-

mutete man fünfzehnhundert Mann. Denisow hatte zweihundert Mann, und Dolochow mochte ebensoviel haben. Aber durch diese numerische Überlegenheit ließ Denisow sich nicht abschrecken. Nur eines mußte er noch wissen: was für Truppen es eigentlich waren; und zu diesem Zwecke mußte Denisow eine „Zunge" fangen, d. h. einen Mann von der feindlichen Kolonne. Bei dem Überfall am Morgen auf die Trainwagen war alles so eilig zugegangen, daß sie die bei den Wagen befindlichen Franzosen alle niedergemacht und nur einen wegen Erschöpfung hinter der Kolonne zurückgebliebenen Knaben, einen Tambour, lebend gefangen genommen hatten, der aber nichts Zuverlässiges darüber aussagen konnte, aus was für Truppen die Kolonne bestehe.

Noch einen zweiten Überfall zu unternehmen, hielt Denisow für gefährlich, um nicht die ganze Kolonne zu alarmieren, und darum hatte er einen bei seiner Freischar befindlichen Bauer Tichon Schtscherbaty abgesandt, der, wenn es möglich wäre, wenigstens einen der voraufgeschickten französischen Quartiermeister wegfangen sollte.

IV

Es war ein warmer, regnerischer Herbsttag. Himmel und Horizont hatten ein und dieselbe Farbe, die Farbe trüben Wassers. Bald war es, als senkte sich ein Nebel herab, bald auf einmal fiel ein schräger, kräftiger Regen.

Auf einem mageren Vollblut mit eingefallenen Weichen ritt Denisow, in Filzmantel und Schaffellmütze, von denen das Wasser herunterlief. Ebenso wie das Pferd, das den Kopf schief hielt und die Ohren andrückte, kniff auch er bei dem schrägen Regen das Gesicht zusammen und spähte aufmerksam nach vorn. Sein mager gewordenes, von einem dichten, kurzen, schwarzen Barte bedecktes Gesicht trug einen ärgerlichen Ausdruck.

Neben ihm ritt, gleichfalls in Filzmantel und Schaffellmütze, auf einem wohlgenährten, kräftigen donischen Pferde ein Kosaken-Jesaul[1], Denisows Gehilfe.

Der Jesaul Lowaiski war ein langer, blonder Mensch, flach wie ein Brett, mit weißem Gesichte, schmalen, hellen Augen und ruhigem, selbstbewußtem Ausdruck in Gesicht und Haltung. Obgleich man nicht sagen konnte, worin eigentlich die Besonderheit des Pferdes und des Reiters bestand, so wurde einem doch beim ersten Blicke auf den Jesaul und Denisow klar, daß Denisow sich naß und unbehaglich fühlte und ein Mensch war, der auf einem Pferde saß, daß dagegen der Jesaul sich in so ruhiger, gemächlicher Stimmung befand wie immer und nicht ein Mensch war, der auf einem Pferde saß, sondern ein Mensch, der mit dem Pferde zusammen ein einziges Wesen von verdoppelter Kraft bildete.

Ein wenig vor ihnen ging ein Bauer, der ihnen als Wegweiser diente, in einem grauen Kaftan und mit einer weißen Zipfelmütze, völlig durchnäßt.

Nahe hinter ihnen ritt auf einem mageren, schlanken Kirgisenpferdchen mit langem Schweif und gewaltiger Mähne und mit blutig gerissenem Maule ein junger Offizier in einem blauen französischen Mantel.

Neben ihm ritt ein Husar, der hinter sich auf der Kruppe des Pferdes einen Knaben, in einer zerrissenen französischen Uniform und mit einer blauen Mütze, sitzen hatte. Der Knabe hielt sich mit seinen vor Kälte roten Händen an dem Husaren fest, schlenkerte mit seinen nackten Füßen, um sie zu erwärmen, und blickte mit hochgezogenen Brauen erstaunt um sich. Dies war der am Morgen gefangen genommene französische Tambour.

---

[1] = Hauptmann, Rittmeister. Anmerkung des Übersetzers.

Dahinter folgten in langem Zuge, je drei oder vier nebeneinander, auf dem schmalen, ausgefahrenen Waldwege Husaren und dann Kosaken, teils in Filzmänteln, teils in französischen Mänteln, teils in Pferdedecken, die sie sich über den Kopf geworfen hatten. Die Pferde, Füchse sowohl wie Braune, sahen von dem Regenwasser, das an ihnen herablief, sämtlich wie Rappen aus. Die Hälse der Pferde erschienen infolge der durchnäßten Mähnen auffällig schlank. Ein dichter Dampf stieg von den Pferden in die Höhe. Die Kleidung und die Sättel und die Zügel, alles war naß, schlüpfrig und weich, ebenso wie auch der Erdboden und die abgefallenen Blätter, mit denen der Weg bedeckt war. Die Menschen saßen zusammengekauert da, darauf bedacht, sich nicht zu bewegen, um das Wasser, das bis auf den Körper durchgedrungen war und sich unter dem Gesäß, an den Knien und am Halse gesammelt hatte, zu wärmen und kein neues, kaltes hineinzulassen. In der Mitte zwischen den langen Reihen der Kosaken polterten die beiden Trainwagen mit ihren französischen Pferden und vorgespannten gesattelten Kosakenpferden über die Baumstümpfe und Äste weg und plätscherten in dem Wasser, das die Geleise füllte.

Denisows Pferd geriet, beim Umgehen einer Pfütze auf dem Wege, zu weit zur Seite und quetschte ihm das Knie gegen einen Baum.

„Ha, du Satan!“ rief Denisow grimmig und schlug zähnefletschend das Pferd dreimal mit der Peitsche, wobei er sich und seine Kameraden mit Schmutz bespritzte.

Denisow war übler Laune, sowohl wegen des Regens, als auch vor Hunger (seit dem Morgen hatte niemand von ihnen etwas gegessen), namentlich aber weil von Dolochow immer noch keine Nachrichten da waren und weil der Mann, den er abgesandt hatte, um eine „Zunge“ zu fangen, nicht zurückgekehrt war.

„Eine solche Gelegenheit, einen Transport zu überfallen, wie heute kommt so leicht nicht wieder. Den Überfall allein auszuführen ist zu riskant, und schiebe ich die Sache auf einen andern Tag auf, so nimmt mir eines der größeren Freikorps die Beute vor der Nase weg," dachte Denisow und blickte unausgesetzt nach vorn, in der Hoffnung, den erwarteten Boten von Dolochow zu erblicken.

Als sie auf einen Durchhau gekommen waren, durch den man weit nach rechts sehen konnte, hielt Denisow an.

„Da kommt jemand geritten," sagte er.

Der Jesaul sah nach der Richtung hin, nach welcher Denisow zeigte.

„Es sind zwei, ein Offizier und ein Kosak. Aber es ist nicht mutmaßlich, daß es der Oberstleutnant selbst ist," sagte der Jesaul, der gern Worte gebrauchte, die den Kosaken nicht mundgerecht sind.

Die Reiter, die einen Abhang herunterritten, verschwanden ihnen aus den Augen und wurden erst nach einigen Minuten wieder sichtbar. Voran ritt in müdem Galopp, das Pferd mit der Peitsche antreibend, ein Offizier, mit zerzaustem Haar, durch und durch naß; die Hosen hatte sich ihm bis über die Knie hinaufgeschoben. Hinter ihm trabte, in den Steigbügeln stehend, ein Kosak. Der Offizier, ein ganz junges Bürschchen, mit breitem Gesichte von frischer, gesunder Farbe und mit lebhaften, fröhlichen Augen, sprengte zu Denisow heran und überreichte ihm einen durchnäßten Brief.

„Vom General," sagte der Offizier. „Verzeihen Sie, daß der Brief nicht ganz trocken ist."

Denisow nahm mit finsterem Gesichte den Brief in Empfang und brach ihn auf.

„Da haben nun alle gesagt, es sei gefährlich, sehr gefährlich,"

sagte der Offizier, zu dem Jesaul gewandt, während Denisow den ihm überbrachten Brief las. „Übrigens hatten wir, ich und Komarow“ (er zeigte auf den Kosaken), „unsere Vorbereitungen getroffen. Wir haben jeder zwei Pistolen ... Aber was ist denn das?“ fragte er, als er den französischen Tambour erblickte. „Ein Gefangener? Sind Sie denn schon in einem Kampfe gewesen? Darf ich mit ihm reden?“

„Rostow! Peter!“ rief in diesem Augenblicke Denisow, der den Brief mit den Augen überflogen hatte. „Aber warum hast du denn nicht gesagt, wer du bist?“ Und Denisow wandte sich lächelnd um und streckte dem Offizier die Hand entgegen.

Der Offizier war Peter Rostow.

Auf dem ganzen Wege hatte Peter sich darauf vorbereitet, wie er in einer eines Erwachsenen und Offiziers würdigen Weise, ohne auf die frühere Bekanntschaft hinzudeuten, sich Denisow gegenüber benehmen wollte. Aber sobald Denisow ihm zulächelte, strahlte Peter sofort über das ganze Gesicht, errötete vor Freude und vergaß den dienstlichen Ton, auf den er sich vorbereitet hatte: er fing an zu erzählen, wie er an den Franzosen vorbeigeritten sei, und wie er sich darüber gefreut habe, daß ihm ein solcher Auftrag erteilt sei, und daß er schon an der Schlacht bei Wjasma teilgenommen habe, und daß sich dort ein Husar besonders ausgezeichnet habe.

„Nun, ich freue mich, dich wiederzusehen,“ unterbrach ihn Denisow, und sein Gesicht nahm wieder einen ernsten Ausdruck an.

„Michail Feoklitytsch,“ wandte er sich an den Jesaul. „Das ist wieder von dem Deutschen. Der junge Mann hier steht bei ihm.“

Und Denisow erzählte dem Jesaul den Inhalt des soeben überbrachten Schreibens, der in der erneuten Aufforderung des deut-

schen Generals bestand, sich zum Zwecke eines Überfalles auf den Transport mit ihm zu vereinigen.

„Wenn wir ihn morgen nicht nehmen, schnappt er ihn uns vor der Nase fort,“ schloß er.

Während Denisow mit dem Jesaul sprach, brachte Peter, der über Denisows kalten Ton betroffen war und befürchtete, an diesem Tone sei der Zustand seiner Hosen schuld, unter dem Mantel, so daß es niemand bemerken sollte, seine hinaufgerutschten Hosen in Ordnung, wobei er sich alle Mühe gab, eine möglichst militärische Miene zu machen.

„Werde ich von Euer Hochwohlgeboren noch einen Befehl erhalten?“ sagte er zu Denisow, indem er die Hand an den Mützenschirm legte und wieder zu dem Spiele ‚Adjutant und General‘ zurückkehrte, auf das er sich vorbereitet hatte, „oder soll ich bei Euer Hochwohlgeboren bleiben?“

„Einen Befehl?“ erwiderte Denisow nachdenklich. „Aber darfst du denn bis morgen hierbleiben?“

„Ach, bitte, bitte ... Darf ich bei Ihnen bleiben?“ rief Peter.

„Was hast du eigentlich für Befehl von dem General? Sollst du gleich wieder zurückkommen?“ fragte Denisow.

Peter errötete.

„Er hat nichts befohlen; ich denke, ich darf?“ erwiderte er in fragendem Tone.

„Nun gut,“ antwortete Denisow.

Und sich zu seinen Untergebenen wendend, ordnete er an, die Freischar solle sich nach dem bestimmten Rastorte beim Wächterhäuschen im Walde begeben; der Offizier auf dem Kirgisenpferde aber (dieser hatte die Obliegenheiten eines Adjutanten) solle hinreiten, um Dolochow aufzusuchen und zu hören, ob er am Abend kommen werde. Denisow selbst beabsichtigte mit dem Jesaul und Peter an den Waldsaum zu reiten, der nach Scham-

schewo zu lag, um diejenige Stelle des französischen Nachtlagers, gegen die sich am nächsten Tage der Angriff richten sollte, in Augenschein zu nehmen.

„Nun, Alterchen," wandte er sich an den Bauer, der ihnen als Wegweiser diente, „führe uns nach Schamschewo."

Denisow, Peter und der Jesaul, begleitet von einigen Kosaken und dem Husaren, der den Gefangenen mit auf seinem Pferde hatte, ritten links durch eine Schlucht nach dem Waldrande zu.

V

Der Regen hatte aufgehört; nur der Nebel senkte sich herab, und von den Zweigen der Bäume fielen Wassertropfen. Denisow, der Jesaul und Peter ritten schweigend hinter dem Bauern mit der Zipfelmütze her, der, mit seinen auswärts gesetzten, in Bastschuhen steckenden Füßen leicht und geräuschlos über die Wurzeln und die nassen Blätter hinschreitend, sie nach dem Waldsaume hinführte.

Als sie auf einen mäßigen Abhang gelangt waren, hielt der Bauer einen Augenblick an, blickte um sich und schlug die Richtung nach einer Stelle ein, wo die Baumwand minder dicht war. Bei einer großen Eiche, die ihr Laub noch nicht abgeworfen hatte, blieb er stehen und winkte die andern geheimnisvoll mit der Hand zu sich heran.

Denisow und Peter ritten zu ihm hin. Von der Stelle, wo der Bauer stehen geblieben war, konnte man die Franzosen sehen. Gleich vor dem Walde zog sich von der halben Höhe des Abhangs ein Sommerfeld nach unten. Rechts, jenseits einer steilen Schlucht, war ein kleines Dörfchen und ein nur mäßig großes Gutshaus sichtbar, mit zerstörten Dächern. In diesem Dörfchen und in dem Gutshause und auf dem ganzen Abhang drüben,

in dem Garten, bei den Ziehbrunnen, am Teiche und auf dem ganzen Wege, der von der Brücke nach dem Dorfe hinaufführte, waren in einer Entfernung von nicht mehr als fünf- bis sechshundert Schritt in dem wallenden Nebel Haufen von Menschen sichtbar. Es war deutlich zu hören, wie sie in einer nicht russischen Sprache die Pferde anschrien, welche sich mühsam mit den Fuhrwerken den Berg hinaufarbeiteten, und wie sie in derselben Sprache auch einander zuriefen.

„Bringt den Gefangenen her,“ sagte Denisow leise, ohne die Augen von den Franzosen wegzuwenden.

Der Husar stieg vom Pferde, hob den Knaben herunter und kam mit ihm zu Denisow. Denisow wies auf die Franzosen hin und richtete an den Knaben mehrere Fragen, was dies und das für Truppen wären. Der Knabe, der seine frierenden Hände in die Taschen gesteckt hatte, blickte Denisow ängstlich mit hinaufgezogenen Brauen an; trotz seiner augenscheinlichen Bereitwilligkeit, alles zu sagen, was er wußte, verwirrte er sich in seinen Antworten und bejahte nur, was ihn Denisow fragte. Denisow wandte sich stirnrunzelnd von ihm weg und begann dem Jesaul seine Meinung auseinanderzusetzen.

Peter, der mit schnellen Bewegungen den Kopf nach allen Seiten drehte, betrachtete bald den Tambour, bald Denisow, bald den Jesaul, bald die Franzosen in dem Dorfe und auf dem Wege, und war darauf bedacht, daß ihm nichts irgendwie Wichtiges entginge.

„Mag Dolochow kommen oder nicht, wir müssen den Transport nehmen! Wie?“ sagte Denisow, in dessen Augen es vergnügt funkelte.

„Das Terrain ist günstig,“ erwiderte der Jesaul.

„Die Infanterie schicken wir durch die Niederung, durch die Sümpfe,“ fuhr Denisow fort. „Die schleichen sich an den Garten

heran. Und Sie reiten mit den Kosaken dort herum" (Denisow zeigte auf den Wald hinter dem Dorfe), „und ich mit meinen Husaren hier herum. Und auf das Zeichen durch einen Schuß ..."

„Durch den Grund wird es nicht möglich sein; da ist es moorig," sagte der Jesaul. „Da bleiben die Pferde stecken; wir müssen weiter links herumreiten ..."

Während sie das halblaut miteinander besprachen, knallte unten im Grunde vom Teiche her ein Schuß; ein weißes Rauchwölkchen wurde sichtbar; ein zweiter Schuß folgte, und von den Franzosen, die sich auf halber Höhe des Berges befanden, ertönte ein hundertstimmiger Schrei, anscheinend ein Freudenschrei. Im ersten Augenblick wichen Denisow und der Jesaul zurück. Sie waren so nahe, daß sie die Ursache dieser Schüsse und dieses Schreiens zu sein glaubten. Aber die Schüsse und das Schreien hatten ihnen nicht gegolten. Unten, durch die Sümpfe, lief ein Mann in roten Hosen. Auf ihn hatten die Franzosen offenbar geschossen, und auf ihn hatte sich das Geschrei bezogen.

„Das ist ja unser Tichon!" sagte der Jesaul.

„Wahrhaftig, er ist es," sagte Denisow. „So ein nichtswürdiger Kerl!"

„Er kommt davon!" sagte der Jesaul, die Augen zusammenkneifend.

Der Mann, den sie Tichon nannten, lief an das Flüßchen und plumpste so hinein, daß das Wasser nach allen Seiten hoch aufspritzte; nachdem er dann für einen Augenblick verschwunden war, arbeitete er sich, ganz schwarz vom Wasser, auf allen vieren heraus und lief weiter. Die Franzosen, die hinter ihm hergelaufen waren, blieben stehen.

„Na, ein geschickter Kerl!" bemerkte der Jesaul.

„So ein Racker!" murmelte Denisow mit der gleichen ärger-

lichen Miene vor sich hin. „Was er nur bis jetzt gemacht haben mag?"

„Wer ist das?" fragte Peter.

„Das ist unsere Schleichpatrouille. Ich hatte ihn ausgeschickt, um uns eine ‚Zunge' zu verschaffen."

„Ah so," sagte Peter schon bei Denisows ersten Worten und nickte mit dem Kopfe, als ob er alles verstände, obwohl er in Wirklichkeit gar nichts verstand.



Tichon Schtscherbaty war einer der unentbehrlichsten Leute in der Freischar. Er war ein Bauer aus Pokrowskoje bei Gschatj. Als Denisow am Anfange seiner Unternehmungen nach Pokrowskoje kam und, wie immer, sich den Schulzen kommen ließ und ihn fragte, was ihm über die Franzosen bekannt sei, antwortete der Schulze, wie alle Schulzen, als wollte er sich verteidigen, sie wüßten reinweg von gar nichts. Aber als Denisow ihm auseinandergesetzt hatte, sein Zweck sei, die Franzosen zu schlagen, und ihn fragte, ob nicht umherschweifende Franzosen zu ihnen gekommen seien, da sagte der Schulze, „Mirodeure" seien allerdings mehrmals dagewesen; aber bei ihnen im Dorfe habe sich nur ein einziger Mann mit diesen Dingen abgegeben, Tichon Schtscherbaty. Denisow ließ Tichon rufen, belobte ihn wegen seiner Tatkraft und sagte ihm in Gegenwart des Schulzen einige Worte über die Treue gegen den Zaren und das Vaterland und über den Haß gegen die Franzosen; von diesen Gefühlen müßten die Söhne des Vaterlandes erfüllt sein.

„Wir tun den Franzosen nichts Schlimmes," erwiderte Tichon, der offenbar bei diesen Worten Denisows ängstlich geworden war. „Wir haben bloß so zum Spaß mit den Jüngelchen ein bißchen herumgespielt. ‚Mirodeure' haben wir allerdings ein

paar Dutzend totgeschlagen; aber sonst haben wir nichts Schlimmes getan ..."

Als am andern Tage Denisow, ohne mehr mit einem Gedanken an diesen Bauer zu denken, aus Pokrowskoje auszog, wurde ihm gemeldet, Tichon habe sich bei der Freischar eingestellt und gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen. Denisow befahl, ihn zu behalten.

Anfangs verrichtete Tichon allerlei grobe Arbeit: er zündete die Wachtfeuer an, holte Wasser, häutete Pferde ab usw.; bald aber bekundete er große Lust und Fähigkeit zum Freischärlerkriege. Er ging nachts auf Beute aus und brachte jedesmal französische Kleidungsstücke und Waffen mit zurück, und wenn es ihm befohlen wurde, so brachte er auch Gefangene. Denisow befreite Tichon von den groben Arbeiten, nahm ihn bei Patrouillenritten mit sich und aggregierte ihn der Kosakenabteilung.

Tichon ritt nicht gern, sondern ging immer zu Fuß, blieb aber nie hinter den Reitern zurück. Seine Bewaffnung bestand aus einer Muskete, die er mehr zum Scherz trug, einer Pike und einem Beile; letzteres benutzte er mit derselben Geschicklichkeit wie ein Wolf seine Zähne, mit denen er gleich leicht einen Floh aus dem Fell herausholt und dicke Knochen zerbeißt. Tichon spaltete ebenso sicher, kräftig ausholend, mit seinem Beile einen Balken, wie er, das Beil am Eisen fassend, dünne, glatte Holzpflöcke fabrizierte und Löffel schnitzte. In Denisows Freischar nahm Tichon eine eigentümliche Ausnahmestellung ein. Wenn es erforderlich war, etwas besonders Schwieriges und Widerwärtiges auszuführen, einen Wagen mit der Schulter aus dem Schmutze herauszubringen, ein Pferd am Schwanze aus dem Sumpfe herauszuziehen, ein Pferd abzuhäuten, mitten unter die Franzosen zu schleichen, an einem Tage fünfzig Werst zu gehen, dann wiesen alle lachend auf Tichon.

„Was kann es dem Kerl schaden? Der hat ja die reine Pferdenatur," sagten sie von ihm.

Einmal hatte ein Franzose, welchen Tichon gefangen genommen hatte, mit der Pistole auf ihn geschossen und ihn in die Weichteile des Rückens getroffen. Diese Wunde, welche Tichon nur mit Branntwein, innerlich und äußerlich, behandelte, wurde der Gegenstand der lustigsten Scherze für die ganze Freischar, und auf diese Scherze ging Tichon selbst gern ein.

„Na, Bruder, nun wirst du so was wohl nicht wieder tun? Das hat dich wohl ganz kaputt gemacht?" sagten die Kosaken lachend zu ihm.

Tichon tat, als ob er sich ärgerte, indem er absichtlich den Mund verzog und Grimassen schnitt, und schimpfte auf die Franzosen in den komischsten Ausdrücken. Dieser Vorfall hatte auf Tichon nur die Wirkung, daß er nach seiner Verwundung nur noch selten Gefangene einbrachte.

Tichon war der nützlichste und tapferste Mann in der ganzen Freischar. Niemand entdeckte häufiger als er Gelegenheiten zu Überfällen, niemand fing und tötete mehr Franzosen; und infolgedessen war er der Hanswurst aller Kosaken und Husaren und spielte selbst gern diese Rolle. Jetzt war Tichon von Denisow schon in der vorhergehenden Nacht nach Schamschewo geschickt worden, um eine „Zunge" zu holen. Aber ob nun deswegen, weil er an einem Franzosen nicht genug gehabt hatte, oder weil er in der Nacht die Zeit verschlafen hatte, genug, er hatte sich bei Tage mitten zwischen die Franzosen ins Gebüsch geschlichen und war, wie das Denisow von der Anhöhe aus mit angesehen hatte, von ihnen entdeckt worden.

VI

Nachdem Denisow noch ein Weilchen mit dem Jesaul über den morgigen Überfall gesprochen hatte, zu dem er jetzt, wo er die Franzosen so nahe vor sich sah, endgültig entschlossen zu sein schien, wendete er sein Pferd und ritt zurück.

„Nun, Bruder, jetzt wollen wir hinreiten und uns trocknen," sagte er zu Peter.

Als sie in die Nähe des Waldwächterhäuschens kamen, hielt Denisow an und spähte in den Wald hinein. Im Walde zwischen den Bäumen ging mit großen, leichten Schritten, auf langen Beinen, mit langen, schlenkernden Armen ein Mann dahin, der eine Jacke, Bastschuhe und einen Kasanschen Hut trug, ein Gewehr auf der Schulter hielt und im Gürtel ein Beil stecken hatte. Als dieser Mann Denisow erblickte, warf er eilig etwas ins Gebüsch; dann nahm er seinen nassen Hut ab, dessen Krempen schlaff herunterhingen, und trat auf den Anführer zu. Das war Tichon. Sein von Pockennarben und Runzeln überdecktes Gesicht mit den kleinen, schmalen Augen strahlte vor heiterer Selbstzufriedenheit. Er hob den Kopf hoch in die Höhe und schaute Denisow unverwandt an, wie wenn er das Lachen unterdrücken müßte.

„Na, wo hast du denn so lange gesteckt?" fragte Denisow.

„Wo ich gesteckt habe? Ich war gegangen, Franzosen holen," antwortete Tichon dreist und schnell mit seiner heiseren, aber volltönigen Baßstimme.

„Warum hast du dich denn bei Tage hingeschlichen? Du Rindvieh! Na also, hast du keinen gegriffen?..."

„Gegriffen habe ich schon einen," erwiderte Tichon.

„Wo ist er denn?"

„Ich hatte ihn ganz früh gegriffen, noch in der Morgendämme-

rung," fuhr Tichon fort und stellte seine flachen, auswärts gedrehten Füße in den Bastschuhen recht breitbeinig hin, „und brachte ihn auch in den Wald. Aber da sah ich, daß er nichts taugte. Ich dachte: Na, ich will noch einmal runtergehen und einen anderen, besseren greifen."

„Ein nichtswürdiger Kerl, wahrhaftig," sagte Denisow zu dem Jesaul. „Warum hast du denn den ersten nicht hergebracht?"

„Wozu sollte ich den erst noch herbringen?" fiel Tichon ärgerlich und hastig ein. „Er war ja nicht zu gebrauchen. Ich weiß ja doch, was ihr für welche haben müßt."

„So ein Racker! . . . Na, und weiter?"

„Ich ging also, um einen andern zu holen," fuhr Tichon fort. „Ich schlich mich in den Wald und legte mich so hin." Tichon legte sich plötzlich mit großer Gewandtheit auf den Bauch, um mimisch darzustellen, wie er das gemacht habe. „Da kam auch gerade einer herangegangen," fuhr er fort. „Ich bekam ihn so zu packen." Tichon sprang schnell und geschickt auf. „‚Komm mal mit', sagte ich zu ihm, ‚zum Oberst.' Da erhob er ein furchtbares Geschrei, und es kamen ihrer viere herzugelaufen. Sie stürzten sich mit ihren Säbelchen auf mich. Ich aber trat ihnen so mit dem Beile entgegen. ‚Was wollt ihr?' rief ich. ‚Christus sei euch gnädig!'" so schrie Tichon, indem er mit den Armen umherfuhr, drohend die Augenbrauen zusammenzog und die Brust herausdrückte.

„Ja, ja, wir haben es vom Abhang aus mit angesehen, wie du durch die Pfützen davonranntest," sagte der Jesaul und kniff seine blitzenden Augen zusammen.

Peter hatte die größte Lust zu lachen; aber er sah, daß sich alle andern das Lachen verbissen. Er ließ seine Augen schnell von Tichons Gesichte zu den Gesichtern des Jesauls und Denisows wandern, ohne zu verstehen, was das alles bedeutete.

„Spiele nur nicht den Narren," sagte Denisow, sich ärgerlich räuspernd. „Warum hast du den ersten nicht hergebracht?"

Tichon kratzte sich mit der einen Hand den Rücken, mit der andern den Kopf; auf einmal verzog sich seine ganze Visage zu einem strahlenden, dummen Lächeln, wobei eine Zahnlücke sichtbar wurde (daher hatte er auch den Beinamen Schtscherbaty bekommen: der mit der Zahnlücke). Denisow lächelte, und Peter brach in ein lustiges Lachen aus, in welches auch Tichon selbst mit einstimmte.

„Ach, er war ja ganz unbrauchbar," sagte Tichon. „Die Kleider, die er anhatte, waren ganz schlecht; wozu sollte ich ihn da erst herbringen? Und dabei war er noch grob, Euer Wohlgeboren. ‚Was?' sagte er, ‚ich bin selbst der Sohn eines Generals; ich gehe nicht mit,' sagte er."

„Du Rindvieh!" sagte Denisow. „Ich mußte ihn doch ausfragen ..."

„Ich habe ihn ja selbst ausgefragt," sagte Tichon. „Er sagte: ‚Ich weiß wenig Bescheid. Unsere Leute', sagte er, ‚sind zwar eine große Menge, aber taugen tun sie allesamt nichts,' sagte er. ‚Sie haben', sagte er, ‚nur hohe Titel. Ruft ordentlich Hurra,' sagte er, ‚dann nehmt ihr sie alle gefangen,'" schloß Tichon und blickte Denisow vergnügt und fest in die Augen.

„Ich werde dir hundert gesalzene Hiebe aufzählen lassen, dann wird es dir schon vergehen, den Narren zu spielen," sagte Denisow in strengem Tone.

„Warum denn so böse?" erwiderte Tichon. „Ich habe mir ja doch eure Franzosen ordentlich angesehen. Laß es nur erst dunkel werden, dann hole ich dir welche von der Sorte, wie du sie gern hast, meinetwegen drei Stück."

„Na, wollen weiter reiten," sagte Denisow und ritt, zornig

die Stirn runzelnd und schweigend, nach dem Wächterhäuschen hin.

Tichon ging hinter ihnen her, und Peter hörte, wie die Kosaken mit ihm und über ihn wegen irgendwelcher Stiefel lachten, die er ins Gebüsch geworfen haben sollte.

Als die Heiterkeit, welche Tichons Worte und sein Lächeln bei ihm hervorgerufen hatten, vorbei war und Peter sich für einen Augenblick darüber klar wurde, daß dieser Tichon einen Menschen getötet hatte, überkam ihn eine gedrückte Stimmung. Er sah sich nach dem gefangenen Tambour um, und es war ihm, als bekäme er einen Stich ins Herz. Aber dieses unangenehme Gefühl dauerte nur einen Augenblick. Er hielt für notwendig, den Kopf höher zu heben, sich Mut zu machen und den Jesaul mit ernster Miene über das morgige Unternehmen zu befragen, um der Gesellschaft, in der er sich befand, nicht unwürdig zu sein.

Der abgesandte Offizier kam Denisow noch unterwegs mit der Nachricht entgegen, Dolochow werde baldigst persönlich kommen, und auf seiner Seite sei alles in Ordnung.

Jetzt wurde Denisow auf einmal vergnügt und rief Peter zu sich.

„Nun erzähle mir von deinen bisherigen Erlebnissen,“ sagte er.

VII

Als Peter seine Angehörigen und Moskau verlassen hatte, war er bei seinem Regimente eingetreten und bald darauf Ordonnanz bei einem General geworden, der eine größere Abteilung befehligte. Seit seiner Beförderung zum Offizier und namentlich seit seinem Eintritt in die aktive Armee, mit der er an der Schlacht bei Wjasma teilgenommen hatte, befand sich Peter fortwährend in einem Zustande glückseliger Erregung und

Freude darüber, daß er nun ein Erwachsener sei, und war stets mit enthusiastischem Eifer darauf bedacht, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, wo er sich als wahrer Held zeigen könnte. Er war sehr glücklich über das, was er bei der Armee sah und erlebte, hatte aber trotzdem immer die Vorstellung, daß gerade dort, wo er nicht war, jetzt die wahren, großen Heldentaten verrichtet würden. Und so strebte er denn immer dorthin zu kommen, wo er augenblicklich nicht war.

Als am 21. Oktober sein General den Wunsch aussprach, jemanden zu Denisows Abteilung zu schicken, da bat Peter so inständig, ihn dazu zu verwenden, daß der General es ihm nicht abschlagen konnte. Aber der General erinnerte sich an Peters sinnloses Verhalten in der Schlacht bei Wjasma, wo er, statt auf dem Wege dahin zu reiten, wohin man ihn geschickt hatte, zur Vorpostenkette in den Schußbereich der Franzosen gesprengt war und dort zweimal seine Pistole abgeschossen hatte; deshalb verbot ihm der General bei der Abfertigung ausdrücklich, sich an irgendwelchen Unternehmungen Denisows zu beteiligen. Aus diesem Grunde war Peter rot und verlegen geworden, als Denisow ihn gefragt hatte, ob er dableiben dürfe. Bis sie aus dem Innern des Waldes an den Saum gelangten, war Peter noch der Ansicht gewesen, er müsse in strenger Erfüllung seiner Pflicht sofort zurückkehren. Aber als er die Franzosen erblickte und Tichon sah und vernahm, daß der Angriff in der Nacht bestimmt stattfinden werde, da ging er nach Art junger Leute schnell von einer Ansicht zur andern über und sagte sich nun, sein General, den er bis dahin sehr hochgeschätzt hatte, sei doch eigentlich ein unbedeutender Wicht, ein Deutscher, Denisow dagegen sei ein Held, und der Jesaul sei ein Held, und Tichon sei ein Held, und er müsse sich schämen, wenn er sie in einem so schweren Augenblicke verließe.

Die Abenddämmerung brach schon an, als Denisow, Peter und der Jesaul bei dem Wächterhäuschen ankamen. Im Halbdunkel sah man die gesattelten Pferde und die Kosaken und Husaren, die auf einer Lichtung Hütten aus Zweigen bauten, und ein rotleuchtendes Feuer, das sie, damit die Franzosen den Rauch nicht sähen, in einer Schlucht des Waldes angezündet hatten. Im Flur des kleinen Häuschens zerhieb ein Kosak mit aufgestreiften Ärmeln Hammelfleisch. In dem Häuschen selbst waren drei Offiziere von Denisows Freischar, die sich aus einer Tür einen Tisch herstellten. Peter zog sich die nassen Kleider aus, gab sie zum Trocknen und machte sich dann sogleich daran, den Offizieren bei der Errichtung des Eßtisches zu helfen.

In zehn Minuten war der Tisch fertig und mit einer Serviette gedeckt. Auf dem Tische standen Schnaps, eine Flasche Rum, Weißbrot, gebratenes Hammelfleisch und Salz.

Als Peter mit den Offizieren am Tische saß und mit den Fingern, an denen das Fett entlanglief, das appetitlich duftende, fette Hammelfleisch zerriß, befand er sich in einem kindlich schwärmerischen Zustande zärtlicher Liebe zu allen Menschen und war infolgedessen auch der Überzeugung, daß die andern Menschen ihn in gleicher Weise liebten.

„Also wie denken Sie darüber, Wasili Fedorowitsch?" wandte er sich an Denisow. „Es ist doch wohl nichts dabei, wenn ich einen Tag bei Ihnen bleibe?" Und ohne die Antwort abzuwarten, beantwortete er sich seine Frage selbst: „Es ist mir ja befohlen, mich zu erkundigen; nun, das tue ich ja doch auch ... Stellen Sie mich nur an den ... an den wichtigsten Platz ... Es liegt mir nichts an äußerer Anerkennung ... Aber ich möchte gern ..."

Peter preßte die Zähne aufeinander, blickte um sich, zuckte mit dem hochgereckten Kopfe und schwenkte den einen Arm.

„An den wichtigsten Platz ..." wiederholte Denisow lächelnd.

„Oder, bitte, übergeben Sie mir das Kommando ganz; ich möchte gar zu gern kommandieren," fuhr Peter fort. „Es kostet Sie ja nur ein Wort ... Ah, Sie möchten ein Messer?" wandte er sich an einen Offizier, der sich ein Stück Hammelbraten abschneiden wollte.

Und er reichte ihm sein Taschenmesser hin. Der Offizier lobte das Messer.

„Bitte, behalten Sie es doch. Ich habe noch eine ganze Menge solche ..." sagte Peter errötend. „Mein Gott, das habe ich ja ganz vergessen ..." rief er plötzlich. „Ich habe Rosinen, vorzügliche Rosinen, wissen Sie, solche ohne Kerne. Wir haben einen neuen Marketender, der sehr gute Ware führt. Ich habe zehn Pfund gekauft. Ich bin gewöhnt, etwas Süßes zu essen. Mögen Sie welche? ..." Und Peter lief auf den Flur zu seinem Kosaken und holte eine Tasche herein, in welcher etwa fünf Pfund Rosinen waren. „Essen Sie, meine Herren, essen Sie."

„Können Sie nicht eine Kaffeemaschine gebrauchen?" wandte er sich an den Jesaul. „Ich habe bei unserm Marketender eine ganz ausgezeichnete gekauft! Er führt vorzügliche Sachen. Und er ist ein ehrlicher Mensch. Das ist die Hauptsache. Ich werde sie Ihnen zuschicken, unter allen Umständen. Und vielleicht sind Ihnen die Feuersteine ausgegangen, haben sich abgenutzt; das kommt ja nicht selten vor. Ich habe welche mitgenommen; ich habe hier" (er zeigte auf die Tasche) „hundert Stück bei mir. Ich habe sie sehr billig gekauft. Nehmen Sie doch, bitte, soviel Sie mögen, oder auch alle ..."

Aber plötzlich bekam er einen Schreck, ob er auch nicht gar zu viel schwatze, und hielt errötend inne.

Er suchte in seinem Gedächtnisse nach, ob er auch wohl nicht noch irgendwelche anderen Dummheiten begangen habe. Und indem er die Erinnerungen des heutigen Tages durchmusterte, kam

ihm der Gedanke an den kleinen französischen Tambour in den Sinn. „Wir haben es hier so gut; aber wie mag es ihm gehen? Wo mögen sie ihn gelassen haben? Ob sie ihm wohl etwas zu essen gegeben haben? Und ob ihm auch niemand etwas zuleide getan hat?" dachte er. Aber da er sich bewußt war, über die Feuersteine zuviel geschwatzt zu haben, so scheute er sich jetzt, von dem Knaben zu reden.

„Ob ich wohl danach fragen darf?" dachte er. „Aber sie werden sagen: ‚Er hat mit dem Knaben Mitleid, weil er selbst noch ein Knabe ist.' Aber morgen werde ich ihnen zeigen, was ich für ein Knabe bin! Muß ich mich schämen, wenn ich danach frage?" dachte Peter. „Na, ganz egal!" Und sofort sagte er, indem er errötete und die Offiziere ängstlich ansah, ob wohl auf ihren Gesichtern ein spöttischer Ausdruck erscheinen werde:

„Könnte vielleicht der Knabe hereingerufen werden, der heute gefangen genommen ist? Und etwas zu essen bekommen ... vielleicht ..."

„Ja, der arme Junge," erwiderte Denisow, der offenbar in dieser Anregung nichts fand, dessen Peter sich zu schämen hätte. „Wir wollen ihn hereinrufen. Vincent Bosse heißt er. Wir wollen ihn rufen."

„Ich werde ihn rufen," sagte Peter.

„Das tu, das tu. Der arme Junge," sagte Denisow noch einmal.

Peter stand schon an der Tür, als Denisow das sagte. Aber er wand sich zwischen den Offizieren hindurch und trat dicht an Denisow heran.

„Erlauben Sie mir, Sie zu küssen, Sie Lieber, Guter," sagte er. „Ach wie wunderschön! Wie wunderschön!"

Er küßte Denisow und lief auf den Hof.

„Bosse! Vincent!" rief Peter, an der Tür stehen bleibend.

„Wen rufen Sie, gnädiger Herr?" fragte eine Stimme aus der Dunkelheit.

Peter antwortete, er rufe den kleinen Franzosen, der heute gefangen genommen sei.

„Ah! Den Wessenni?" sagte der Kosak.

Seinen Namen Vincent hatten die Kosaken bereits in Wessenni umgewandelt, und die andern Soldaten und die Bauern in Wissenja. Bei beiden Umgestaltungen floß die Erinnerung an den Frühling[1] mit der Vorstellung der Jugendlichkeit des Knaben zusammen.

„Er hat sich da ans Feuer gesetzt, um sich zu wärmen. He, Wessenni! Wissenja! Wissenja!" ertönten in der Dunkelheit Stimmen, die den Ruf weitergaben; Gelächter schloß sich daran an. „Das ist ein fixer kleiner Bursche," sagte ein Husar, der neben Peter stand. „Wir haben ihm vorhin zu essen gegeben; er hatte einen gewaltigen Hunger!"

In der Dunkelheit wurden Schritte vernehmbar, und mit den nackten Füßen durch den Schmutz patschend, näherte sich der Tambour der Tür.

„Ah, da bist du ja!" sagte Peter auf französisch. „Willst du etwas essen? Habe keine Furcht; es wird dir nichts zuleide geschehen," fügte er hinzu und berührte mit schüchterner Freundlichkeit den Arm des Knaben. „Komm herein, komm herein."

„Danke, Monsieur," antwortete der Tambour mit zitternder, beinahe kindlicher Stimme und wischte sich die schmutzigen Füße an der Schwelle ab.

Peter hätte dem kleinen Tambour gern noch vieles gesagt; aber er wagte es nicht. Verlegen und unschlüssig stand er neben ihm

---

[1] Russisch wesna. Anmerkung des Übersetzers.

auf dem Flur. Dann griff er in der Dunkelheit nach seiner Hand und drückte sie ihm.

„Tritt ein, tritt ein," sagte er noch einmal zärtlich flüsternd.

„Ach, was könnte ich wohl noch für ihn tun?" sagte Peter bei sich, öffnete die Tür und ließ den Knaben an sich vorbei hineingehen.

Als der Tambour in die Stube getreten war, nahm Peter in einiger Entfernung von ihm Platz, da er seiner Würde etwas zu vergeben glaubte, wenn er ihm seine Aufmerksamkeit zuwendete. Er tastete nur in der Tasche nach seinem Gelde und war im Zweifel, ob er sich schämen müßte, wenn er es dem Tambour gäbe.

VIII

Denisow ließ dem Tambour Schnaps und Hammelfleisch geben und ihm einen russischen Kaftan anziehen, da er beabsichtigte, ihn nicht mit den anderen Gefangenen wegzuschicken, sondern bei der Freischar zu behalten. Aber Peters Aufmerksamkeit wurde von dem Knaben durch die Ankunft Dolochows abgelenkt. Peter hatte bei der Armee viel von Dolochows Tapferkeit und Grausamkeit den Franzosen gegenüber erzählen hören, und daher blickte er, seit Dolochow in die Stube getreten war, unverwandt nach ihm hin und nahm eine immer forschere Haltung an, indem er mit dem hochgereckten Kopfe zuckte, um auch einer solchen Gesellschaft, wie es die Dolochows war, nicht unwürdig zu erscheinen.

Dolochows Äußeres überraschte ihn in eigentümlicher Weise durch seine Einfachheit.

Denisow trug einen Kosakenrock, einen Vollbart, und auf der Brust ein Bild des heiligen Nikolaus des Wundertäters, und seine Art zu reden und sein gesamtes Benehmen entsprachen durchaus

der Besonderheit seiner Lage. Dolochow dagegen, der früher einmal in Moskau persische Tracht getragen hatte, sah jetzt ganz wie der eleganteste Gardeoffizier aus. Sein Gesicht war sauber rasiert; er trug einen wattierten Gardeuniformrock mit dem Georgskreuze im Knopfloch und eine einfache, gerade aufgesetzte Uniformmütze. Er legte in einer Ecke der Stube seinen nassen Filzmantel ab, trat dann, ohne jemand zu begrüßen, zu Denisow und begann sogleich, sich nach dem geplanten Unternehmen zu erkundigen. Denisow erzählte ihm von den Absichten, die die großen Korps auf diesen Transport hätten, und von Peters Sendung, und was er den beiden Generalen geantwortet habe. Dann erzählte Denisow alles, was er über die Lage der französischen Abteilung wußte.

„Nun ja. Aber wir müssen wissen, wieviel Truppen und was für Truppen es sind," sagte Dolochow. „Es ist notwendig, daß jemand hinreitet. Ohne genau zu wissen, wie viele es sind, dürfen wir uns nicht in einen Kampf einlassen. Ich verfahre gern sorgsam. Also, will nicht jemand von den Herren mit mir in ihr Lager reiten? Die nötigen Uniformen habe ich bei mir."

„Ich, ich ... ich reite mit Ihnen!" rief Peter.

„Es ist ganz und gar nicht nötig, daß du hinreitest," sagte Denisow, zu Dolochow gewendet. „Und nun gar den hier lasse ich unter keinen Umständen hin."

„Aber das wäre ja ganz arg!" rief Peter. „Warum soll ich denn nicht hinreiten?"

„Weil gar kein Grund dazu vorhanden ist."

„Ich glaube, Sie wollen mich davon losmachen, weil ich ... weil ich ... Aber ich reite hin, Punktum. Wollen Sie mich mitnehmen?" fragte er Dolochow.

„Warum nicht?" antwortete Dolochow zerstreut; er blickte gerade in diesem Augenblicke dem französischen Tambour ins

Gesicht. „Hast du dieses Bürschchen schon lange?“ fragte er Denisow.

„Er ist heute gefangen genommen; aber er weiß nichts zu sagen. Ich habe ihn bei mir behalten.“

„Na, und die übrigen? Was fängst du mit denen an?“ fragte Dolochow.

„Was ich mit denen anfange? Ich schicke sie mit einem zu quittierenden Begleitschein weg,“ rief Denisow und wurde auf einmal ganz rot im Gesicht. „Ich kann dreist sagen, daß ich kein Menschenleben auf meinem Gewissen habe. Macht es dir denn soviel Mühe, ein dreißig oder dreihundert Menschen mit Eskorte nach der Stadt zu schicken, daß du lieber, ich sage es geradeheraus, die Soldatenehre befleckst?“

„Dem jungen Gräflein hier mit seinen sechzehn Jahren würde es wohl anstehen, solche humane Phrasen zu machen,“ erwiderte Dolochow mit kaltem Spott. „Aber du solltest doch über dergleichen schon hinaus sein.“

„Aber ich sage ja gar nichts; ich sage nur, daß ich unter allen Umständen mit Ihnen mitreite,“ bemerkte Peter schüchtern.

„Für mich und dich aber, Bruder, ist es wirklich Zeit, uns von diesem Humanitätsdusel freizumachen,“ fuhr Dolochow fort, der ein besonderes Vergnügen darin zu finden schien, über diesen Gegenstand zu sprechen, über welchen Denisow in Aufregung geriet. „Na, und diesen hier, warum hast du den zu dir genommen?“ sagte er, den Kopf hin und her wiegend. „Wohl weil er dir leid tut? Wir kennen ja deine zu quittierenden Begleitscheine. Hundert Mann schickst du ab, und dreißig kommen an. Sie sterben vor Hunger oder werden totgeschlagen. Ist es da nicht ganz dasselbe, wenn man sie gar nicht erst mitnimmt?“

Der Jesaul kniff seine hellen Augen zusammen und nickte beifällig mit dem Kopfe.

„Freilich ist es dasselbe; darüber ist nicht zu streiten," erwiderte Denisow. „Aber ich mag es nicht auf mein Gewissen nehmen. Du sagst, sie sterben. Na gut. Aber sie sollen nicht durch meine Schuld sterben."

Dolochow lachte auf.

„Sie hätten ja auch ihrerseits mich schon zwanzigmal gefangen nehmen können. Und wenn sie uns gefangen nehmen, mich und dich mit deiner Ritterlichkeit, so hängen sie uns einen wie den andern ohne Unterschied auf." Er schwieg ein Weilchen. „Aber nun müssen wir uns ans Werk machen. Schickt mir meinen Kosaken mit dem Bündel her. Ich habe zwei französische Uniformen mit. Nun, reitest du mit mir?" fragte er Peter.

„Ich? Ja, ja, unbedingt!" rief Peter tief errötend und warf dabei einen Blick nach Denisow.

Auch jetzt wieder hatte Peter, während Dolochow mit Denisow darüber stritt, was man mit den Gefangenen tun müsse, ein Gefühl der Unbehaglichkeit und Schreckhaftigkeit gehabt; aber es war ihm wieder nicht gelungen, recht zu verstehen, wovon sie sprachen. „Wenn große, angesehene Männer so denken, so wird es so wohl notwendig und gut sein," dachte er. „Aber vor allen Dingen darf Denisow nicht zu glauben wagen, er könne mir befehlen und ich sei sein gehorsamer Untergebener. Unter allen Umständen reite ich mit Dolochow in das französische Lager. Was er kann, kann ich auch!"

Auf alle Ermahnungen Denisows, den Ritt zu unterlassen, antwortete Peter, auch er sei gewöhnt, in allem sorgsam zu verfahren und nicht so aufs Geratewohl, und denke nie an Gefahr für seine eigene Person.

„Denn das werden Sie ja selbst zugeben müssen: wenn man nicht genau weiß, wieviel da sind ... Davon hängt vielleicht das Leben von Hunderten ab, und wir sind unser nur zwei. Und

dann habe ich die größte Lust dazu. Und ich reite unbedingt mit, unbedingt. Suchen Sie mich nicht mehr zurückzuhalten," sagte er, „das bestärkt mich nur in meinem Entschlusse ..."

IX

Mit französischen Mänteln und Tschakos ausstaffiert, ritten Dolochow und Peter nach jenem Durchhau, von welchem aus Denisow das Lager in Augenschein genommen hatte, und dann, als sie aus dem Walde herausgekommen waren, in den Grund hinunter. Unten angelangt, befahl Dolochow den Kosaken, die ihn begleiteten, dort zu warten, und ritt in starkem Trabe den Weg entlang zur Brücke hin. Peter, vor Aufregung seiner selbst kaum mächtig, ritt neben ihm.

„Wenn wir abgefaßt werden, so ergebe ich mich nicht lebendig; ich habe eine Pistole," flüsterte Peter.

„Sprich nicht russisch," flüsterte Dolochow schnell zurück, und in demselben Augenblicke erscholl in der Dunkelheit der Anruf: qui vive? und der Hahn eines Gewehres knackte.

Das Blut stieg Peter ins Gesicht, und er griff nach seiner Pistole.

„Lanciers vom sechsten Regiment," antwortete Dolochow, ohne den Gang seines Pferdes zu beschleunigen oder zu verlangsamen.

Auf der Brücke stand die schwarze Gestalt einer Schildwache.

„Die Parole!"

Dolochow hielt das Pferd zurück und ritt im Schritt.

„Sagen Sie doch, ist Oberst Gérard hier?" fragte er.

„Die Parole!" sagte die Schildwache noch einmal, ohne auf die Frage zu antworten, und vertrat ihnen den Weg.

„Wenn ein Offizier seine Ronde macht, fragen die Schild-

wachen nicht nach der Parole ..." rief Dolochow, plötzlich auffahrend, und ritt auf die Schildwache los. „Ich frage Sie, ob der Oberst hier ist."

Und ohne die Antwort des beiseite tretenden Postens abzuwarten, ritt Dolochow im Schritt bergan.

Als er den schwarzen Schatten eines quer über den Weg gehenden Menschen bemerkte, hielt Dolochow diesen Menschen an und fragte ihn, wo der Kommandeur und die Offiziere seien. Der Mann, ein Soldat mit einem Sack auf der Schulter, blieb stehen, trat nahe an Dolochows Pferd heran, berührte es mit der Hand und erzählte schlicht und freundlich, der Kommandeur und die Offiziere seien weiter oben auf der Anhöhe, rechts, auf dem Hofe der Ferme, wie er das Gutshaus nannte.

Sie verfolgten den Weg weiter, wobei sie auf beiden Seiten von den Wachtfeuern her französische Gespräche hörten. Dann bog Dolochow in den Hof des Gutshauses ein. Nachdem er das Tor passiert hatte, stieg er vom Pferde und näherte sich einem großen, hell lodernden Wachtfeuer, um welches herum eine Anzahl von Menschen saßen, die in lauter Unterhaltung begriffen waren. In einem Kessel kochte etwas, und ein Soldat, in einem blauen Mantel und mit einer Zipfelmütze, kniete, vom Feuer hell beleuchtet, davor und rührte darin mit einem Ladestock.

„Ach, das ist ein zähes Tier; das wird gar nicht weich zu kriegen sein," sagte einer der Offiziere, die auf der gegenüberliegenden Seite des Wachtfeuers im Schatten saßen.

„Er wird die Kaninchen schon Mores lehren," (eine französische Redensart) sagte ein anderer lachend.

Beide verstummten und spähten in die Dunkelheit hinein, als sie das Geräusch der Schritte Dolochows und Peters vernahmen, die mit ihren Pferden auf das Wachtfeuer zukamen.

„Guten Abend, meine Herren!" sagte Dolochow laut und deutlich.

Die Offiziere im Schatten hinter dem Wachtfeuer kamen in Bewegung, und einer von ihnen, ein Mann von hohem Wuchse, mit langem Halse, ging um das Feuer herum und trat auf Dolochow zu.

„Sind Sie es, Clément?" fragte er. „Wo kommen Sie denn her, hol Sie ..." Aber er sprach nicht zu Ende, da er seinen Irrtum gewahr wurde, begrüßte nun, leise die Stirn runzelnd, Dolochow wie einen Unbekannten und fragte ihn, womit er ihm dienen könne.

Dolochow erzählte, er und sein Kamerad suchten ihr Regiment wieder einzuholen, und fragte, indem er sich an alle zusammen wandte, ob die Offiziere nicht etwas vom sechsten Regimente wüßten. Niemand wußte etwas, und es kam Peter so vor, als ob die Offiziere anfingen ihn und Dolochow mit feindseligen, argwöhnischen Blicken zu betrachten. Einige Sekunden lang schwiegen alle.

„Wenn Sie auf die Abendsuppe gerechnet haben, so sind Sie zu spät gekommen," sagte eine Stimme hinter dem Wachtfeuer hervor mit verhaltenem Lachen.

Dolochow antwortete, sie seien satt und müßten noch in der Nacht weiter reiten.

Er gab die Pferde an den Soldaten ab, der im Kessel rührte, und kauerte sich bei dem Wachtfeuer neben dem Offizier mit dem langen Halse hin. Dieser Offizier blickte Dolochow unverwandt an und fragte ihn noch einmal, von welchem Regimente er wäre. Dolochow antwortete nicht, als ob er die Frage nicht gehört hätte, rauchte ein kurzes französisches Pfeifchen an, das er aus der Tasche geholt hatte, und fragte die Offiziere darüber aus, in welchem Maße die vor ihnen liegende Straße vor Kosaken sicher sei.

„Diese Räuber sind überall," antwortete ein Offizier hinter dem Wachtfeuer hervor.

Dolochow bemerkte, die Kosaken seien nur für solche Nachzügler, wie er und sein Kamerad, zu fürchten; größere Abteilungen zu überfallen würden die Kosaken ja wohl nicht wagen, fügte er in fragendem Tone hinzu. Niemand antwortete etwas darauf.

„Nun, jetzt wird er doch endlich aufbrechen," dachte Peter, der bei dem Wachtfeuer stand und das Gespräch mit anhörte, jeden Augenblick.

Aber Dolochow nahm das abgebrochene Gespräch wieder auf und erkundigte sich geradezu, wieviel Mann bei ihnen in jedem Bataillon seien, wieviel Bataillone sie hätten und wieviel Gefangene. Als er nach den russischen Gefangenen fragte, die bei der Abteilung waren, sagte er:

„Ein widerwärtiges Geschäft, diese Leichname hinter sich her zu schleppen. Das beste wäre, die ganze Bande totzuschießen." Und er schlug ein lautes, so sonderbares Gelächter auf, daß Peter meinte, die Franzosen würden nun sofort den Betrug erkennen, und unwillkürlich einen Schritt vom Wachtfeuer zurücktrat.

Niemand antwortete auf Dolochows Worte und auf sein Lachen, und ein französischer Offizier, dessen Gesicht bisher nicht zu sehen gewesen war (er lag in seinen Mantel eingemummt da), richtete sich halb auf und flüsterte einem Kameraden etwas zu. Dolochow stand auf und rief den Soldaten mit den Pferden.

„Ob wohl die Pferde werden gebracht werden oder nicht?" dachte Peter und trat unwillkürlich näher an Dolochow heran.

Die Pferde wurden gebracht.

„Adieu, meine Herren," sagte Dolochow.

Peter wollte gleichfalls Adieu sagen, vermochte aber keine Silbe herauszubringen. Die Offiziere sprachen flüsternd mit-

einander. Dolochow hatte lange damit zu tun, auf sein Pferd hinaufzukommen, das nicht stand; dann ritt er im Schritt aus dem Tore hinaus. Peter ritt hinter ihm her; gern hätte er sich umgedreht, um zu sehen, ob die Franzosen ihnen nachliefen oder nicht; aber er wagte es nicht.

Als sie auf die Landstraße gekommen waren, ritt Dolochow nicht zurück aufs Feld, sondern die Straße entlang durch das Dorf. An einer Stelle hielt er an und horchte. „Hörst du?“ sagte er. Peter erkannte die Klänge russischer Stimmen und erblickte neben einigen Wachtfeuern die dunklen Gestalten der russischen Gefangenen. Dann ritten Dolochow und Peter zu der Brücke hinab und an der Schildwache vorüber, die, ohne ein Wort zu sagen, mürrisch auf der Brücke umherging, und gelangten in den Grund, wo die Kosaken sie erwarteten.

„Nun, jetzt lebe wohl. Bestelle an Denisow: beim Morgengrauen, beim ersten Schuß,“ sagte Dolochow und wollte davonreiten; aber Peter griff mit der Hand nach ihm und hielt ihn fest.

„Nein!“ rief er. „Was sind Sie für ein Held! Ach, wie prächtig, wie herrlich das alles ist! Wie liebe ich Sie!“

„Gut, gut,“ sagte Dolochow.

Aber Peter ließ ihn nicht los, und Dolochow bemerkte in der Dunkelheit, daß Peter sich zu ihm hinbog. Er wollte ihn küssen. Dolochow küßte ihn, lachte auf, wandte sein Pferd und verschwand in der Dunkelheit.

X

Als Peter zu dem Wächterhäuschen zurückkam, fand er Denisow im Flur. Denisow, sehr aufgeregt, unruhig und ärgerlich über sich selbst, daß er Peter fortgelassen hatte, wartete auf ihn.

„Gott sei Dank!“ rief er. „Na, Gott sei Dank!“ wiederholte er, während er Peters enthusiastischen Bericht anhörte. „Hol dich der Teufel; ich habe um deinetwillen nicht schlafen können,“ fuhr er fort. „Na, Gott sei Dank; nun leg dich nur zur Ruhe. Wir wollen bis zum Morgen noch ein bißchen schlafen.“

„Ja ... nein,“ antwortete Peter. „Ich bin noch gar nicht schläfrig. Und dann kenne ich auch mich selbst: wenn ich erst einmal einschlafe, dann bin ich nicht so leicht wieder wach zu bekommen. Und dann bin ich auch gewohnt, vor einem Kampfe nicht zu schlafen.“

Peter saß noch eine Weile in der Stube, erinnerte sich mit großer Freude an die Einzelheiten seines Rittes und malte sich lebhaft aus, was der morgige Tag bringen werde. Als er dann bemerkte, daß Denisow eingeschlafen war, stand er auf und ging hinaus.

Draußen war es noch ganz dunkel. Der Regen hatte aufgehört, aber es fielen noch Tropfen von den Bäumen. In der Nähe des Wächterhäuschens waren die schwarzen Formen der von den Kosaken errichteten Hütten und der zusammengebundenen Pferde zu erkennen. Hinter dem Häuschen hoben sich schwarz die beiden Fuhrwerke ab, bei denen ebenfalls Pferde standen, und in der Schlucht glühte rot das heruntergebrannte Feuer. Die Kosaken und Husaren schliefen nicht alle: hier und da hörte man zwischen dem Klange der fallenden Tropfen und dem nahen Geräusche des Kauens der Pferde leise, beinahe flüsternde Stimmen.

Peter trat aus dem Flur hinaus, spähte in der Dunkelheit umher und trat zu den Fuhrwerken hin. Unter den Fuhrwerken schnarchte jemand, und um sie herum standen, ihren Hafer kauend, gesattelte Pferde. In der Dunkelheit erkannte Peter sein

eigenes Pferd, das er Karabach[1] nannte, obwohl es ein kleinrussisches Pferd war, und trat zu ihm hin.

„Nun, Karabach, morgen wollen wir Ehre einlegen," sagte er, roch an den Nüstern des Tieres und küßte es.

„Sie schlafen nicht, gnädiger Herr?" sagte ein Kosak, der unter dem einen Fuhrwerke saß.

„Nein. Ah ... du heißt ja wohl Lichatschow? Ich bin eben erst zurückgekommen. Wir waren zu den Franzosen geritten."

Und nun erzählte Peter dem Kosaken ausführlich nicht nur von seinem Ritte, sondern auch warum er mitgeritten sei und warum er der Ansicht sei, daß man besser daran tue, sein Leben aufs Spiel zu setzen, als so aufs Geratewohl etwas zu unternehmen.

„Na, nun sollten Sie sich aber schlafen legen," meinte der Kosak.

„Nein, ich bin es so gewohnt," antwortete Peter. „Sind denn vielleicht die Feuersteine an euren Pistolen abgenutzt? Ich habe welche mitgebracht. Brauchst du welche? Du kannst von mir bekommen."

Der Kosak schob sich ein wenig unter dem Fuhrwerk hervor, um Peter mehr aus der Nähe anzusehen.

„Das kommt daher, weil ich gewohnt bin, in allen Dingen sorgsam zu verfahren," sagte Peter. „Manche Leute handeln unbedacht, blind drauflos, ohne Vorbereitung, und dann nachher bereuen sie es. Das liegt nicht in meinem Wesen."

„Das ist recht," sagte der Kosak.

„Ja, da fällt mir noch etwas ein: bitte, lieber Mann, schleife mir doch meinen Säbel; er ist nicht mehr recht ..." (Aber Peter scheute sich zu lügen: der Säbel war noch nie geschliffen worden.) „Kannst du das machen?"

[1] Eine kaukasische Pferderasse. Anmerkung des Übersetzers.

„Warum nicht? Das kann ich schon.“

Lichatschow stand auf, kramte in einem Bündel herum, und bald darauf hörte Peter den kriegerischen Klang von Stahl und Wetzstein. Er stieg auf das Fuhrwerk hinauf und setzte sich auf den Rand desselben. Der Kosak unter dem Fuhrwerke schliff den Säbel.

„Sage mal, schlafen die Leute?“ fragte Peter.

„Manche schlafen, manche aber auch nicht.“

„Nun, und wie ist es mit dem Jungen?“

„Wessenni? Der liegt da auf dem Flur. Die Angst macht müde. Er war froh, sich hinlegen zu können.“

Darauf schwieg Peter längere Zeit und horchte auf die Geräusche, die vernehmbar waren. In der Dunkelheit ertönten Schritte, und es zeigte sich eine schwarze Gestalt.

„Was schleifst du denn da?“ fragte ein Mann, der zu dem Fuhrwerke herankam.

„Ich schleife dem Herrn da seinen Säbel.“

„Das ist vernünftig,“ sagte der Mann, welchen Peter für einen Husaren hielt. „Habt ihr hier einen Becher?“

„Ja, da bei dem Rade.“

Der Husar nahm den Becher.

„Es wird wohl bald hell werden,“ sagte er gähnend und ging irgendwohin.

Peter hätte wissen müssen, daß er sich im Walde, bei Denisows Freischar, eine Werst von der Landstraße entfernt befand, daß er auf einem den Franzosen abgenommenen Fuhrwerke saß, um welches herum Pferde angebunden waren, daß unter ihm der Kosak Lichatschow saß und ihm den Säbel schliff, daß der große schwarze Fleck rechts ein Wächterhäuschen war und der rote, helle Fleck unten links ein niedergebranntes Wachtfeuer, daß der Mensch, der herbeikam und sich einen Becher holte, ein Husar

war, der trinken wollte; aber er wußte das alles nicht und wollte es nicht wissen. Er war in einem Zauberreiche, in welchem nichts der Wirklichkeit ähnlich war. Der große schwarze Fleck war vielleicht wirklich ein Wächterhäuschen; vielleicht aber war es auch eine Höhle, die tief in das Innere der Erde hineinführte. Der rote Fleck war vielleicht ein Feuer, vielleicht aber auch das Auge eines riesigen Ungeheuers. Vielleicht saß er jetzt wirklich auf einem Fuhrwerke; sehr möglich aber auch, daß er nicht auf einem Fuhrwerke saß, sondern auf einem furchtbar hohen Turme, so hoch, daß, wenn man herunterfiel, man bis zur Erde einen ganzen Tag, einen ganzen Monat flog, immerzu flog und flog und niemals nach unten kam. Vielleicht saß unter dem Fuhrwerke einfach der Kosak Lichatschow; sehr möglich aber auch, daß dies der bravste, tapferste, wunderbarste, vortrefflichste Mensch auf der Welt war, dessen Namen niemand kannte. Vielleicht war da wirklich ein Husar vorbeigekommen und in das Tal hinabgegangen, um sich Wasser zu holen; vielleicht aber auch war er, der soeben aus den Augen verschwunden war, vollständig verschwunden und existierte nicht mehr.

Was Peter jetzt auch hätte sehen mögen, er hätte sich über nichts gewundert. Er war in einem Zauberreiche, in welchem alles möglich war.

Er blickte zum Himmel auf. Der Himmel war ebenso zauberhaft wie die Erde. Über den Wipfeln der Bäume zogen Wolken schnell dahin, wie wenn sie die Sterne sichtbar machen wollten. Manchmal schien es, als ob es da oben klar würde und sich der schwarze, reine Himmel zeigte; dann wieder schien es, als ob diese schwarzen Flecke dunkle Wolken wären. Manchmal schien es, als ob der Himmel sich über Peters Kopfe hoch, hoch hinaufhöbe, und dann wieder, als ob er sich ganz und gar herabsenkte, so daß man ihn mit der Hand greifen könnte.

Peter schloß die Augen und wiegte sich hin und her.

Tropfen fielen klatschend. Es wurde leise gesprochen. Die Pferde fingen an zu wiehern und einander zu schlagen. Es schnarchte jemand.

„Schsch, schsch, schsch, schsch ..." zischte der Säbel beim Schleifen, und auf einmal hörte Peter eine harmonische Orchestermusik, die eine ihm unbekannte, feierlich süße Hymne spielte. Peter war musikalisch, ebenso wie Natascha und mehr als Nikolai; aber er hatte nie Musikunterricht gehabt und nie an Musik gedacht; daher hatten die Weisen, die ihm so unerwartet in den Sinn kamen, schon als etwas ganz Neues für ihn einen besonderen Reiz. Die Musik spielte immer lauter und lauter. Die Melodie schwoll an und ging von einem Instrumente auf das andere über. Es entstand das, was man eine Fuge nennt, wiewohl Peter nicht den geringsten Begriff davon hatte, was eine Fuge ist. Jedes Instrument, bald eines, das wie eine Geige, bald eines, das wie eine Trompete klang (aber schöner und reiner als wirkliche Geigen und wirkliche Trompeten), jedes Instrument spielte seinen Part und floß, ehe es noch die Melodie zu Ende gebracht hatte, mit einem andern zusammen, das beinahe das gleiche spielte, und mit einem dritten und einem vierten, und alle flossen sie in eins zusammen und trennten sich wieder und flossen von neuem zusammen bald zu einer feierlichen Kirchenmusik, bald zu einem großartig schmetternden Siegesliede.

„Ach ja, ich träume das ja nur," sagte sich Peter, und der Kopf fiel ihm nach vorn über. „Das ist alles nur in meinen Ohren. Aber vielleicht ist es eine von mir selbst komponierte Musik. Nun, noch einmal! Vorwärts, meine Musik! Nur zu! ..."

Er schloß die Augen. Und von verschiedenen Seiten, anscheinend aus weiter Ferne, erklangen zitternd die Töne, taten sich

zusammen, trennten sich, flossen ineinander, und wieder vereinigte sich alles zu demselben süßen, feierlichen Hymnus. „Ach, wie entzückend das ist! Es tönt, soviel ich will und wie ich will," sagte Peter zu sich selbst. Er versuchte, dieses gewaltige Orchester von Instrumenten zu leiten.

„Jetzt leiser, leiser, wie ersterbend!" Und die Töne gehorchten ihm. „Jetzt voller, heiterer! Noch, noch freudiger!" Und aus einer unbekannten Tiefe stiegen anschwellende, feierliche Klänge herauf. „Jetzt soll die Vokalmusik einfallen," befahl Peter. Und aus der Ferne ließen sich zuerst Männerstimmen, dann Frauenstimmen vernehmen. Die Stimmen schwollen in gleichmäßiger, feierlicher Kraftsteigerung an. Mit Bangigkeit und Freude zugleich horchte Peter auf ihren außerordentlichen Wohllaut.

Der Gesang floß mit einem triumphierenden Siegesmarsche zusammen, und die Tropfen fielen klingend hernieder, und „schsch, schsch, schsch ..." zischte der Säbel, und die Pferde schlugen einander und wieherten; aber dies alles störte die Musik nicht, sondern fügte sich in sie ein.

Peter wußte nicht, wie lange dies dauerte: er war entzückt und wunderte sich fortwährend über sein Entzücken und bedauerte, daß er niemand daran teilnehmen lassen konnte. Die freundliche Stimme Lichatschows weckte ihn.

„Der Säbel ist fertig, Euer Wohlgeboren; nun können Sie einen Franzosen damit der Länge nach durchspalten."

Peter kam zur Besinnung.

„Es wird schon hell; wahrhaftig, es wird hell!" rief er.

Die vorher unsichtbaren Pferde waren bis zu den Schwänzen sichtbar geworden, und durch die kahlen Zweige erschien eine wässerige Helligkeit. Peter schüttelte sich, sprang auf, zog einen Rubel aus der Tasche und gab ihn Lichatschow; dann probierte er mit einem Schwunge den Säbel und steckte ihn in die Scheide.

„Da ist auch der Kommandeur," sagte Lichatschow.

Denisow war aus dem Wächterhäuschen herausgetreten, rief Peter an und hieß ihn sich fertigmachen.

XI

Schnell suchte sich im Halbdunkel ein jeder von der Mannschaft sein Pferd, band es los, zog den Sattelgurt straff, und dann ordneten sie sich abteilungsweise. Denisow stand bei dem Wächterhäuschen und gab die letzten Befehle. Das Fußvolk der Freischar, mit hundert Beinen durch die Nässe patschend, zog voran, um die Landstraße einzuschlagen, und verschwand in dem Nebel, der dem Tagesanbruch vorherging, schnell zwischen den Bäumen. Der Jesaul erteilte den Kosaken noch einen Befehl. Peter hielt sein Pferd am Zügel und wartete ungeduldig auf den Befehl zum Aufsitzen. Sein Gesicht, das er sich mit kaltem Wasser gewaschen hatte, und besonders die Augen brannten ihm wie Feuer, ein Frösteln lief ihm über den Rücken, und durch seinen ganzen Körper ging ein schnelles, gleichmäßiges Zittern.

„Nun, ist bei euch alles bereit?" sagte Denisow. „Mein Pferd!"

Das Pferd wurde gebracht. Denisow wurde auf den Kosaken zornig, weil der Sattelgurt zu schlaff sei; unter heftigen Schimpfreden auf ihn stieg er auf. Peter griff nach dem Steigbügel. Das Pferd wollte ihn seiner Gewohnheit nach ins Bein beißen; aber Peter, der sein Gewicht gar nicht fühlte, sprang schnell in den Sattel, warf noch einen Blick nach den Husaren, die hinter ihm in der Dunkelheit anritten, und sprengte zu Denisow hin.

„Wasili Fedorowitsch, Sie werden mir doch irgendeinen Auftrag geben? Ich bitte Sie dringend ... inständig ..." sagte er.

Denisow hatte, wie es schien, Peters Existenz ganz vergessen gehabt. Er sah sich nach ihm um.

„Ich bitte dich nur um eines," sagte er in strengem Tone. „Gehorche mir und mische dich in nichts hinein."

Auf dem ganzen Wege sprach Denisow kein Wort mehr mit Peter und ritt schweigend dahin. Als sie an den Saum des Waldes gelangten, fing es auf dem Felde schon an merklich hell zu werden. Denisow sprach flüsternd etwas mit dem Jesaul, und darauf ritten die Kosaken an Peter und Denisow vorbei. Als sie alle vorbei waren, trieb Denisow sein Pferd an und ritt bergab. Sich auf die Hinterteile setzend und gleitend, stiegen die Pferde mit ihren Reitern in den Grund hinab. Peter ritt neben Denisow. Das Zittern in seinem ganzen Körper nahm immer mehr zu. Es wurde immer heller und heller; nur der Nebel verbarg die ferneren Gegenstände. Als sie unten angelangt waren, blickte Denisow zurück und nickte dann einem neben ihm haltenden Kosaken mit dem Kopfe zu.

„Das Signal!" sagte er.

Der Kosak hob den einen Arm in die Höhe; ein Schuß krachte. Und in demselben Augenblicke erscholl vorn der Hufschlag dahinjagender Pferde, Schreien von verschiedenen Seiten und noch mehr Schüsse.

In dem Augenblicke, als die ersten Töne der Hufschläge und des Geschreis vernehmbar wurden, versetzte Peter seinem Pferde einen Schlag mit der Peitsche, ließ ihm die Zügel und jagte, ohne auf Denisow zu hören, der ihm nachschrie, im Galopp vorwärts. Er hatte die Empfindung, als sei es plötzlich in dem Augenblicke, wo der Schuß gefallen war, völlig hell wie am Mittage geworden. Er sprengte auf die Brücke zu. Vor ihm auf der Landstraße jagten die Kosaken dahin. Auf der Brücke stieß er mit einem zurückgebliebenen Kosaken zusammen und sprengte weiter. Vorn liefen irgendwelche Menschen (wahrscheinlich waren es Franzosen) von der rechten Seite der Landstraße nach der linken hin-

über. Einer fiel unter den Füßen von Peters Pferd in den Schmutz.

Bei einem Bauernhause drängten sich mehrere Kosaken zusammen und taten irgend etwas. Aus der Mitte des Haufens erscholl ein furchtbarer Schrei. Peter jagte zu diesem Haufen hin, und das erste, was er sah, war ein Franzose, der den Schaft einer gegen ihn gerichteten Pike gepackt hielt; das Gesicht des Franzosen war blaß, und sein Unterkiefer zitterte.

„Hurra! . . . Kinder . . . Wir haben gesiegt . . .“ schrie Peter, ließ dem aufgeregten Pferde die Zügel und jagte auf der Dorfstraße vorwärts.

Vorne waren Schüsse zu hören. Kosaken, Husaren und zerlumpte russische Gefangene kamen von beiden Seiten der Landstraße eilig herbei und schrien alle laut und mißtönend etwas, was Peter nicht verstehen konnte. Ein kräftiger, mutiger Franzose, ohne Kopfbedeckung, in einem blauen Mantel, mit rotem, finsterem Gesichte, verteidigte sich mit dem Bajonett gegen mehrere Husaren. Als Peter herangesprengt kam, war der Franzose bereits gefallen. „Wieder zu spät gekommen!“ fuhr es Peter durch den Kopf, und er jagte dorthin, von wo die vielen Schüsse ertönten. Die Schüsse wurden auf dem Hofe des Gutshauses abgefeuert, wo Peter in der vergangenen Nacht mit Dolochow gewesen war. Die Franzosen hatten dort hinter dem geflochtenen Zaun in dem dicht mit Gebüsch bewachsenen Garten Posto gefaßt und schossen auf die Kosaken, die sich am Tore zusammendrängten. Als Peter an das Tor heranritt, erblickte er im Pulverdampfe Dolochow, der mit blassem, grünlichem Gesichte seinen Leuten etwas zuschrie. „Nach der Seite herumreiten! Auf das Fußvolk warten!“ rief er gerade in dem Augenblicke, als Peter sich ihm näherte.

„Warten? . . . Hurra! . . .“ schrie Peter und sprengte, ohne auch

nur einen Augenblick zu zaudern, nach der Stelle hin, von wo die Schüsse ertönten und wo der Pulverdampf am dichtesten war.

Eine Salve erscholl, Kugeln pfiffen, sowohl solche, die nichts trafen, als auch solche, die gegen irgend etwas anklatschten. Die Kosaken und Dolochow jagten hinter Peter her in das Hoftor hinein. Die Franzosen, die in dem dichten, wogenden Rauche steckten, warfen teils die Waffen weg und liefen aus den Büschen heraus den Kosaken entgegen, teils liefen sie bergab nach dem Teiche zu. Peter sprengte auf seinem Pferde über den Hof des Gutshauses; aber statt die Zügel festzuhalten, schwenkte er seltsam und schnell beide Arme und glitt immer weiter vom Sattel auf die eine Seite. Das Pferd rannte auf ein Wachtfeuer zu, das im Morgenlichte schwelte, prallte zurück, und Peter fiel schwer auf die feuchte Erde nieder. Die Kosaken sahen, wie seine Arme und Beine hastig zuckten, obgleich sein Kopf sich nicht bewegte. Eine Kugel hatte ihn in den Kopf getroffen.

Der höchste bei dieser Abteilung befindliche französische Offizier kam mit einem weißen Tuche am Degen hinter dem Hause hervor zu Dolochow und erklärte, daß sie sich ergäben. Dolochow verhandelte mit ihm, stieg dann vom Pferde und trat zu Peter hin, der regungslos mit ausgebreiteten Armen dalag.

„Der ist fertig,“ sagte er mit finsterem Gesicht und ging nach dem Tore, dem herbeireitenden Denisow entgegen.

„Tot?!“ schrie Denisow auf, als er schon von weitem sah, in welcher Art Peters Körper dalag, eine Lage, die ihm nur zu wohl bekannt war und zweifellos auf den Tod schließen ließ.

„Der ist fertig,“ sagte Dolochow noch einmal, als ob es ihm ein besonderes Vergnügen machte, diese Worte auszusprechen, und begab sich schnell zu den Gefangenen, um welche sich die Kosaken in eiliger Tätigkeit drängten. „Wir nehmen sie nicht mit!“ rief er Denisow zu.

Denisow antwortete nicht; er ritt an Peter heran, stieg vom Pferde und wandte mit zitternden Händen Peters mit Blut und Schmutz beflecktes, schon erblaßtes Gesicht zu sich hin.

„Ich bin gewöhnt, etwas Süßes zu essen. Vorzügliche Rosinen; nehmen Sie sie alle," diese Worte Peters fielen ihm ein. Und die Kosaken blickten sich erstaunt nach den einem Hundegebell ähnlichen Lauten um, mit denen Denisow sich schnell abwandte, an den Zaun trat und sich an ihm festhielt.

Unter den von Denisow und Dolochow befreiten russischen Gefangenen befand sich auch Pierre Besuchow.

XII

In betreff derjenigen Abteilung von Gefangenen, zu welcher Pierre gehörte, war während ihres ganzen Marsches von Moskau an seitens der französischen Behörde keine neue Verfügung eingegangen. Diese Abteilung befand sich am 22. Oktober nicht mehr mit denjenigen Truppen und Wagenzügen zusammen, mit denen sie aus Moskau ausgezogen war. Während der ersten Tagemärsche war hinter ihr ein Wagenzug mit Zwieback gefahren: die eine Hälfte desselben hatten die Kosaken erbeutet, die andere Hälfte hatte den Gefangenentransport überholt und war weit voraus. Von den zu Fuß gehenden Kavalleristen, die ursprünglich vor dem Gefangenentransporte marschiert waren, war auch nicht ein Mann mehr da; sie waren sämtlich verschwunden. An die Stelle der Artillerie, welche auf den ersten Tagemärschen vorn sichtbar gewesen war, waren jetzt die langen Wagenzüge des Marschalls Junot getreten, die von westfälischen Truppen eskortiert wurden. Hinter den Gefangenen fuhr ein Wagenzug mit Kavalleriesachen.

Von Wjasma an marschierte das französische Heer, das früher

in drei Teilen marschiert war, in einem einzigen Haufen. Die Symptome der Zersetzung, welche Pierre schon am ersten Rastorte nach Moskau wahrgenommen hatte, hatten jetzt den höchsten Grad erreicht.

Die Landstraße, auf der sie marschierten, war zu beiden Seiten mit Pferdekadavern eingefaßt; Soldaten in zerrissener Kleidung, die von verschiedenen Truppenteilen zurückgeblieben waren, schlossen sich in stetem Wechsel bald an die marschierende Kolonne an, bald blieben sie wieder hinter ihr zurück.

Einige Male während des Marsches hatte es falschen Alarm gegeben; die Soldaten der Eskorte hatten die Gewehre erhoben, geschossen und waren Hals über Kopf, einander drängend, davongerannt; dann aber hatten sie sich wieder geordnet und sich wechselseitig wegen der grundlosen Furcht ausgeschimpft.

Diese drei zusammen marschierenden Abteilungen, das Kavalleriedepot, das Gefangenendepot und der Wagenzug Junots, bildeten immer noch eine Art von besonderem Ganzen, obwohl ein jedes der drei schnell zusammengeschmolzen war.

Von dem Kavalleriedepot, welches anfangs aus hundertzwanzig Wagen bestanden hatte, waren jetzt nicht mehr als sechzig übrig; die anderen waren teils von den Feinden erbeutet, teils im Stich gelassen. Von dem Wagenzuge Junots waren ebenfalls mehrere Fuhrwerke zurückgelassen oder von den Feinden erbeutet. Drei Fuhrwerke waren von Nachzüglern des Davoutschen Korps überfallen und geplündert worden. Aus den Gesprächen der Deutschen erfuhr Pierre, daß diesem Wagenzuge eine größere Eskorte beigegeben war als dem Gefangenentransporte, und daß einer ihrer Kameraden, ein deutscher Gemeiner, auf direkten Befehl des Marschalls erschossen worden war, weil man bei ihm einen dem Marschall gehörigen silbernen Löffel gefunden hatte.

Am meisten aber war von den drei Abteilungen das Gefangenendepot zusammengeschmolzen. Von den dreihundertdreißig Mann, die aus Moskau ausgezogen waren, waren jetzt kaum noch hundert übrig. Noch mehr als durch die Sättel des Kavalleriedepots und den Wagenzug Junots fühlten sich die eskortierenden Soldaten durch die Gefangenen beschwert und belästigt. Was die Sättel und Junots Löffel anlangte, so begriffen die Soldaten, daß diese Dinge noch zu etwas nutz sein konnten; aber wozu hungernde und frierende Soldaten ebenso frierende und hungernde Russen bewachen und beaufsichtigen mußten, die ermattet unterwegs zurückblieben und dann dem Befehle gemäß erschossen wurden, das war ihnen unbegreiflich, und diese Obliegenheit war ihnen widerwärtig. Die Soldaten der Eskorte schienen in der traurigen Lage, in der sie sich selbst befanden, sich nicht dem Gefühle des Mitleids mit den Gefangenen, das in ihnen versteckt lag, überlassen zu wollen, um dadurch ihre eigene Lage nicht noch mehr zu verschlimmern, und gingen darum mit ihnen besonders barsch und strenge um.

Als in Dorogobusch die eskortierenden Soldaten die Gefangenen in einen Pferdestall eingeschlossen hatten und dann selbst fortgegangen waren, um ihre eigenen Magazine zu plündern, hatten mehrere von den Gefangenen die Stallwand untergraben und das Weite gesucht, waren aber von den Franzosen wieder aufgegriffen und erschossen worden.

Die frühere, beim Auszuge aus Moskau eingeführte Ordnung, daß die gefangenen Offiziere von den Gemeinen gesondert gingen, war schon längst geschwunden; alle, die gehen konnten, gingen zusammen, und Pierre hatte sich schon am dritten Marschtage wieder zu Karatajew und dem bläulichgrauen Hunde gesellt, der sich Karatajew zu seinem Herrn erwählt hatte.

Karatajew war am dritten Tage nach dem Auszuge aus

Moskau wieder von jenem Fieber befallen worden, an dem er in dem Moskauer Lazarett krank gelegen hatte, und je schwächer Karatajew wurde, um so mehr hielt sich Pierre von ihm fern. Pierre wußte nicht, wie es zuging; aber er mußte sich, seit Karatajew anfing schwach zu werden, Zwang antun, um zu ihm zu gehen. Wenn er sich ihm näherte und das leise Stöhnen hörte, mit dem Karatajew sich gewöhnlich an den Rastorten niederlegte, und den jetzt stärker werdenden Geruch spürte, den Karatajew ausströmte, dann ging Pierre oft so weit wie möglich von ihm weg und dachte nicht mehr an ihn.

In der Gefangenschaft, in der Baracke, hatte Pierre nicht sowohl mit dem Verstande, als vielmehr mit seinem ganzen Wesen und Leben erkannt, daß der Mensch geschaffen sei, um glücklich zu sein, daß das Glück in ihm selbst liege, in der Befriedigung der natürlichen menschlichen Bedürfnisse, und daß alles Unglück nicht vom Mangel, sondern vom Überflusse herkomme. Aber jetzt, in diesen drei letzten Marschwochen, hatte er noch eine neue, tröstliche Wahrheit erkannt: er hatte erkannt, daß es auf der Welt nichts Furchtbares gebe. Er hatte erkannt, daß, wie es auf der Welt keinen Zustand gebe, in dem der Mensch glücklich und vollkommen frei wäre, so es auch keinen Zustand gebe, in dem er unglücklich und unfrei wäre. Er hatte erkannt, daß eine Grenze der Leiden und eine Grenze der Freiheit vorhanden sei, und daß diese Grenze sehr nahe liege; daß der Mensch, der es als ein Leiden empfindet, wenn auf seinem Rosenbette ein einziges Blättchen umgeknickt ist, gerade ebenso leide, wie er jetzt litt, wenn er auf der nackten, feuchten Erde schlief und die eine Seite seines Körpers kalt, die andere warm war; daß, wenn er ehemals seine engen Ballschuhe anzog, er genau ebenso gelitten habe wie jetzt, wo er bereits vollständig barfuß ging (sein Schuhzeug war längst hinüber) und seine Füße mit wunden Stellen und Schorfen be=

deckt waren. Er erkannte, daß er damals, als er, vermeintlich nach seinem eigenen Willen, seine Frau geheiratet hatte, nicht freier gewesen sei als jetzt, wo man ihn für die Nacht in einen Pferdestall einschloß. Von allem, was in späterer Zeit auch er selbst Leiden nannte, was er aber zurzeit kaum empfand, waren das Schlimmste die nackten, wunden, mit Schorf überzogenen Füße. Das Pferdefleisch war schmackhaft und nahrhaft; der Salpetergeschmack des Pulvers, das statt des Salzes verwendet wurde, war sogar angenehm; die Kälte war nicht übermäßig, und bei Tage auf dem Marsche war es immer warm, und in der Nacht hatten sie die Wachtfeuer; die Läuse, die an ihm fraßen, wärmten seinen Körper. Nur eins war in der ersten Zeit schwer zu ertragen: das waren die Füße.

Als Pierre am zweiten Marschtage beim Wachtfeuer die Verletzungen an seinen Füßen besah, hielt er es für unmöglich, mit diesen Füßen weiterzugehen; aber als alle sich erhoben, ging auch er, nur ein wenig hinkend, und nachher, als er warm geworden war, sogar ohne Schmerz, obgleich am Abend seine Füße noch schrecklicher aussahen. Aber er sah sie gar nicht näher an und dachte an andere Dinge.

Erst jetzt begriff Pierre, welche gewaltige Lebenskraft dem Menschen innewohnt und welch ein Segen die ihm verliehene Fähigkeit, seine Aufmerksamkeit abzulenken, für ihn ist, eine Fähigkeit, die dem Sicherheitsventil an Dampfkesseln gleicht, das den überflüssigen Dampf hinausläßt, sobald seine Spannung ein bestimmtes Maß übersteigt.

Er hatte weder gesehen noch gehört, wie die zurückgebliebenen Gefangenen erschossen wurden, obgleich über hundert von ihnen schon auf diese Weise umgekommen waren. Er dachte nicht an Karatajew, der von Tag zu Tag schwächer wurde und offenbar bald demselben Schicksal verfallen mußte. Noch weniger dachte

Pierre an sich selbst. Je schwieriger seine Lage sich gestaltete, je schrecklicher die Zukunft war, um so weiter von seinem jetzigen Zustande abliegende Gedanken, Erinnerungen und Vorstellungen freudiger und beruhigender Art kamen ihm in den Sinn.

XIII

Am 22. Oktober ging Pierre gegen Mittag auf der schmutzigen, schlüpfrigen Landstraße bergan und blickte nach seinen Füßen und den Unebenheiten des Weges. Ab und zu betrachtete er die ihm wohlbekannte Menschenmenge, die ihn umgab; dann wandte er seinen Blick wieder seinen Füßen zu. Das eine wie das andere gehörte in gleicher Weise zu ihm und war ihm vertraut. Der bläuliche, krummbeinige Hund, der sogenannte Graue, lief fröhlich an der Seite des Weges; mitunter drückte er zum Beweise seiner Geschicklichkeit und seiner zufriedenen Stimmung die eine Hinterpfote gegen den Leib und hüpfte auf dreien und dann wieder auf allen vieren und stürzte mit Gebell auf die Krähen los, die auf den Kadavern saßen. Der Graue war vergnügter und sah glatter aus als in Moskau. Auf allen Seiten lag Fleisch von verschiedenen Wesen, vom Menschenfleische bis zum Pferdefleische, in verschiedenen Stadien der Zersetzung, und die Wölfe wagten sich wegen der marschierenden Menschen nicht heran, so daß der Graue fressen konnte, soviel er nur irgend mochte.

Es regnete sei dem Morgen, und jedesmal, wenn man meinte, nun sei es vorbei und der Himmel werde sich aufheitern, setzte nach einer kurzen Pause der Regen noch stärker ein. Die vom Regen durchtränkte Landstraße nahm kein Wasser mehr in sich auf, und in den Wagengeleisen rieselten kleine Bäche.

Pierre warf im Gehen mitunter einen Blick nach rechts

und links, auch zählte er die Schritte, indem er nach je drei Schritten einen Finger einbog. Sich an den Regen wendend, sagte er in seinem Innern: „Nur zu, nur zu; mach's nur immer ärger!"

Er meinte, er denke an nichts; aber seine Seele war in irgendeinem Teile ihrer fernsten Tiefe mit hehren, tröstlichen Gedanken beschäftigt. Es war dies der feinste geistige Extrakt aus seinem gestrigen Gespräche mit Karatajew.

Als Pierre tags zuvor im Nachtbiwak bei einem erlöschenden Feuer zu sehr gefroren hatte, war er aufgestanden und zu dem nächsten, besser brennenden Feuer gegangen. Bei dem Feuer, zu dem er gekommen war, saß Platon; er hatte sich mitsamt dem Kopfe in einen Mantel wie in ein Meßgewand eingehüllt und erzählte den Soldaten mit seiner ausdauernden, angenehmen, aber schwachen und kränklichen Stimme eine Geschichte, die Pierre schon kannte. Es war bereits Mitternacht. Dies war die Zeit, wo Karatajew sich gewöhnlich von seinem Fieberanfall erholte und besonders lebhaft war. Als Pierre zu dem Wachtfeuer hinkam und Platons schwache, kränkliche Stimme hörte und sein von dem Feuer hell beleuchtetes, mitleiderregendes Gesicht sah, da fühlte er eine Art von unangenehmem Stechen im Herzen. Er erschrak über sein Mitleid mit diesem Menschen und wollte wieder fortgehen; aber ein anderes Wachtfeuer war nicht da, und so setzte sich denn Pierre bei diesem hin und versuchte, Platon nicht anzusehen.

„Nun, wie geht es mit deiner Gesundheit?" fragte er.

„Was kommt auf die Gesundheit an? Macht dir auch 'ne Krankheit Not, Gott schickt nicht sogleich den Tod," erwiderte Karatajew und kehrte sofort wieder zu der begonnenen Erzählung zurück.

„Also, lieber Bruder," fuhr Platon mit einem Lächeln auf dem

mageren, blassen Gesichte und einem besonders freudigen Glanze in den Augen fort. „Also, lieber Bruder ..."

Pierre kannte diese Geschichte schon lange; Karatajew hatte sie ihm allein schon etwa sechsmal erzählt, und immer mit einem besonderen Gefühl der Freude. Aber so gut er sie auch kannte, so hörte er jetzt doch zu, als wäre es etwas ganz Neues, und das stille Entzücken, das offenbar die Seele des erzählenden Karatajew erfüllte, ging auch auf Pierre über. Die Geschichte handelte von einem alten Kaufmann, der ehrbar und gottesfürchtig mit seiner Familie lebte und einmal mit einem Bekannten, einem reichen Kaufmann, nach dem Makarijew-Kloster zur Messe fuhr.

Die beiden Kaufleute kehrten in einer Herberge ein und legten sich schlafen, und am andern Tage wurde der Bekannte des Kaufmanns ermordet und beraubt aufgefunden. Ein blutiges Messer fand man unter dem Kopfkissen des alten Kaufmanns. Der Kaufmann wurde vor Gericht gestellt, mit Knutenhieben gezüchtigt und, nachdem ihm die Nasenlöcher aufgerissen waren („wie es sich gehört, alles nach der Ordnung," sagte Karatajew), zur Zwangsarbeit nach Sibirien verschickt.

An dieser Stelle von Karatajews Erzählung war Pierre jetzt dazugekommen, und Karatajew fuhr fort: „Also, lieber Bruder, nach diesem Ereignis waren nun zehn Jahre oder noch mehr vergangen. Der alte Mann lebte als Sträfling. Wie es sich gehört, fügte er sich in alles und tat nichts Übles. Nur um seinen Tod betete er zu Gott. Also gut. Da waren sie einmal in einer Nacht zusammen, die Sträflinge, geradeso wie wir jetzt; und der alte Mann war auch dabei. Und da kam das Gespräch darauf, wofür ein jeder seine Strafe leide, womit er sich gegen Gott versündigt habe. Sie fingen an zu erzählen: der hatte einen Menschen ermordet, der zwei, der hatte Feuer angelegt, der war so mir

nichts dir nichts desertiert. Da fragten sie nun auch den alten Mann: ‚Wofür leidest du denn deine Strafe, Großväterchen?‘ ‚Ich, meine lieben Brüder,‘ sagte er, ‚leide Strafe für meine Sünden und für die Sünden der Menschheit. Ich habe keinen Menschen gemordet und habe kein fremdes Gut genommen; ich habe immer meinen bedürftigen Mitmenschen von dem Meinigen gegeben. Ich war Kaufmann, meine lieben Brüder, und besaß großen Reichtum.‘ So und so, und er erzählte ihnen, wie alles hergegangen war, alles der Reihe nach. ‚Ich beklage mich nicht über mein Schicksal,‘ sagte er. ‚Gott hat mich heimgesucht. Nur um meine Frau und die Kinder tut es mir leid,‘ sagte er. Und da brach der alte Mann in Tränen aus. Nun traf es sich zufällig, daß unter den Anwesenden auch eben jener Mensch war, der den Kaufmann ermordet hatte. ‚Wo ist das gewesen, Großväterchen?‘ sagte er. ‚Wann, in welchem Monat?‘ So fragte er ihn über alles aus. Und da wurde ihm weh ums Herz. Er ging so auf den alten Mann zu, und auf einmal, baff, warf er sich ihm zu Füßen. ‚Um meinetwillen bist du ins Unglück geraten, lieber Alter,‘ sagte er. ‚Ich sage die reine Wahrheit, Kinder,‘ sagte er, ‚dieser Mann leidet völlig unschuldig. Ich selbst‘, sagte er, ‚habe jene Tat begangen und dir, während du schliefst, das Messer unter den Kopf geschoben. Verzeihe mir, Großväterchen,‘ sagte er, ‚um Christi willen.‘“

Karatajew schwieg, blickte mit freudigem Lächeln ins Feuer und schob die Holzscheite zurecht.

„Und da sagte der alte Mann: ‚Gott wird dir verzeihen; wir sind alle vor Gott Sünder,‘ sagte er. ‚Ich leide für meine Sünden.‘ Und er weinte bitterlich. Und denke dir, mein lieber Falke,“ sagte Karatajew, und das entzückte Lächeln auf seinem Gesichte strahlte immer heller und heller, wie wenn in dem, was er jetzt erzählen wollte, der Hauptreiz und der eigentliche Wert

der Erzählung läge, „und denke dir, mein lieber Falke: dieser Mörder zeigte sich selbst bei der Obrigkeit an. ‚Ich habe‘, sagte er, ‚sechs Menschen gemordet,‘ (er war ein großer Bösewicht), ‚aber am meisten bereue ich das, was ich diesem alten Manne angetan habe. Er soll nicht mehr um meinetwillen weinen.‘ Er legte ihnen alles dar; sie schrieben ein Papier und schickten es an den gehörigen Ort. Das war weit weg, und es dauerte lange, bis Prozeß und Gericht stattgefunden hatte und bis sie alle Papiere geschrieben hatten, wie es bei den Behörden sein muß. Die Sache ging bis zum Zaren. Endlich kam ein Befehl vom Zaren: der Kaufmann solle freigelassen werden, und es solle ihm eine Entschädigung gegeben werden, so hoch, wie sie ihm das Gericht zuerkannt habe. Also dieses Papier war gekommen, und nun fing man an, den alten Mann zu suchen: ‚Wo ist der alte Mann, der unschuldig bestraft worden ist? Es ist ein Papier vom Zaren gekommen!‘ Da suchten sie nun." Karatajews Unterkiefer zitterte. „Aber Gott hatte ihn schon erlöst; er war gestorben. Ja, so war das, mein lieber Falke," schloß Karatajew seine Erzählung und blickte lange, schweigend und lächelnd, vor sich hin.

Nicht diese Erzählung selbst, sondern ihr verborgener Sinn und die schwärmerische Freude, in der Karatajews Gesicht bei dieser Erzählung erglänzte, und die verborgene Bedeutung dieser Freude, das war's, was jetzt Pierres Seele mit einer starken, wenn auch unklaren Freudenempfindung erfüllte.

XIV

„An die Plätze!" rief plötzlich eine Stimme. Unter den Gefangenen und den eskortierenden Soldaten entstand eine freudige Erregung, eine Erwartung von etwas Beglückendem, Feierlichem. Von allen Seiten erschollen Kommandorufe, und

zur Linken erschienen, im Trabe an den Gefangenen vorbeireitend, Kavalleristen in guter Montur auf guten Pferden. Auf allen Gesichtern lag jener Ausdruck von Spannung, wie ihn die Menschen beim Herannahen hoher Machthaber zu zeigen pflegen. Die Gefangenen drängten sich in einen Haufen zusammen; man stieß sie vom Wege herunter; die Soldaten stellten sich in Reih und Glied.

„Der Kaiser! Der Kaiser! Der Marschall! Der Herzog!" wurde bei den Franzosen gerufen.

Und kaum war die wohlgenährte Eskorte vorbeigesprengt, als rasselnd eine mit vier Grauschimmeln bespannte Kutsche vorbeifuhr. Pierre sah einen Augenblick lang das ruhige, schöne, dicke, weiße Gesicht eines Mannes mit dreieckigem Hute. Es war einer der Marschälle. Der Blick des Marschalls fiel auf Pierres große, auffällige Gestalt, und den Ausdruck, mit dem der Marschall die Brauen zusammenzog und das Gesicht wegwandte, deutete sich Pierre als Mitleid und als den Wunsch, dieses Mitleid zu verbergen.

Der General, der das Depot führte, trieb sein mageres Pferd an und sprengte mit rotem, erschrockenem Gesichte der Kutsche nach. Einige Offiziere traten zusammen, und viele Soldaten umringten diese Gruppe. Alle Gesichter hatten einen erregten, gespannten Ausdruck.

„Was hat er gesagt? Was hat er gesagt?" hörte Pierre sie fragen.

Während der Marschall vorbeifuhr, hatten sich die Gefangenen in einen Haufen zusammengedrängt, und Pierre hatte Karatajew erblickt, den er an diesem Vormittag noch nicht gesehen hatte. Karatajew saß, in seinen Mantel gehüllt, auf der Erde und lehnte sich an eine Birke. Auf seinem Gesichte leuchtete außer jenem Ausdrucke freudiger Rührung, den es gestern bei der Erzählung

von dem unschuldigen Leiden des Kaufmanns gezeigt hatte, noch ein Ausdruck stiller Feierlichkeit.

Karatajew blickte Pierre mit seinen guten, runden Augen an, die jetzt von Tränen verschleiert waren, und wollte ihn augenscheinlich mit diesem Blicke zu sich rufen, um ihm etwas zu sagen. Aber Pierre fürchtete zu sehr für sich selbst. Er tat, als hätte er Karatajews Blick nicht gesehen, und ging eilig weg.

Als die Gefangenen sich wieder in Bewegung setzten, blickte Pierre zurück. Karatajew saß noch am Rande des Weges bei der Birke, und zwei Franzosen standen neben ihm und sprachen miteinander. Pierre sah sich nicht wieder um. Er ging, ein wenig hinkend, den ansteigenden Weg weiter.

Von hinten, von der Stelle her, wo Karatajew saß, erscholl ein Schuß. Pierre hörte diesen Schuß deutlich; aber in dem Augenblicke, wo er ihn hörte, erinnerte er sich, daß er mit einer Berechnung, die er vor dem Vorbeifahren des Marschalls begonnen hatte, noch nicht fertig war, nämlich mit einer Berechnung, wieviel Tagemärsche sie noch bis Smolensk vor sich hätten. Und er begann zu rechnen. Die beiden französischen Soldaten, von denen der eine ein abgeschossenes, noch rauchendes Gewehr in der Hand hielt, liefen an Pierre vorbei. Sie waren beide blaß, und auf ihren Gesichtern (der eine von ihnen warf Pierre einen scheuen Blick zu) lag ein ähnlicher Ausdruck wie der, welchen Pierre an dem jungen Soldaten bei der Hinrichtung gesehen hatte. Pierre sah den Soldaten an und erinnerte sich, daß dieser Soldat vor zwei Tagen sein Hemd, das er am Wachtfeuer hatte trocknen wollen, verbrannt hatte und von seinen Kameraden ausgelacht worden war.

Hinter dem Zuge, von der Stelle her, wo Karatajew gesessen hatte, begann der Hund zu heulen. „So ein dummes Tier; worüber heult es denn?" dachte Pierre.

Die Mitgefangenen, die neben Pierre gingen, sahen sich ebensowenig wie er nach der Stelle um, von der der Schuß ertönt war und nun das Geheul des Hundes erscholl; aber ein tiefernster Ausdruck lag auf allen Gesichtern.

XV

Das Kavalleriedepot und die Gefangenen und der Wagenzug des Marschalls machten in dem Dorfe Schamschewo halt. Alles drängte sich in Haufen um die Wachtfeuer. Pierre trat an ein Wachtfeuer heran, aß ein Stück gebratenes Pferdefleisch, legte sich mit dem Rücken nach dem Feuer zu und schlief sofort ein. Er schlief wieder in derselben Weise wie in Moschaisk nach der Schlacht bei Borodino.

Wieder flossen vor seiner Seele Ereignisse der Wirklichkeit mit Traumgebilden zusammen, und wieder legte jemand, ob nun er selbst oder jemand anders, ihm Gedanken dar, und es waren sogar dieselben Gedanken wie in Moschaisk.

„Das Leben ist alles. Das Leben ist Gott. Alles verändert sich, bewegt sich, und diese Bewegung ist Gott. Und solange Leben da ist, ist man sich auch mit Wonne der Gottheit in sich bewußt. Das Leben lieben heißt Gott lieben. Das Schwerste und Beseligendste von allem ist, dieses Leben bei eigenen Leiden, bei unschuldigen Leiden zu lieben."

„Karatajew!" Unwillkürlich mußte er an diesen denken.

Und plötzlich trat ihm, wie er leibte und lebte, der längst vergessene, milde, alte Lehrer vor die Seele, der ihn in der Schweiz in der Geographie unterrichtet hatte. „Sieh her," sagte der alte Mann, indem er ihm einen Globus zeigte. Dieser Globus war eine lebendige, wallende Kugel, die keine bestimmten Dimensionen hatte. Die ganze Oberfläche der Kugel bestand aus Tropfen,

die fest aneinander gedrückt waren. Und alle diese Tropfen bewegten sich und veränderten ihre Plätze, und bald flossen mehrere in einen zusammen, bald teilte sich einer in viele. Jeder Tropfen war bemüht, sich auszubreiten, möglichst viel Raum einzunehmen; aber andere, die das gleiche Streben hatten, preßten ihn zusammen, vernichteten ihn manchmal, vereinigten sich aber auch manchmal mit ihm zu einem Ganzen.

„Sieh, das ist das Leben," sagte der alte Lehrer.

„Wie einfach und klar das ist," dachte Pierre. „Wie ist es nur zugegangen, daß ich das früher nicht gewußt habe!"

In der Mitte ist Gott, und jeder Tropfen strebt danach, sich auszubreiten, um Ihn in möglichst großen Dimensionen widerzuspiegeln. Und der Tropfen wächst und fließt mit andern zusammen und wird zusammengepreßt und verschwindet von der Oberfläche und geht in die Tiefe und taucht wieder empor. Ein solcher Tropfen war auch Karatajew; er ist auseinandergeflossen und verschwunden. „Hast du verstanden, mein Kind?" sagte der Lehrer.

„Hast du verstanden, Donnerwetter!" schrie eine Stimme, und Pierre erwachte.

Er richtete sich auf und setzte sich hin. An dem Wachtfeuer hockte ein Franzose, der soeben einen russischen Soldaten weggestoßen hatte, und briet sich am Ladestock ein Stück Fleisch. Er hatte sich die Ärmel aufgestreift, und seine sehnigen, haarigen, roten Arme mit den kurzen Fingern drehten geschickt den Ladestock. Sein braunes, finsteres Gesicht mit den zusammengezogenen Brauen war im Scheine der glühenden Kohlen deutlich zu sehen.

„Dem kann das ganz egal sein!" brummte er, sich schnell nach einem andern französischen Soldaten umwendend, der hinter ihm stand. „Weg mit dem Schuft!"

Der Soldat, der den Ladestock drehte, warf Pierre einen

finsteren Blick zu. Pierre wandte sich ab und blickte längere Zeit in die Dunkelheit hinein. Ein gefangener russischer Soldat, eben der, welchen der Franzose weggestoßen hatte, saß dort nicht weit von dem Wachtfeuer auf der Erde und tätschelte etwas mit der Hand. Schärfer hinsehend, erkannte Pierre das bläulichgraue Hündchen, das mit dem Schwanze wedelnd neben dem Soldaten saß.

„Nun? Bist du auch hergekommen?" sagte Pierre. „Ja, ja, Pla ..." begann er, sprach aber nicht zu Ende.

Vor seinem geistigen Auge tauchten plötzlich gleichzeitig mehrere miteinander zusammenhängende Erinnerungen auf: an den Blick, mit dem Platon ihn angesehen hatte, als er unter dem Baume saß, und an den Schuß, der an dieser Stelle ertönt war, und an das Geheul des Hundes, und an die Verbrechergesichter der beiden Franzosen, die an ihm vorbeigelaufen waren, und an das abgeschossene, rauchende Gewehr, und dazu kam der Gedanke, daß Karatajew an diesem Rastorte fehlte, und er war schon nahe daran, zu begreifen, daß Karatajew getötet sei: aber gerade in diesem Augenblicke stieg in seiner Seele (Gott weiß wodurch hervorgerufen) die Erinnerung an einen Abend empor, den er mit einer schönen Polin im Sommer auf dem Balkon seines Hauses in Kiew verlebt hatte. Und ohne die Eindrücke des heutigen Tages zusammenzufassen und ein Fazit daraus zu ziehen, schloß Pierre die Augen, und das Bild der sommerlichen Landschaft floß zusammen mit der Erinnerung an ein Bad und an die flüssige, wallende Kugel, und er ließ sich in irgendein Gewässer hineinsinken, so daß das Wasser über seinem Kopfe zusammenschlug.

*

Vor Sonnenaufgang weckten ihn laute, rasch aufeinander folgende Schüsse und Rufe. Einige Franzosen liefen an Pierre vorbei.

„Die Kosaken!" schrie einer von ihnen, und einen Augenblick darauf sah Pierre eine Schar russischer Gesichter um sich.

Lange konnte er nicht begreifen, was mit ihm vorging. Von allen Seiten hörte er Freudenrufe seiner Kameraden.

„Brüder! Liebe Landsleute! Teure Freunde!" riefen alte Soldaten unter Tränen und umarmten die Kosaken und Husaren. Die Husaren und Kosaken umringten die Gefangenen und boten ihnen eifrig dies und das an, der eine Kleider, ein anderer Stiefel, ein anderer Brot. Pierre saß mitten unter ihnen; er schluchzte und konnte kein Wort hervorbringen; er umarmte den ersten Soldaten, der ihm nahe kam, und küßte ihn weinend.



Dolochow stand bei dem Gutshause, dessen Dach zertrümmert war, am Tore und ließ eine Schar entwaffneter Franzosen an sich vorüberziehen. Die Franzosen, die durch alles Vorgefallene in starker Aufregung waren, redeten laut untereinander; aber wenn sie bei Dolochow vorbeikamen, der sich leicht mit der Peitsche gegen die Stiefel schlug und sie mit seinem kalten, gläsernen, nichts Gutes verkündenden Blicke ansah, dann verstummte ihr Gespräch. Auf der andern Seite stand ein Kosak Dolochows und zählte die Gefangenen, indem er die Hunderte mit einem Kreidestrich am Tore notierte.

„Wieviel sind es jetzt?" fragte Dolochow den Kosaken, der die Gefangenen zählte.

„Im dritten Hundert," antwortete der Kosak.

„Einer hinter dem andern, einer hinter dem andern!" sagte Dolochow auf französisch, der sich diesen Ausdruck von den Franzosen zu eigen gemacht hatte, und während seine Augen die vorübergehenden Gefangenen musterten, leuchtete in ihnen ein grausamer Glanz auf.

Denisow ging mit finsterem Gesichte und mit abgenommener Mütze hinter den Kosaken her, die Peter Rostows Leiche nach der Grube hintrugen, die im Garten gegraben war.

XVI

Vom 28. Oktober an, wo stärkerer Frost einsetzte, nahm die Flucht der Franzosen zwar insofern einen tragischeren Charakter an, als die Mannschaften vor Kälte erstarrten und sich dann an den Wachtfeuern halbtot brieten, während der Kaiser, die Könige und Herzöge, in Pelze gehüllt, die Fahrt in ihren Kutschen mit dem geraubten Gute fortsetzten; aber in seinem Wesen erfuhr der Prozeß der Flucht und der Zersetzung der französischen Armee keine Veränderung.

Von Moskau bis Wjasma waren von den 73000 Mann der französischen Armee, die Garde nicht mitgezählt, die während des ganzen Krieges nichts anderes getan hatte als zu plündern, 36000 Mann übriggeblieben (von dem Abgange kamen nicht mehr als 5000 Mann auf Verluste in Kämpfen). Dies war das erste Glied einer Progression, aus welchem sich die folgenden mit mathematischer Gewißheit bestimmen ließen. Die Proportion, in der die französische Armee zusammenschmolz und dahinschwand, blieb dieselbe auf den Strecken von Moskau bis Wjasma, von Wjasma bis Smolensk, von Smolensk bis zur Beresina, von der Beresina bis Wilna, ohne daß der höhere oder geringere Grad der Kälte, der Verfolgung, der Versperrung des Weges und aller sonstigen Momente, einzeln genommen, darauf einen Einfluß gehabt hätte. Hinter Wjasma marschierten die Franzosen nicht mehr in drei Kolonnen, sondern drängten sich in einen Haufen zusammen, und das blieb so bis zum Ende. Berthier schrieb an seinen Herrn folgendes (es ist bekannt, welche Ab-

weichungen von der Wahrheit höhere Kommandeure sich bei Schilderung der Lage der Armee zu erlauben pflegen):

„Ich halte es für meine Pflicht, zu Euer Majestät Kenntnis zu bringen, in welchem Zustande sich Ihre Truppen bei den verschiedenen Armeekorps befinden, welche ich in der Lage gewesen bin während der letzten zwei oder drei Tage an verschiedenen Stellen des Marsches zu beobachten. Sie sind beinahe in Auflösung begriffen. Die Zahl der Soldaten, die den Fahnen folgen, beträgt bei allen Regimentern höchstens ein Viertel; die übrigen gehen einzeln auf eigene Hand nach verschiedenen Richtungen, in der Hoffnung, Lebensmittel zu finden, und um sich der Disziplin zu entziehen. Allgemein betrachten sie Smolensk als den Platz, wo sie sich werden erholen können. In den letzten Tagen sah man viele Soldaten ihre Patronen und Waffen wegwerfen. Welches auch immer die weiteren Absichten Eurer Majestät sein mögen, so verlangt jedenfalls unter diesen Umständen das Interesse Ihres Dienstes, daß die Armee wieder in Smolensk gesammelt und von mancherlei Ballast befreit werde: von kampfunfähigen Leuten, also Kavalleristen ohne Pferde und Soldaten ohne Waffen, sowie von unnützem Train und von einem Teile des Artilleriematerials, da dieses mit den wirklichen Streitkräften nicht mehr im richtigen Verhältnis steht. Überdies sind einige Ruhetage mit guter Verpflegung für die durch Hunger und Anstrengung erschöpften Soldaten notwendig; viele sind in den letzten Tagen auf dem Marsche und in den Biwaks gestorben. Dieser Zustand verschlimmert sich fortwährend und gibt Anlaß zu der Befürchtung, daß, wenn ihm nicht baldigst abgeholfen wird, wir die Truppen bei einem Kampfe nicht mehr in der Hand haben. Den 9. November, 30 Werst von Smolensk."

Als die Franzosen sich in die Stadt Smolensk hineingestürzt hatten, die ihnen als das Gelobte Land vor Augen gestanden

hatte, schlugen sie einander um des Proviantes willen tot und plünderten ihre eigenen Magazine; nachdem dann alles ausgeraubt war, flohen sie weiter.

Alle zogen weiter, ohne selbst zu wissen, wohin sie marschierten und zu welchem Zwecke. Noch weniger als die andern wußte dies das Genie Napoleons, da niemand ihm Befehle erteilte. Aber trotzdem behielten er und seine Umgebung ihre bisherigen Bräuche bei: Erlasse, Briefe, Rapporte und Tagesbefehle wurden geschrieben; sie nannten einander Sire, mein Vetter, Fürst von Eggmühl, König von Neapel usw. Aber die Befehle und Rapporte standen nur auf dem Papier; nichts kam ihnen gemäß zur Ausführung, weil eben nichts ausgeführt werden konnte, und obwohl sie einander Majestät und Hoheit und Vetter titulierten, so hatten sie doch alle die Empfindung, daß sie klägliche, schändliche Menschen waren, die viel Böses getan hatten und nun dafür büßen mußten. Und obwohl sie sich stellten, als sorgten sie für die Armee, so dachte doch ein jeder von ihnen nur an sich und daran, wie er am schnellsten davonkommen und sich retten könnte.

XVII

Die Operationen der russischen und französischen Truppen während des Rückzuges von Moskau bis zum Njemen gleichen einem Blindekuhspiel, bei dem den beiden Spielenden die Augen verbunden werden und der eine ab und zu mit einem Glöckchen klingelt, um dem Greifenden von seinem Aufenthaltsorte Kenntnis zu geben. Anfangs setzt derjenige, nach dem gefahndet wird, das Glöckchen häufig in Tätigkeit, ohne seinen Feind zu fürchten; aber wenn es ihm dann schlecht geht, dann bemüht er sich, unhörbar zu gehen, flüchtet vor seinem Feinde und läuft oft, in der Meinung, ihm zu entrinnen, ihm geradezu in die Arme.

Anfangs, in der ersten Periode des Marsches auf der Kalugaer Straße, machten sich die Napoleonischen Truppen noch bemerklich; später aber, als sie die Smolensker Straße erreicht hatten, flohen sie davon, indem sie den Klöppel des Glöckchens mit der Hand andrückten, und liefen oft, während sie zu entkommen wähnten, geradezu auf die Russen los.

Bei der Schnelligkeit, mit der die Franzosen flohen und die Russen hinter ihnen her waren, und der dadurch bewirkten Erschöpfung der Pferde kam das wichtigste Mittel, um eine annähernde Kenntnis der Stellung des Feindes zu gewinnen, in Wegfall: die Kavalleriepatrouillen. Außerdem konnten infolge des häufigen, schnellen Stellungswechsels beider Armeen Nachrichten, auch wenn man solche hatte, nicht zur rechten Zeit eintreffen. Wenn am Zweiten die Nachricht kam, daß die feindliche Armee am Ersten irgendwo gewesen sei, so hatte am Dritten, wo man etwas gegen sie hätte unternehmen können, diese Armee schon wieder zwei Tagemärsche zurückgelegt und befand sich in einer ganz anderen Stellung.

Die eine Armee floh, die andere verfolgte. Hinter Smolensk boten sich den Franzosen viele verschiedene Wege dar, und man hätte meinen mögen, die Franzosen wären während ihres viertägigen Aufenthaltes in dieser Stadt in der Lage gewesen, in Erfahrung zu bringen, wo der Feind sei, sich einen nützlichen Plan zurechtzulegen und etwas Neues zu unternehmen. Aber nach der viertägigen Rast liefen ihre Haufen wieder weder nach rechts, noch nach links, sondern ohne alle Manöver und ohne alle Überlegung auf der schlechtesten Straße von allen, der alten Straße nach Krasnoje und Orscha, weiter: auf den Spuren, die sie bei ihrem Einmarsche hinterlassen hatten.

Die Franzosen, die den Feind vom Rücken her und nicht von vorn erwarteten, flohen in einem langen Zuge, der sich mit

manchen Lücken über einen Raum von vierundzwanzig Marschstunden ausdehnte. Allen voraus floh der Kaiser, dann die Könige, dann die Herzöge. Die russische Armee, welche glaubte, Napoleon werde sich rechts wenden und über den Dnjepr gehen, was das einzig Vernünftige war, bog gleichfalls nach rechts ab und gelangte auf die große Straße nach Krasnoje. Und hier stießen, wie beim Blindekuhspiel, die Franzosen auf unsere Avantgarde. Bei dem unerwarteten Anblicke des Feindes gerieten die Franzosen in Verwirrung, machten vor Überraschung und Schreck halt, flohen aber dann weiter, indem sie die hinter ihnen kommenden Kameraden im Stiche ließen. Hier zogen nun die einzelnen Abteilungen der Franzosen, wie wenn sie bei den russischen Truppen Spießruten liefen, drei Tage lang eine nach der andern bei diesen vorbei, zuerst die des Vizekönigs, dann die Davouts, dann die Neys. Alle ließen sie einander im Stich und ebenso ihre ganze Bagage, ihre Artillerie, verloren die Hälfte der Mannschaft und entkamen nur dadurch, daß sie in mehreren Nächten nach rechts hin im Halbkreise um die Russen herumgingen.

Ney, der als letzter marschierte (weil er trotz der unglücklichen Lage der Franzosen oder gerade infolge derselben die Diele hatte schlagen wollen, auf die sie gefallen waren, und sich damit aufgehalten hatte, die Mauern von Smolensk in die Luft zu sprengen, die doch niemand störten), Ney, der mit seinem ursprünglich zehntausend Mann starken Korps als letzter marschierte, gelangte zu Napoleon mit nur tausend Mann, nachdem er alle übrigen Mannschaften und alle Kanonen verloren und bei Nacht heimlich mit Benutzung von Waldwegen den Übergang über den Dnjepr bewerkstelligt hatte.

Von Orscha setzten sie ihre Flucht auf der Wilnaer Straße fort, indem sie genau in derselben Weise weiter mit der verfolgenden

Armee Blindekuh spielten. An der Beresina gab es wieder Verwirrung, viele ertranken, viele ergaben sich; aber diejenigen, die mit Not und Mühe über den Fluß hinübergekommen waren, flohen weiter. Ihr höchster Befehlshaber hüllte sich in seinen Pelz, setzte sich in einen Schlitten und jagte, seine Kameraden verlassend, allein davon. Wer konnte, floh gleichfalls; wer das nicht konnte, ergab sich oder kam um.

XVIII

Man möchte meinen, in dieser Periode des Feldzuges, bei der Flucht der Franzosen, wo sie alles taten, was nur möglich war, um sich zugrunde zu richten, und wo in keiner Bewegung dieser Menschenschar, vom Einschwenken auf die Kalugaer Straße bis zur Flucht des Führers dieser Armee, der geringste Sinn und Verstand steckte, man möchte meinen, in dieser Periode des Feldzuges sei es den Historikern, die es lieben, die Taten der Massen auf den Willen eines einzelnen Mannes zurückzuführen, nun doch unmöglich, diesen Rückzug in ihrem Sinne darzustellen. Aber nein. Berge von Büchern haben die Historiker über diesen Feldzug geschrieben, und überall ist die Rede von Napoleons Anordnungen und tiefsinnigen Plänen, als von Manövern, durch die er das Heer geleitet habe, und von den genialen Anordnungen seiner Marschälle.

Der Rückzug von Malo-Jaroslawez, während Napoleon doch der Weg nach einem reichen Landstrich offenstand und er die Möglichkeit hatte, die Parallelstraße einzuschlagen, auf der ihn nachher Kutusow verfolgte, dieser nachteilige Rückzug durch eine verwüstete Gegend wird uns als das Resultat von allerlei tiefsinnigen Erwägungen erklärt. Auf ebensolche tiefsinnigen Erwägungen wird sein Rückzug von Smolensk nach Orscha zurück-

geführt. Dann wird uns sein Heldenmut bei Krasnoje geschildert, wo er anscheinend sich anschickte, eine Schlacht anzunehmen und sie selbst zu kommandieren, mit einem birkenen Spazierstock umherging und sagte:

„Nun habe ich lange genug das Amt des Kaisers ausgefüllt; es ist an der Zeit, daß ich den Posten eines Generals übernehme." Und trotzdem floh er gleich darauf weiter und überließ die auseinander geratenen Teile seines Heeres, die sich hinter ihm befanden, ihrem Schicksale.

Dann wird uns die Geistesgröße der Marschälle geschildert, namentlich Neys, eine Geistesgröße, die darin bestand, daß er bei Nacht auf einem Umwege durch den Wald den Übergang über den Dnjepr bewerkstelligte und ohne seine Fahnen, ohne seine Artillerie und mit nur einem Zehntel seiner Truppen nach Orscha flüchtete.

Und endlich stellen uns die Historiker die schließliche Abreise des großen Kaisers von seiner heldenmütigen Armee als etwas Großes, Geniales dar. Sogar diese letzte Handlung, darin bestehend, daß er sich davonmachte, eine Handlung, die die menschliche Sprache als den höchsten Grad der Gemeinheit bezeichnet, deren man jedes Kind sich schämen lehrt, auch diese Handlung erhält in der Sprache der Historiker ihre Rechtfertigung.

Da, wo es nicht mehr möglich ist, die so dehnbaren Gummifäden der historischen Beurteilung noch weiter auszurecken, weil die betreffende Handlung aufs klarste alledem zuwiderläuft, was die ganze Menschheit gut und gerecht nennt, da erscheint bei den Historikern als Retter der Begriff der Größe. Die Größe schließt, wie es scheint, die Möglichkeit aus, den Maßstab des Guten und Bösen anzulegen. Für einen Großen gibt es nichts Böses. Es gibt keine Untat, die man einem großen Manne als Schuld anrechnen könnte.

„Das ist groß!" sagen die Historiker, und da gibt es weder gut noch böse mehr, sondern nur groß und nicht groß. Groß ist gut, nicht groß ist böse. Die Größe ist nach der Anschauung der Historiker eine Eigenschaft gewisser besonderer Wesen, die sie Helden nennen. Und Napoleon, der sich, in einen warmen Pelz vermummt, nach Hause davonmachte, weg nicht nur von seinen Kameraden, sondern weg von den Menschen, die er (nach seiner Meinung) dorthin geführt hatte, Napoleon hatte die Empfindung, daß seine Handlungsweise groß sei, und sein Gewissen war ruhig.

„Vom Erhabenen" (und er sah in sich etwas Erhabenes) „zum Lächerlichen ist nur ein Schritt," hat er gesagt. Die ganze Welt sagt seit fünfzig Jahren fortwährend: „Erhaben! Groß! Napoleon der Große!" Aber vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!

Und niemand kommt auf den Gedanken, daß, wenn man eine Größe als existierend zugibt, die mit dem Maßstabe des Guten und Bösen nicht meßbar ist, man damit nur seine eigene Nichtigkeit und unmeßbare Kleinheit zugibt.

Für uns, denen Christus den Maßstab des Guten und Bösen gegeben hat, gibt es nichts Unmeßbares. Und es gibt keine Größe, wo nicht Schlichtheit, Herzensgüte und Wahrhaftigkeit ist.

XIX

Welcher Russe hätte nicht, sooft er die Darstellungen der letzten Periode des Feldzuges von 1812 las, ein peinliches Gefühl des Ärgers, der Unzufriedenheit und der Unklarheit empfunden? Wer hätte sich nicht folgende Fragen vorgelegt:

Woher kam es, daß nicht alle Franzosen gefangen genommen

oder vernichtet wurden, obgleich alle drei Armeen sie in überlegener Zahl umringten, und obgleich die in der Auflösung begriffenen, hungernden und frierenden Franzosen sich haufenweis ergaben, und obgleich (wie uns die Geschichte erzählt) die Absicht der Russen eben darin bestand, alle Franzosen aufzuhalten, abzuschneiden und gefangen zu nehmen?

Woher kam es, daß das russische Heer, welches, als es den Franzosen an Zahl nachstand, ihnen die Schlacht bei Borodino lieferte, woher kam es, daß dieses selbe Heer nun, als es die Franzosen von drei Seiten einschloß und die Absicht hatte, sie gefangen zu nehmen, dieses Ziel nicht erreichte? Besitzen die Franzosen wirklich eine so gewaltige Überlegenheit über uns, daß wir, trotzdem wir sie mit numerisch stärkeren Streitkräften einschlossen, sie nicht schlagen konnten? Wie ist das zugegangen?

Die Geschichte, d. h. das, was man mit diesem Namen benennt, sagt uns in Beantwortung dieser Fragen, das sei daher gekommen, daß Kutusow und Tormasow und Tschitschagow und der und der nicht die und die Manöver ausgeführt hätten.

Aber warum führten sie diese Manöver nicht aus? Und wenn sie daran schuld waren, daß das gesteckte Ziel nicht erreicht wurde, warum wurden sie nicht vor Gericht gestellt und hingerichtet? Aber selbst wenn man zugibt, daß Kutusow, Tschitschagow usw. die Schuld an dem strategischen Mißerfolge der Russen trugen, so bleibt es doch unbegreiflich, weshalb unter den Verhältnissen, in denen sich die russischen Truppen bei Krasnoje und an der Beresina befanden (in beiden Fällen waren die Russen in der Überzahl), nicht das französische Heer mitsamt den Marschällen, den Königen und dem Kaiser gefangen genommen wurde, wenn anders die Absicht der Russen darin bestand.

Die von den russischen Kriegshistorikern gegebene Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung, Kutusow habe den Angriff ge-

hindert, ist deswegen unrichtig, weil wir wissen, daß Kutusows Wille bei Wjasma und bei Tarutino die Truppen nicht vom Angriffe zurückzuhalten vermochte.

Warum wurde das russische Heer, das mit schwächeren Kräften bei Borodino den Sieg über den Feind errang, der damals auf der Höhe seiner Kraft stand, bei Krasnoje und an der Beresina trotz seiner Überzahl von den zerrütteten Haufen der Franzosen besiegt?

Wenn die Absicht der Russen darin bestand, Napoleon und die Marschälle abzuschneiden und gefangen zu nehmen, und nicht nur diese Absicht nicht erreicht wurde, sondern alle Versuche, sie zu erreichen, jedesmal auf die schmählichste Weise vereitelt wurden, so wird diese letzte Periode des Feldzuges ganz mit Recht von den Franzosen als eine Reihe von Siegen und ganz mit Unrecht von den russischen Historikern als siegreich für die Russen dargestellt.

Die russischen Kriegshistoriker, soweit sie meinen, daß die Logik für sie verbindlich ist, gelangen unwillkürlich, trotz aller lyrischen Ergüsse über Mannhaftigkeit und Hingebung, zu dem Schlusse und Bekenntnisse, daß der Rückzug der Franzosen von Moskau eine Reihe von Siegen Napoleons und von Niederlagen Kutusows ist.

Aber auch wenn wir den nationalen Ehrgeiz ganz aus dem Spiele lassen, fühlen wir, daß dieser Schluß an und für sich einen Widerspruch enthält, da die Reihe der Siege der Franzosen sie zur völligen Vernichtung, dagegen die Reihe der Niederlagen der Russen sie zur gänzlichen Vernichtung des Feindes und zur Befreiung ihres Vaterlandes führte.

Die Quelle dieses Widerspruches liegt darin, daß die Historiker, welche diese Ereignisse unter Zugrundelegung der Briefe der Herrscher und Generale, der Berichte, Rapporte, Pläne usw.

studieren, für diese letzte Periode des Krieges des Jahres 1812 unrichtigerweise eine Absicht voraussetzen, die niemals bestanden hat, nämlich die Absicht, Napoleon samt seinen Marschällen und seiner Armee abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

Diese Absicht hat nie bestanden und konnte nicht bestehen, weil sie keinen Sinn hatte und ihre Erreichung vollkommen unmöglich war.

Diese Absicht hatte keinen Sinn, erstens weil die zerrüttete Armee Napoleons, so schnell sie nur konnte, aus Rußland floh, d. h. eben das tat, was jeder Russe nur wünschen konnte. Welchen Zweck konnte es haben, allerlei Operationen gegen die Franzosen auszuführen, die so schon so schnell flohen, wie sie nur konnten?

Zweitens war es sinnlos, sich Leuten in den Weg zu stellen, die ihre gesamte Energie auf die Flucht richteten.

Drittens war es sinnlos, Opfer an eigenen Leuten zu bringen zum Zwecke der Vernichtung der französischen Truppen, die schon ohne äußere Ursachen in solcher Progression zugrunde gingen, daß sie ohne jede Versperrung des Weges nicht mehr Mannschaften über die Grenze bringen konnten, als sie im Dezember wirklich hinübergebracht haben, d. h. ein Hundertstel des ganzen Heeres.

Viertens war der Wunsch, den Kaiser, die Könige und Herzöge gefangen zu nehmen, sinnlos, da die Gefangennahme dieser Leute die weiteren Schritte Rußlands im höchsten Grade erschwert hätte, wie das die geschicktesten Diplomaten jener Zeit, J. Maistre und andere, anerkannt haben. Noch sinnloser war der Wunsch, die französischen Armeekorps gefangen zu nehmen, während doch die eigenen Truppen bis Krasnoje auf die Hälfte zusammengeschmolzen waren und man den gefangenen Armeekorps ein paar Divisionen als Eskorte hätte zuteilen müssen, und während doch die eigenen Soldaten nicht immer ihre vollen

Rationen erhielten und die bereits früher gefangen genommenen Feinde Hungers starben.

Der ganze tiefsinnige Plan, Napoleon und seine Armee abzuschneiden und gefangen zu nehmen, war dasselbe, wie wenn ein Gärtner, um das Vieh aus dem Garten herauszutreiben, das ihm seine Beete zertritt, an das Tor liefe und das Vieh auf den Kopf schlüge. Das einzige, was man zur Entschuldigung einer solchen Handlungsweise des Gärtners sagen könnte, wäre, daß er sehr aufgeregt gewesen sei. Aber von den Urhebern jenes Projektes ließ sich auch dies nicht sagen, da sie selbst von dem Zertreten der Beete keinen Schaden hatten.

Aber abgesehen davon, daß ein Abschneiden Napoleons und seiner Armee sinnlos war, war es auch unmöglich.

Unmöglich war es deswegen, weil, wie schon die Bewegungen von Kolonnen auf eine Entfernung von fünf Werst in einer einzigen Schlacht sich erfahrungsmäßig niemals mit den Plänen decken, so auch die Wahrscheinlichkeit, daß Tschitschagow, Kutusow und Wittgenstein rechtzeitig an einem festgesetzten Punkte zusammentreffen würden, äußerst gering war, ja geradezu der Unmöglichkeit gleichkam. Und so dachte darüber auch Kutusow, der schon damals, als ihm der Plan zuging, sich dahin äußerte, Diversionen auf weite Entfernungen brächten nicht die gewünschten Resultate.

Zweitens war es unmöglich, weil, um das Beharrungsvermögen aufzuheben, mit welchem sich Napoleons Heer rückwärts bewegte, außerordentlich viel mehr Truppen erforderlich gewesen wären, als die Russen besaßen.

Drittens war dies deswegen unmöglich, weil der militärische Ausdruck „abschneiden" keinen Sinn hat. Abschneiden kann man ein Stück Brot, aber nicht eine Armee. Eine Armee abzuschneiden, ihr den Weg zu versperren, ist unmöglich, weil es rings-

umher immer noch viel Raum gibt, wo sie mit einem Umwege gehen kann, und weil auch die Nacht da ist, in der man nicht gesehen wird; davon könnten sich die militärischen Gelehrten schon aus den Beispielen der Kämpfe bei Krasnoje und an der Beresina überzeugen. Gefangen nehmen aber kann man niemand, wenn nicht derjenige, den man gefangen nimmt, damit einverstanden ist, so wie es unmöglich ist, eine Schwalbe zu greifen, obwohl man sie fassen kann, wenn sie sich einem auf die Hand setzt. Gefangen nehmen kann man jemand, der sich, wie die Deutschen, nach den Regeln der Strategie und Taktik ergibt. Aber die französischen Truppen hielten das mit vollem Rechte nicht für zweckmäßig, da der gleiche Tod durch Hunger und Kälte sie auf der Flucht und in der Gefangenschaft erwartete.

Viertens aber, und das ist der Hauptgrund, war es deswegen unmöglich, weil, seit die Welt steht, noch nie ein Krieg unter so furchtbaren Umständen geführt worden ist wie der vom Jahre 1812 und die russischen Truppen bei der Verfolgung der Franzosen alle ihre Kräfte anstrengten und nicht mehr leisten konnten, ohne sich selbst zugrunde zu richten.

Bei dem Marsche der russischen Armee von Tarutino nach Krasnoje stellte sich ein Abgang von fünfzigtausend Mann an Kranken und Nachzüglern heraus, das ist eine Zahl, die der Einwohnerschaft einer großen Gouvernementshauptstadt gleichkommt. Die Armee verlor die Hälfte ihres Bestandes ohne Schlachten.

Und von dieser Periode des Feldzuges, wo die Truppen ohne Stiefel und Pelze, bei mangelhafter Verpflegung, ohne Branntwein, monatelang im Schnee und bei fünfzehn Grad Kälte übernachteten; wo der Tag nur sieben bis acht Stunden dauerte und im übrigen Nacht war, in welcher die Wirkung der Disziplin aufhört; wo die Mannschaften nicht wie in einer Schlacht nur auf

einige Stunden in die Zone des Todes hineingeführt wurden, in welcher es keine Disziplin gibt, sondern monatelang jeden Augenblick mit dem Tode des Verhungerns und Erfrierens kämpfen mußten; wo in einem Monate die Hälfte der Armee umkam: von dieser Periode des Feldzuges erzählen uns die Historiker, wie Miloradowitsch einen Flankenmarsch dorthin und dorthin und Tormasow einen solchen dorthin und dorthin hätte unternehmen sollen, und wie Tschitschagow seine Truppen dorthin und dorthin hätte führen sollen (im Schnee, der bis über die Knie reichte), und wie dieser und jener den Feind zurückwarf und abschnitt usw. usw.

Die dem Heere angehörigen Russen, von denen die Hälfte starb, taten alles, was sie tun konnten und mußten, um ein der Nation würdiges Ziel zu erreichen, und konnten nichts dafür, daß andere Russen, die in ihren warmen Stuben saßen, unausführbare Pläne entwarfen.

Dieser ganze seltsame, jetzt unbegreiflich erscheinende Widerspruch zwischen dem wirklich Geschehenen und der geschichtlichen Darstellung rührt nur daher, daß die Historiker, die diese Ereignisse dargestellt haben, eine Geschichte der schönen Empfindungen und Äußerungen dieses und jenes Generals geschrieben haben, aber nicht eine Geschichte der Ereignisse.

Ihnen erscheinen irgendwelche Aussprüche Miloradowitschs und die Auszeichnungen, die diesem und jenem General zuteil wurden, und die Pläne und Vorschläge solcher Leute sehr interessant; aber für die fünfzigtausend Menschen, die in den Lazaretten und Gräbern zurückblieben, interessieren sie sich überhaupt nicht, weil dies keinen Gegenstand ihres Studiums bildet.

Und doch braucht man nur das Studium der Rapporte und der allgemeinen Kriegspläne beiseite zu lassen und in die Bewegung jener Hunderttausende von Menschen einzudringen, welche an

den Ereignissen direkt und unmittelbar beteiligt waren: und alle die Fragen, die vorher unlösbar schienen, finden plötzlich in überaus leichter, einfacher Weise ihre unzweifelhafte Lösung.

Eine Absicht, Napoleon und seine Armee abzuschneiden, hat niemals existiert, außer in der Phantasie von etwa einem Dutzend Menschen. Diese Absicht konnte nicht existieren, weil sie sinnlos und ihre Erreichung unmöglich war.

Die Nation hatte nur eine Absicht: ihr Land von den Eindringlingen zu säubern. Diese Absicht ist erreicht worden, erstens ganz von selbst, da die Franzosen flohen und daher weiter nichts nötig war, als diese Bewegung nicht aufzuhalten; zweitens wurde diese Absicht erreicht durch die Wirksamkeit des Volkskrieges, der die Franzosen vernichtete, und drittens dadurch, daß das große russische Heer den Franzosen auf dem Fuße folgte, bereit, Gewalt anzuwenden, falls die Bewegung der Franzosen zum Stillstand käme.

Das russische Heer mußte wirken wie die Peitsche auf ein laufendes Tier Und der erfahrene Treiber wußte, daß es am vorteilhaftesten ist, die Peitsche hoch zu halten und mit ihr zu drohen, nicht aber das laufende Tier mit ihr auf den Kopf zu schlagen.

Fünfzehnter Teil

I

Wenn der Mensch ein Tier sterben sieht, so ergreift ihn Entsetzen: ein Leben, wie es ihm selbst innewohnt und ihn zu dem macht, was er ist, wird da vor seinen Augen vernichtet und hört auf zu sein. Aber wenn das sterbende Wesen ein Mensch ist und ein geliebter Mensch, dann empfindet man, außer dem Entsetzen über die Vernichtung eines Lebens, in der Seele einen Riß und eine Wunde, die, ebenso wie eine leibliche Wunde, manchmal den Tod herbeiführt, manchmal zwar wieder heilt, aber immer schmerzhaft bleibt und sich vor jeder äußeren Berührung scheut, durch die sie wieder gereizt werden könnte.

Nach dem Tode des Fürsten Andrei hatten Natascha und Prinzessin Marja beide in gleicher Weise diese Empfindung. Seelisch gebeugt und niedergedrückt von der drohend über ihnen hängenden Wolke des Todes, wagten sie nicht dem Leben ins Antlitz zu schauen. Vorsichtig hüteten sie ihre offenen Wunden vor verletzenden, schmerzlichen Berührungen. Alles mögliche: eine schnell auf der Straße vorüberfahrende Equipage, die mahnende Mitteilung, daß es Zeit sei zum Mittagessen zu kommen, die Anfrage des Stubenmädchens, welches Kleid sie bereitmachen solle, und als das Schlimmste eine Äußerung unaufrichtiger, lauer Teilnahme, all dergleichen reizte in schmerzhafter Weise die Wunde, erschien ihnen als eine Kränkung, störte die notwendige Stille, in der sie beide auf den ersten, furchtbaren Chorgesang lauschten, den sie mit ihren Seelen immer noch zu hören glaubten, und hinderte sie, in jene geheimnisvollen, unendlichen Fernen hineinzublicken, die sich ihnen für einen Augenblick erschlossen hatten.

Nur wenn sie beide miteinander allein waren, fühlten sie sich

sicher vor schmerzlichen Verletzungen. Sie redeten nur wenig miteinander, und immer nur über ganz unwichtige Gegenstände. Eine wie die andere vermied es in gleicher Weise, irgend etwas zu erwähnen, was auf die Zukunft hindeutete.

Bei dem, was sie sagten, die Voraussetzung zugrunde zu legen, daß sie noch eine Zukunft vor sich hatten, das erschien ihnen als eine Beleidigung gegen sein Andenken. Noch vorsichtiger vermieden sie in ihren Gesprächen alles, was auf den Verstorbenen Bezug haben konnte. Sie hatten das Gefühl, daß das, was sie durchlebt und empfunden hatten, sich nicht mit Worten ausdrücken lasse. Sie hatten das Gefühl, daß, wenn sie mit Worten Einzelheiten seines Lebens erwähnten, dadurch die Erhabenheit und Heiligkeit des Mysteriums verletzt werde, das sich vor ihren Augen vollzogen hatte.

Indem sie so in ihren Reden beständig Zurückhaltung übten, fortwährend sorgsam alles vermieden, wodurch das Gespräch auf ihn hingelenkt werden konnte, immer von allen Seiten her an der Grenze dessen, was nicht gesagt werden durfte, haltmachten, trat ihnen das, was sie empfanden, noch reiner und klarer vor die Seele.

Aber eine reine, volle Trauer ist ebenso unmöglich wie eine reine, volle Freude. Zuerst von den beiden erfuhr dies Prinzessin Marja. Infolge ihrer Stellung als alleinige, unabhängige Herrin ihres Schicksals und als Vormünderin und Erzieherin ihres Neffen wurde sie durch das Leben aus jener Welt der Trauer herausgerissen, in der sie die ersten zwei Wochen hindurch gelebt hatte. Sie hatte von Verwandten Briefe erhalten, auf die sie antworten mußte; das Zimmer, in welchem Nikolenka untergebracht war, erwies sich als feucht, und er begann zu husten; Alpatytsch kam nach Jaroslawl mit geschäftlichen Abrechnungen, sowie mit dem Vorschlage und Rate, Prinzessin Marja möge nach

Moskau in das Haus in der Wosdwischenka-Straße ziehen, das unversehrt geblieben war und nur geringer Reparaturen bedurfte. Das Leben blieb nicht stehen, und Prinzessin Marja konnte sich seinen Anforderungen nicht entziehen. So schwer es ihr wurde, aus jener Welt einsamer Beschaulichkeit, in der sie bisher gelebt hatte, herauszutreten, so sehr sie es bedauerte und sich gewissermaßen schämte, Natascha allein zu lassen: die Sorgen des Lebens verlangten ihre tätige Teilnahme, und sie konnte nicht umhin, sich ihnen zu widmen. Sie sah mit Alpatytsch die Rechnungen durch, konferierte mit Dessalles über ihren Neffen und traf Anordnungen und Vorbereitungen für ihre Übersiedelung nach Moskau.

Natascha blieb allein und begann auch ihrerseits der Prinzessin Marja aus dem Wege zu gehen, seit diese sich mit den Vorbereitungen zu ihrem Umzuge beschäftigte.

Prinzessin Marja machte der Gräfin den Vorschlag, ihr Natascha nach Moskau mitzugeben, und Mutter und Vater erklärten sich freudig damit einverstanden, da sie sahen, daß die körperlichen Kräfte ihrer Tochter von Tag zu Tag mehr abnahmen, und der Meinung waren, eine Ortsveränderung und eine Behandlung durch Moskauer Ärzte würde ihr Nutzen bringen.

„Ich reise nirgends hin," antwortete Natascha, als sie ihr von diesem Vorschlage Mitteilung machten. „Laßt mich nur, bitte, ganz in Ruhe!" Und damit lief sie aus dem Zimmer, nur mühsam die Tränen nicht sowohl des Grams als des Ärgers und Ingrimms zurückhaltend.

Seit Natascha sich von der Prinzessin Marja verlassen und in ihrem Gram allein fühlte, saß sie den größten Teil des Tages über allein in ihrem Zimmer mit hinaufgezogenen Beinen in einer Sofaecke, zerriß oder zerknetete etwas mit ihren schlanken, nervös zuckenden Fingern und blickte starr und regungslos nach

irgendeinem Gegenstande hin, auf den sich ihre Augen einmal geheftet hatten. Diese Einsamkeit machte sie matt und war ihr eine Qual; aber trotzdem war sie ihr geradezu notwendig. Sowie jemand zu ihr ins Zimmer trat, stand sie schnell auf, änderte die Richtung und den Ausdruck ihres Blickes, griff nach einem Buche oder einer Näharbeit und wartete offenbar mit Ungeduld darauf, daß der, welcher sie gestört hatte, wieder hinausginge.

Es war ihr stets so zumute, als werde sie im nächsten Augenblicke das verstehen und durchdringen, worauf ihr geistiger Blick mit furchtbarer, ihre Kräfte übersteigender Anstrengung fragend gerichtet war.

Gegen Ende des Dezembers saß Natascha eines Tages in einem schwarzen Wollkleide, den Zopf nachlässig in einen Kauz zusammengesteckt, mager und blaß, mit hinaufgezogenen Beinen in ihrer Sofaecke, knitterte nervös die Enden ihres Gürtels zusammen und breitete sie wieder auseinander und blickte unverwandt nach der Türnische.

Sie schaute dahin, wohin er fortgegangen war, nach dem jenseitigen Leben. Und das jenseitige Leben, an das sie früher nie gedacht hatte und das ihr früher so fern, so unwahrscheinlich vorgekommen war, erschien ihr jetzt näher, vertrauter, verständlicher als das diesseitige Leben, in welchem alles entweder Öde und Verwüstung oder Leid und Kränkung war.

Sie schaute dorthin, wo sie wußte, daß er war; aber sie konnte ihn nicht anders sehen als in der Gestalt, die er hier gehabt hatte. Sie sah ihn wieder so, wie er in Mytischtschi, in Troiza und in Jaroslawl gewesen war.

Sie sah sein Gesicht, hörte seine Stimme und wiederholte seine Worte und die Worte, die sie zu ihm gesprochen hatte, und ersann sich manchmal für sich und für ihn neue Worte, die sie beide damals hätten sagen können.

Er hatte vor ihr gelegen auf seinem Lehnstuhl in seinem samtenen Pelz, den Kopf auf die magere, blasse Hand gestützt, die Brust furchtbar eingesunken, die Schultern hochgezogen, die Lippen fest zusammengepreßt; die Augen hatten geglänzt, und auf seiner bleichen Stirn hatte sich eine Falte zusammengezogen und war dann wieder verschwunden. Sein eines Bein hatte ein ganz klein wenig gezittert. Natascha hatte gewußt, daß er mit einem qualvollen Schmerze rang. „Was hat es für eine Bewandtnis mit diesem Schmerze? Wozu ist dieser Schmerz da? Was fühlt der Kranke? Wie tut es ihm weh?" hatte Natascha gedacht. Er hatte bemerkt, daß ihre Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet war, hatte die Augen in die Höhe gehoben und, ohne daß er gelächelt hätte, zu reden begonnen.

„Eines ist schrecklich," hatte er gesagt, „sich für das ganze Leben mit einem leidenden Menschen zu verbinden. Das ist eine lebenslängliche Qual." Und er hatte sie mit einem prüfenden Blicke angeschaut. Natascha hatte, wie sie das immer tat, so auch damals geantwortet, ehe sie das, was sie antworten wollte, überdacht hatte; sie hatte gesagt: „Das kann ja nicht so bleiben, das wird nicht so bleiben; Sie werden wieder gesund werden, ganz gesund."

Jetzt sah sie ihn wieder vor sich und durchlebte jetzt noch einmal von Anfang alles, was sie damals empfunden hatte. Sie erinnerte sich an den langen, traurigen, ernsten Blick, mit dem er sie bei diesen ihren Worten angeschaut hatte, und verstand, welch ein Vorwurf und welch eine Verzweiflung in diesem langen Blicke gelegen hatte.

„Ich stimmte ihm darin zu," sagte Natascha jetzt zu sich selbst, „daß es schrecklich wäre, wenn er immer leidend bliebe. Meine Antwort damals hatte nur den Sinn, daß es für *ihn* schrecklich sein würde, und er faßte sie anders auf. Er glaubte, es würde

für mich schrecklich sein. Er hatte damals noch den Wunsch weiter zu leben und fürchtete sich vor dem Tode. Und ich habe ihm so plump, so dumm geantwortet. Das habe ich nicht gemeint. Ich meinte etwas ganz anderes. Wenn ich gesagt hätte, was ich wirklich meinte, so hätte ich gesagt: selbst wenn er immerzu im Sterben läge, immerzu vor meinen Augen dahinstürbe, so würde ich dennoch glücklich sein im Vergleich mit dem, was ich jetzt bin. Jetzt ist nichts und niemand mehr da. Hat er wohl gewußt, wie ich dachte? Nein. Er hat es nicht gewußt und wird es nie erfahren. Und jetzt läßt sich das nie, nie wieder gutmachen." Und nun sprach er wieder zu ihr dieselben Worte; aber jetzt antwortete ihm Natascha in ihrer Phantasie anders. Sie unterbrach ihn und sagte: „Schrecklich für Sie, aber nicht für mich. Sie wissen, daß ohne Sie mir das Leben leer und öde ist; mit Ihnen zu leiden ist für mich das schönste Glück." Und er ergriff ihre Hand und drückte sie so, wie er sie an jenem furchtbaren Abend vier Tage vor seinem Tode gedrückt hatte. Und in ihrer Phantasie sagte sie ihm jetzt noch andere zärtliche Liebesworte, die sie ihm damals hätte sagen können. „Ich liebe dich! ... Dich ... Ich liebe dich, liebe dich ..." sagte sie, indem sie die Hände krampfhaft zusammendrückte und die Zähne mit grausamer Anstrengung aufeinander preßte.

Und ein süßer Gram überkam sie, und schon traten ihr die Tränen in die Augen; aber auf einmal fragte sie sich, wem sie das alles sage, wo er sei und was er jetzt sei. Und wieder wurde alles von einem trockenen, harten Zweifel verhüllt, und wieder schaute sie mit nervös zusammengezogenen Brauen im Geiste dahin, wo er war. Und da, da war es ihr, als durchdringe sie das Geheimnis. Aber gerade in dem Augenblicke, als das Unbegreifliche sich ihr schon zu offenbaren schien, traf ein lautes Klappern der Türklinke schmerzlich ihr Ohr. Eilig und ohne Vor=

sicht, mit einem ängstlichen, ihr sonst fremden Gesichtsausdruck trat das Stubenmädchen Dunjascha ins Zimmer.

„Bitte, kommen Sie recht schnell zum Papa," sagte Dunjascha mit eigentümlich erregter Miene. „Ein Unglück ... es ist ein Brief gekommen über Peter Iljitsch," stieß sie schluchzend heraus.

II

Außer dem allgemeinen Gefühl der Entfremdung gegen alle Menschen empfand Natascha in dieser Zeit ein besonderes Gefühl der Entfremdung gegen die Mitglieder ihrer eigenen Familie. Alle ihre Angehörigen: der Vater, die Mutter, Sonja, waren ihr so gewohnte, alltägliche Erscheinungen, daß alle Worte und Gefühle derselben ihr wie eine Profanierung jener Welt vorkamen, in der sie in der letzten Zeit gelebt hatte, und sie benahm sich gegen sie nicht nur gleichgültig, sondern befand sich ihnen gegenüber in einer feindseligen Stimmung. Sie hatte gehört, was Dunjascha über Peter Iljitsch und ein Unglück gesagt hatte, es aber nicht verstanden.

„Was ist da bei denen für ein Unglück geschehen, was kann bei ihnen überhaupt für ein Unglück vorkommen? Bei denen nimmt ja alles seinen alten, gewohnten, ruhigen Gang," sagte sich Natascha in Gedanken.

Als sie in den Saal trat, kam der Vater eilig aus dem Zimmer der Gräfin heraus. Sein Gesicht war von Falten überzogen und feucht von Tränen. Augenscheinlich war er aus jenem Zimmer herausgelaufen, um den Tränen, die ihn zu ersticken drohten, freien Lauf zu lassen. Als er Natascha erblickte, machte er mit beiden Armen eine Gebärde der Verzweiflung und brach in ein schmerzliches, krampfhaftes Schluchzen aus, bei dem sich sein rundes, weiches Gesicht verzerrte.

„Pe ... Peter ... Geh hinein, geh hinein, sie ruft nach dir ..." Und wie ein Kind aufschluchzend, ging er hastig mit kleinen Schritten auf seinen schwach gewordenen Beinen auf einen Stuhl zu, fiel beinah auf ihn nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Auf einmal lief gleichsam ein elektrischer Strom durch Nataschas ganzes Wesen. Eine Art von furchtbarem, schmerzhaftem Schlage traf ihr Herz. Sie empfand einen entsetzlichen Schmerz; es war ihr, als wäre in ihrem Innern etwas von ihr losgerissen und als sei sie dem Tode nahe. Aber gleich nach diesem Schmerze fühlte sie eine Befreiung von dem Verbote zu leben, das auf ihr gelastet hatte. Als sie den Vater sah und durch die Tür einen schrecklichen, lauten Schrei der Mutter hörte, hatte sie augenblicklich sich und ihren Gram vergessen.

Sie lief auf den Vater zu; der aber winkte ihr matt mit der Hand ab und wies auf die Tür der Mutter. Prinzessin Marja, blaß, mit zitternder Kinnlade, kam aus der Tür, ergriff Natascha bei der Hand und sagte etwas zu ihr. Natascha sah sie nicht und hörte sie nicht. Mit schnellen Schritten trat sie in die Tür, blieb, wie im Kampfe mit sich selbst, einen Augenblick stehen und lief dann zu ihrer Mutter hin.

Die Gräfin lag in seltsamer, unbequemer Haltung ausgestreckt auf einem Lehnstuhl und schlug mit dem Kopfe gegen die Wand. Sonja und die Stubenmädchen hielten sie an den Armen.

„Ruft Natascha, ruft Natascha!" schrie die Gräfin. „Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr ... Er lügt ... Ruft Natascha!" schrie sie und stieß die Umstehenden von sich. „Geht alle fort, es ist nicht wahr! Er soll tot sein? Ha-ha-ha! ... Es ist nicht wahr!"

Natascha kniete sich mit dem einen Beine auf den Lehnstuhl, beugte sich über die Mutter, umarmte sie, hob sie mit überraschen-

der Kraft in die Höhe, drehte das Gesicht der Mutter zu sich hin und schmiegte sich an sie.

„Mamachen! ... Täubchen! ... Hier bin ich, du Liebe, Gute. Mamachen ...“ flüsterte sie ihr zu, ohne auch nur eine Sekunde lang zu schweigen.

Sie ließ die Mutter nicht los, rang zärtlich mit ihr, forderte Kissen und Wasser und knöpfte und riß ihr das Kleid auf.

„Du Liebe, Gute, Täubchen ... Liebstes Mamachen ...“ flüsterte sie unaufhörlich, küßte ihr den Kopf, die Hände, das Gesicht und fühlte, wie ihr selbst die Tränen stromweis aus den Augen liefen und sie an Nase und Wangen kitzelten.

Die Gräfin drückte die Hand der Tochter, schloß die Augen und wurde für einen Augenblick ruhig. Plötzlich aber erhob sie sich mit einer Schnelligkeit, die ihr sonst nicht eigen war, sah verstört um sich, und als sie Natascha erblickte, begann sie aus Leibeskräften deren Kopf zusammenzudrücken. Dann wandte sie Nataschas Gesicht, das sich vor Schmerz in Falten verzogen hatte, zu sich und blickte lange hinein.

„Natascha, du hast mich lieb,“ sagte sie in leisem, zutraulichem Flüstertone. „Natascha, du wirst mich nicht täuschen? Du wirst mir die ganze Wahrheit sagen?“

Natascha sah sie mit Augen, die in Tränen schwammen, an, und auf ihrem Gesichte lag nur eine Bitte um Verzeihung und um Liebe.

„Mamachen, du Liebe, Gute,“ sagte sie noch einmal und strengte alle Kraft ihrer Liebe an, um nach Möglichkeit das Übermaß des Kummers, der die Mutter erdrückte, dieser abzunehmen und es auf die eigenen Schultern zu laden.

Aber die Mutter, die es durchaus nicht für möglich halten wollte, daß sie selbst lebe, während ihr geliebter, blühender Junge tot sei, rettete sich aus der Wirklichkeit, mit der sie

in hoffnungslosem Kampfe rang, wieder in die Welt des Irrsinns.

Natascha hatte später keine Erinnerung dafür, wie dieser Tag und diese Nacht und der folgende Tag und die folgende Nacht vergangen waren. Sie schlief nicht und wich ihrer Mutter nicht von der Seite. Nataschas beharrliche, geduldige Liebe hielt gleichsam die Gräfin ununterbrochen fest umschlungen, nicht in dem Sinne, als ob sie sie zu belehren oder zu trösten versuchte, sondern als wollte sie sie auffordern, zum Leben zurückzukehren.

In der dritten Nacht beruhigte sich die Gräfin für ein Weilchen, und Natascha schloß die Augen, stützte den Arm auf die Lehne des Sessels, auf dem sie saß, und legte den Kopf in die Hand. Das Bett knarrte; Natascha öffnete die Augen. Die Gräfin saß aufrecht auf dem Bette und sprach leise vor sich hin.

„Wie freue ich mich, daß du gekommen bist, lieber Sohn. Du wirst müde sein; möchtest du Tee?" Natascha trat zu ihr. „Du bist hübscher und männlicher geworden," fuhr die Gräfin fort und ergriff die Tochter bei der Hand.

„Mamachen, was sprechen Sie da!"

„Natascha, er lebt nicht mehr, er lebt nicht mehr."

Die Gräfin umarmte ihre Tochter und begann zum erstenmal zu weinen.

III

Prinzessin Marja hatte ihre Abreise aufgeschoben. Sonja und der Graf versuchten, Natascha abzulösen; aber dies war ihnen nicht möglich. Sie sahen, daß Natascha die einzige war, die die Mutter vor wahnsinniger Verzweiflung bewahren konnte. Drei Wochen lang wohnte Natascha mit ihrer Mutter zusammen, ohne sie je zu verlassen; sie schlief auf einem Lehnstuhl in ihrem Zimmer, gab ihr zu trinken und zu essen und redete fortwährend

mit ihr; sie redete, weil schon allein der zärtliche, liebkosende Klang ihrer Stimme für die Gräfin etwas Beruhigendes hatte.

Die seelische Wunde der Mutter konnte nicht heilen. Peters Tod hatte ihr die Hälfte ihrer Lebenskraft geraubt. Als sie die Nachricht von Peters Tode empfangen hatte, war sie eine frische, rüstige Fünfzigerin gewesen; einen Monat darauf trat sie aus ihrem Zimmer als eine fast abgestorbene Greisin, die am Leben keinen Anteil mehr nahm. Aber durch dieselbe Wunde, die der Gräfin die halbe Lebenskraft entrissen hatte, durch diese neue Wunde war Natascha wieder zum Leben erweckt worden.

Mit einer seelischen Wunde, die von einer Verletzung sozusagen des geistigen Leibes herrührt, ist es dieselbe Sache wie mit einer körperlichen Wunde. So sonderbar es auch scheinen mag: nachdem die Wunde gleichsam in der Tiefe der Seele zu bluten aufgehört hat und ihre Ränder sich geschlossen haben, heilt sie, wie eine körperliche, allein durch die von innen hervordrängende Lebenskraft.

Ebenso heilte Nataschas Wunde. Sie hatte gemeint, ihr Leben sei abgeschlossen. Aber plötzlich zeigte ihr die Liebe zur Mutter, daß der Kern ihres Lebens, die Liebe, in ihr noch lebendig war. Die Liebe war wieder erwacht, und mit ihr auch das Leben.

Die letzten Tage des Fürsten Andrei hatten um Natascha und Prinzessin Marja ein Band geschlungen. Das neue Unglück brachte sie einander noch näher. Prinzessin Marja hatte ihre Abreise aufgeschoben und in den letzten drei Wochen Natascha wie ein krankes Kind gewartet und gepflegt. Die letzten Wochen, welche Natascha im Zimmer der Mutter verbracht hatte, hatten ihre physischen Kräfte arg mitgenommen.

Eines Tages bemerkte Prinzessin Marja um die Mittagszeit, daß Natascha in einem Fieberschauer zitterte; sie nahm sie mit sich auf ihr Zimmer und veranlaßte sie, sich dort auf ihr Bett zu

legen. Natascha legte sich auch hin; aber als Prinzessin Marja die Vorhänge heruntergelassen hatte und nun hinausgehen wollte, rief Natascha sie zu sich heran.

„Ich mag nicht schlafen, Marja; setze dich doch ein Weilchen zu mir."

„Du bist müde; versuche nur zu schlafen."

„Nein, nein. Warum hast du mich hierher gebracht? Sie wird nach mir fragen."

„Es geht ihr ja doch bedeutend besser. Sie hat heute so lieb und gut gesprochen," sagte Prinzessin Marja.

Natascha lag auf dem Bette und betrachtete in dem Halbdunkel des Zimmers das Gesicht der Prinzessin.

„Hat sie Ähnlichkeit mit ihm?" dachte Natascha. „Ja, sie hat mit ihm Ähnlichkeit und auch wieder nicht. Aber sie ist ein besonderes, fremdes, ganz neuartiges, mir unbekanntes Wesen. Und sie hat mich gern. Wie mag es nur in ihrem Herzen aussehen? In ihrem Herzen wohnt gewiß nur Gutes. Aber wie mag sie über mich denken? Wie mag sie mich beurteilen? Ja, sie ist ein herrliches Wesen!"

„Marja," sagte sie schüchtern und zog deren Hand zu sich heran. „Marja, halte mich nicht für schlecht. Nein? Marja, Täubchen! Wie lieb ich dich habe! Wir wollen gute Freundinnen sein, recht gute Freundinnen."

Und Natascha umarmte Prinzessin Marja und bedeckte ihre Hände und ihr Gesicht mit Küssen. Prinzessin Marja fühlte sich durch diesen Gefühlsausbruch Nataschas beschämt und beglückt.

Von diesem Tage an bildete sich zwischen Prinzessin Marja und Natascha jene leidenschaftliche, zärtliche Freundschaft heraus, wie sie nur zwischen Frauen vorkommt. Sie küßten sich fortwährend, wechselten zärtliche Worte miteinander und verbrachten die meiste Zeit zusammen. Ging die eine hinaus, so wurde die andere

unruhig und beeilte sich, sich ihr wieder zuzugesellen. Sie befanden sich beide untereinander in größerem Einklange, als jede einzelne mit sich selbst. Das Gefühl, das zwischen ihnen bestand, war stärker als bloße Freundschaft; eine jede von ihnen fühlte geradezu, daß sie eigentlich nur bei Anwesenheit der andern wahrhaft leben könne.

Manchmal schwiegen sie ganze Stunden lang; manchmal begannen sie, wenn sie schon in den Betten lagen, noch miteinander zu reden und redeten so bis zum Morgen. Sie sprachen größtenteils von der fernen Vergangenheit. Prinzessin Marja erzählte von ihrer Kindheit, von ihrer Mutter, von ihrem Vater, von ihrer Gedankenwelt; und Natascha, die sich früher mit ruhiger Verständnislosigkeit von diesem Leben der Ergebung und Demut und von der Poesie christlicher Selbstverleugnung abgewandt hatte, lernte jetzt, wo sie sich durch das Band der Liebe mit Prinzessin Marja verknüpft fühlte, auch die Vergangenheit der Prinzessin Marja lieben und diese ihr vorher unverständliche Seite des Lebens verstehen. Sie beabsichtigte nicht, Demut und Selbstverleugnung ihrem eigenen Charakter beizugesellen, da sie andere Freuden zu suchen gewohnt war; aber sie begriff und liebte nun an der andern diese ihr bisher unverständliche Tugend. Und auch der Prinzessin Marja erschloß sich, wenn sie Nataschas Erzählungen von ihrer Kindheit und ersten Mädchenzeit anhörte, eine ihr bisher unverständliche Seite des Lebens, der Glaube an das Leben und an den Genuß des Lebens.

Wie früher, sprachen sie auch jetzt nie von „ihm"; sie hatten die Vorstellung, daß sie durch Worte sich an der Erhabenheit des Gefühls, das in ihren Herzen lebte, versündigen würden; aber dieses Schweigen über ihn hatte die Wirkung, daß sie, ohne selbst sich dessen bewußt zu werden, seiner allmählich vergaßen.

Natascha wurde so mager und blaß und ihre Körperkräfte

nahmen dermaßen ab, daß alle beständig von ihrer Gesundheit sprachen; und ihr war dies angenehm. Manchmal aber überkam sie plötzlich eine Angst nicht nur vor dem Tode, sondern auch vor Krankheit, Schwäche, Verlust ihrer Schönheit, und unwillkürlich betrachtete sie manchmal aufmerksam ihren nackten Arm und erschrak über seine Magerkeit, oder sie musterte morgens im Spiegel ihr langgezogenes und, wie es ihr vorkam, Mitleid erweckendes Gesicht. Sie hatte die Vorstellung, das müsse so sein, war aber doch bange und traurig darüber.

Einmal ging sie schnell die Treppe hinauf und kam dabei stark außer Atem. Sofort ersann sie sich noch eine Verrichtung unten und lief dann von dort noch einmal nach oben, um ihre Kraft auf die Probe zu stellen und sich zu beobachten.

Ein andermal rief sie nach Dunjascha, und ihre Stimme kam dabei ins Zittern. Sie rief sie noch einmal, obgleich sie schon ihre Schritte hörte, und zwar mit dem Brustton, mit dem sie sang, und horchte, was er für einen Klang habe.

Sie wußte es nicht und hätte es nicht geglaubt: aber durch die Schlammschicht, die ihre Seele bedeckte und ihr undurchdringlich schien, kamen schon von unten dünne, zarte, junge Grasspitzen hindurch, von denen zu erwarten war, daß sie sich bald fester bewurzeln und mit ihren lebensfrischen Trieben den Kummer, welcher Nataschа niederdrückte, so überdecken würden, daß er bald nicht mehr zu sehen und zu merken sein würde. Die Wunde heilte von innen heraus.

Ende Januar reiste Prinzessin Marja nach Moskau, und der Graf bestand darauf, daß Natascha mit ihr fahren sollte, um die dortigen Ärzte zu konsultieren.

IV

Nach dem Zusammenstoße bei Wjasma, wo Kutusow das Verlangen seines Heeres, den Feind zurückzuwerfen, abzuschneiden usw., nicht hatte zügeln können, ging der weitere Marsch der fliehenden Franzosen und der sie verfolgenden Russen ohne Kämpfe vor sich. Die Flucht war so eilig, daß die russische Armee, die die Franzosen verfolgte, ihnen nicht nachkommen konnte und die Pferde der Kavallerie und Artillerie den Dienst versagten und die Nachrichten über die Bewegungen der Franzosen stets unzuverlässig waren.

Die Mannschaften des russischen Heeres waren durch dieses ununterbrochene Marschieren, täglich vierzig Werst, so erschöpft, daß sie nicht schneller vorwärts konnten.

Um den Grad der Erschöpfung der russischen Armee zu begreifen, braucht man sich nur die Bedeutung der Tatsache klarzumachen, daß die russische Armee, die aus Tarutino in einer Stärke von hunderttausend Mann ausgerückt war und an Verwundeten und Gefallenen während des ganzen Marsches von Tarutino nicht mehr als fünftausend Mann, an Gefangenen nicht hundert verloren hatte, in Krasnoje nur noch fünfzigtausend Mann stark anlangte.

Der schnelle Marsch der Russen hinter den Franzosen her wirkte auf die russische Armee genau ebenso aufreibend wie die Flucht auf die Franzosen. Der Unterschied war nur der, daß die russische Armee nach ihrem eigenen Willen marschierte, ohne daß sie das Verderben zu fürchten gehabt hätte, wie es als drohende Wolke über der französischen Armee hing, und darin, daß die zurückbleibenden Maroden bei den Franzosen in die Hände des Feindes fielen, während die zurückbleibenden Russen in ihrer Heimat waren. Die Hauptursache für die Verringerung des Napoleo-

nischen Heeres war die Schnelligkeit des Marsches, und als zweifelloser Beweis dafür dient die entsprechende Verringerung der russischen Truppen.

Kutusows ganze Tätigkeit war, wie dies auch bei Tarutino und Wjasma der Fall gewesen war, nur darauf gerichtet, soweit es in seiner Macht stand, diese für die Franzosen unheilvolle Bewegung nicht zu hemmen (wie es die Herrschaften in Petersburg und die russischen Generale bei der Armee wollten), sondern sie zu fördern und die Bewegung der eigenen Truppen zu erleichtern.

Seit sich aber bei den Truppen eine starke Erschöpfung fühlbar machte und die gewaltigen Menschenverluste eintraten, die eine Folge des schnellen Marschierens waren, hatte Kutusow außer dem oben angegebenen Grunde noch einen zweiten, der ihn veranlaßte, die Bewegungen der Truppen zu verlangsamen und abzuwarten. Der Zweck der russischen Truppen war die Verfolgung der Franzosen. Der Weg, den die Franzosen einschlugen, war unbekannt; je näher auf den Fersen daher unsere Truppen den Franzosen folgten, eine um so größere Strecke hatten sie zurückzulegen. Nur wenn sie in einiger Entfernung folgten, war es möglich, durch Benutzung des kürzesten Weges die Zickzacke abzuschneiden, welche die Franzosen machten. Alle die kunstvollen Manöver, die die Generale in Vorschlag brachten, liefen auf Truppenverschiebungen und Vergrößerung der Märsche hinaus, während doch das einzig vernünftige Ziel darin bestand, diese Märsche zu verkleinern. Und auf dieses Ziel war während des ganzen Feldzuges von Moskau bis Wilna Kutusows Tätigkeit gerichtet, nicht etwa nur gelegentlich und zeitweilig, sondern mit solcher Konsequenz, daß er es auch nicht ein einziges Mal aus den Augen verlor.

Kutusow wußte nicht mit dem Verstande oder durch die Wissen-

schaft, sondern er wußte und fühlte mit seinem ganzen russischen Wesen, was jeder russische Soldat fühlte: daß die Franzosen besiegt waren, daß die Feinde flohen und daß man sie hinausbegleiten mußte; zugleich aber fühlte er in vollem Einklang mit den Soldaten die ganze drückende Last dieses hinsichtlich der Schnelligkeit und der Jahreszeit unerhörten Marsches.

Aber die Generale, namentlich die nicht russischen, die den Wunsch hatten sich auszuzeichnen, irgend jemand in Erstaunen zu versetzen, zu irgendwelchem Zwecke irgendwelchen Herzog oder König gefangen zu nehmen, diese Generale waren jetzt, wo doch jeder Kampf widerlich und sinnlos war, der Ansicht, gerade jetzt sei die richtige Zeit, um eine Schlacht zu liefern und irgend jemand zu besiegen. Kutusow zuckte nur die Achseln, wenn sie ihm einer nach dem andern allerlei Projekte zu Manövern mit diesen schlecht beschuhten, der Pelze entbehrenden, halb verhungerten Soldaten vorlegten, die in einem Monat ohne Schlachten auf die Hälfte zusammengeschmolzen waren und mit denen man, selbst wenn sich die weitere Verfolgung unter den günstigsten Umständen vollzog, bis zur Grenze noch eine weitere Strecke zu durchmessen hatte, als die bisher zurückgelegte.

Ganz besonders trat dieses Streben, sich auszuzeichnen und zu manövrieren, zurückzuwerfen und abzuschneiden, dann hervor, wenn die russischen Truppen auf die der Franzosen stießen.

So war dies bei Krasnoje der Fall, wo man eine der drei französischen Kolonnen zu finden erwartet hatte und auf Napoleon selbst mit dem ganzen Heere stieß. Trotz aller Mittel, die Kutusow anwandte, um diesem verderblichen Zusammenstoße auszuweichen und seine Truppen zu schonen, kam es doch zu einer drei Tage dauernden Bekämpfung der aufgelösten Scharen der Franzosen durch die erschöpften Soldaten der russischen Armee.

Toll hatte eine schriftliche Disposition verfaßt: „Die erste Kolonne marschiert usw." Und wie immer verlief nichts der Disposition gemäß. Prinz Eugen von Württemberg beschoß die vorbeilaufenden Scharen der Franzosen von einem Berge aus und forderte Verstärkungen, die er aber nicht erhielt. Die Franzosen flüchteten in den Nächten um die Russen herum, zerstreuten sich, verbargen sich in den Wäldern und arbeiteten sich, ein jeder so gut er konnte, weiter vorwärts.

Miloradowitsch, der geäußert hatte, von den ökonomischen Angelegenheiten seiner Abteilung wolle er nichts wissen, er, der niemals zu finden war, wenn man ihn brauchte, der Ritter ohne Furcht und Tadel, wie er sich selbst gern nannte, ein Freund von Unterhandlungen mit den Franzosen, schickte Parlamentäre, forderte zur Ergebung auf, verlor die Zeit und tat nicht, was ihm befohlen war.

„Ich schenke euch diese Kolonne, Kinder," sagte er, indem er an seine Truppen heranritt und den Kavalleristen die Franzosen zeigte.

Und die Kavalleristen ritten auf ihren Pferden, die sich kaum bewegen konnten und die sie mit den Sporen und Säbeln antreiben mußten, im Trabe mühsam zu der ihnen geschenkten Kolonne, d. h. zu einem Haufen halb erfrorener, halb verhungerter Franzosen, hin, und die geschenkte Kolonne streckte die Waffen und ergab sich, was sie schon längst gewollt hatte.

Bei Krasnoje wurden sechsundzwanzigtausend Mann gefangen genommen und Hunderte von Geschützen erbeutet, sowie auch ein Stock, den man einen Marschallstab nannte, und man stritt darüber, wer sich dabei besonders ausgezeichnet habe, und war mit dem Resultate zufrieden; nur bedauerte man sehr, daß man nicht Napoleon oder wenigstens einen Helden zweiten Ranges, einen Marschall, gefangen genommen hatte, und machte sich des-

wegen gegenseitig Vorwürfe; ganz besonders aber richteten sich die Vorwürfe gegen Kutusow.

Diese Leute, die sich von ihren Leidenschaften bestimmen ließen, waren nur blinde Vollstrecker des so traurigen Gesetzes der Notwendigkeit; aber sie hielten sich für Helden und meinten, das, was sie ausgeführt hatten, sei die würdigste, edelste Tat. Sie beschuldigten Kutusow und sagten, er habe sie gleich vom Beginne des Feldzuges an daran gehindert, Napoleon zu besiegen; er sei nur auf die Befriedigung seiner Leidenschaften bedacht und habe nicht aus Polotnjanyje Sawody weggehen wollen, weil er sich dort behaglich gefühlt habe; er habe bei Krasnoje den Marsch gehemmt, weil er auf die Kunde von Napoleons Anwesenheit vollständig den Kopf verloren gehabt habe; man könne vermuten, daß er sich im Einverständnis mit Napoleon befinde, von ihm erkauft sei[1], usw. usw.

Und nicht genug, daß die Zeitgenossen, von ihren Leidenschaften hingerissen, so sprachen, auch die Nachwelt und die Geschichte haben Napoleon einen „großen Mann" genannt; Kutusow aber haben die Ausländer als einen schlauen, ausschweifenden, schwächlichen, höfisch gesinnten alten Mann bezeichnet, die Russen als einen wankelmütigen, unentschlossenen Menschen, als eine Art Strohmann, der nur durch seinen russischen Namen nützlich gewirkt habe.

V

In den Jahren 1812 und 1813 beschuldigte man Kutusow geradezu, grobe Fehler begangen zu haben. Der Kaiser war mit ihm unzufrieden. Und in einem Geschichtswerke, das unlängst auf Allerhöchsten Befehl verfaßt worden ist, wird gesagt, Kutu-

[1] Vgl. Wilsons Aufzeichnungen. Anmerkung des Verfassers.

sow sei ein schlauer, höfischer Lügner gewesen, der vor dem Namen Napoleon Angst gehabt und durch seine Fehler bei Krasnoje und an der Beresina die russischen Truppen des Ruhmes einer völligen Besiegung der Franzosen beraubt habe[1].

Das ist das Schicksal nicht der „großen Männer" von der Art, wie sie der russische Verstand nicht anerkennt, sondern das Schicksal jener seltenen, immer einsam dastehenden Männer, die, den Willen der Vorsehung erkennend, ihm ihren eigenen, persönlichen Willen unterordnen. Haß und Geringschätzung seitens der Menge sind die Strafe dieser Männer dafür, daß sie für die höchsten Gesetze Verständnis gehabt haben.

Für die russischen Geschichtschreiber (es ist sonderbar und schrecklich zu sagen) ist Napoleon, dieses nichtigste aller Werkzeuge der Geschichte, dieser Mann, der nie und nirgends, nicht einmal in der Verbannung etwas von Menschenwürde hat blicken lassen, Napoleon ist für sie ein Gegenstand des Entzückens und der Begeisterung; er ist „ein großer Mann". Kutusow dagegen, der vom Anfang bis zum Ende seiner Tätigkeit im Jahre 1812, von Borodino bis Wilna, kein einziges Mal, durch keine Handlung und kein Wort sich selbst untreu ward, der ein in der Geschichte seltenes Beispiel von Selbstverleugnung und von der Fähigkeit, in der Gegenwart die zukünftige Bedeutung eines Ereignisses zu erkennen, bietet, Kutusow wird von ihnen als ein unschlüssiger, kläglicher Mensch geschildert, und wenn sie von Kutusow und dem Jahre 1812 reden, so klingt es immer, als schämten sie sich ein bißchen.

Und doch ist es schwer, eine historische Persönlichkeit zu finden, deren Tätigkeit mit solcher Unwandelbarkeit beständig auf das-

[1] Vgl. in Bogdanowitschs Geschichte des Jahres 1812 die Charakteristik Kutusows und die Erörterung über die unbefriedigenden Resultate der Kämpfe bei Krasnoje. Anmerkung des Verfassers.

selbe Ziel gerichtet gewesen wäre. Es ist schwer, ein würdigeres und in höherem Grade mit dem Willen der ganzen Nation im Einklange befindliches Ziel zu ersinnen. Noch schwerer ist es, in der Geschichte ein zweites Beispiel zu finden, wo das Ziel, das sich eine historische Persönlichkeit gesetzt hat, in einer so vollkommenen Weise erreicht worden wäre wie das Ziel, auf dessen Erreichung die gesamte Tätigkeit Kutusows im Jahre 1812 gerichtet war.

Kutusow sprach nie von vierzig Jahrhunderten, die von den Pyramiden herabsähen, von den Opfern, die er dem Vaterlande bringe, von dem, was er zu vollbringen beabsichtige oder schon vollbracht habe; er sprach überhaupt nicht über sich, er schauspielerte nicht, er erschien stets als ein ganz einfacher, gewöhnlicher Mensch und redete die einfachsten, gewöhnlichsten Dinge. Er schrieb Briefe an seine Töchter und an Madame Stahl, las Romane, liebte die Gesellschaft schöner Frauen, scherzte mit den Generalen, den Offizieren und Soldaten und widersprach niemals denen, die ihm etwas beweisen wollten. Als Graf Rastoptschin auf der Jauski-Brücke zu Kutusow herangefahren kam und ihm den persönlichen Vorwurf machte, er sei an dem Untergange Moskaus schuld, und sagte: „Sie haben ja doch versprochen, Moskau nicht preiszugeben, ohne eine Schlacht geliefert zu haben!“ da antwortete Kutusow: „Ich werde auch Moskau nicht ohne Schlacht preisgeben,“ obwohl Moskau bereits preisgegeben war. Als Araktschejew im Auftrage des Kaisers zu ihm kam und sagte, man müsse Jermolow zum Befehlshaber der Artillerie ernennen, antwortete Kutusow: „Das habe ich selbst soeben gesagt,“ obgleich er einen Augenblick vorher etwas ganz anderes gesagt hatte. Was machte er sich daraus, er, der inmitten der verständnislosen, ihn umgebenden Menge der einzige war, der damals die ganze gewaltige Bedeutung jenes Ereignisses begriff,

was machte er sich daraus, ob Graf Rastoptschin das Unglück der Hauptstadt sich selbst oder ihm zur Last legte? Und noch weniger interessierte es ihn, wer zum Befehlshaber der Artillerie ernannt wurde.

Dieser alte Mann war durch die Erfahrung seines Lebens zu der Überzeugung gelangt, daß nicht Gedanken und die zu ihrem Ausdruck dienenden Worte es sind, wodurch die Menschen in Bewegung gesetzt werden, und so sprach er denn nicht nur in den oben genannten Fällen, sondern fortwährend ganz sinnlose Worte, die ersten besten, die ihm einfielen.

Aber dieser selbe Mann, der mit seinen Worten so lässig umging, hat während seiner ganzen Tätigkeit kein einziges Mal ein Wort gesagt, das nicht mit jenem einzigen Ziele in Übereinstimmung gewesen wäre, nach dessen Erreichung im ganzen Verlauf des Krieges sein Streben ging. Mit sichtlichem Widerstreben, mit der schmerzlichen Überzeugung, daß man ihn doch nicht verstehen werde, sprach er wiederholentlich unter den verschiedensten Umständen seinen Gedanken aus. Um mit der Schlacht bei Borodino zu beginnen, mit welcher seine Mißhelligkeiten mit seiner Umgebung ihren Anfang nahmen, so war er der einzige, welcher sagte, die Schlacht bei Borodino sei ein Sieg; und dies hat er sowohl mündlich als auch in seinen Rapporten und Berichten bis an sein Lebensende wiederholt. Er war der einzige, welcher sagte, der Verlust Moskaus sei nicht der Verlust Rußlands. Auf Lauristons Friedensanerbietungen antwortete er, ein Friede sei unmöglich; so denke das ganze Volk. Er allein sagte während des Rückzuges der Franzosen, alle unsere Manöver seien unnötig; alles mache sich ganz von selbst besser, als wir es nur wünschen könnten; man müsse dem Feinde eine goldene Brücke bauen; weder die Schlacht bei Tarutino noch die bei Wjasma noch die bei Krasnoje sei nötig gewesen; man müsse noch Truppen haben,

wenn man an die Grenze komme; für zehn Franzosen gebe er noch keinen einzigen Russen hin.

Und er allein, dieser Höfling, wie man ihn uns darstellt, er, der angeblich Araktschejew belog, in der Absicht, dem Kaiser zu gefallen, er allein, dieser Höfling, sagte in Wilna, obgleich er sich dadurch die Ungnade des Kaisers zuzog, eine weitere Kriegführung im Auslande sei nutzlos und schädlich.

Aber seine Aussprüche allein würden nicht beweisen, daß er damals die Bedeutung des Ereignisses erfaßte. Seine Taten, alle ohne die geringste Abweichung, sind sämtlich auf ein und dasselbe dreifache Ziel gerichtet: erstens, alle seine Kräfte zum Zwecke eines Zusammenstoßes mit den Franzosen anzuspannen; zweitens, sie zu besiegen, und drittens, sie aus Rußland zu vertreiben, unter möglichster Erleichterung der Leiden des Volkes und des Heeres.

Er, dieser Zauderer Kutusow, dessen Devise Geduld und Zeit war, der Feind alles entschiedenen Handelns, er lieferte die Schlacht bei Borodino, nachdem er die Vorbereitungen zu ihr mit einer beispiellosen Feierlichkeit ausgestattet hatte. Er, dieser Kutusow, der bei der Schlacht bei Austerlitz vor dem Beginne derselben sagte, sie werde verloren werden, er behauptete bei Borodino, trotzdem die Generale versicherten, die Schlacht sei verloren, und obwohl man nie von einem Beispiele dafür gehört hat, daß ein Heer sich nach einer gewonnenen Schlacht hätte zurückziehen müssen, er allein behauptete im Gegensatze zu allen bis zu seinem Lebensende, die Schlacht bei Borodino sei ein Sieg. Er allein bestand während des ganzen Rückzuges der Franzosen darauf, keine Schlachten zu liefern, da sie nun nutzlos seien, und keinen neuen Krieg zu beginnen und die Grenzen Rußlands nicht zu überschreiten.

Die Bedeutung jenes Ereignisses zu verstehen, ist heutzutage

(wenn man nur nicht der Tätigkeit der Massen Ziele unterschiebt, die nur in den Köpfen von etwa einem Dutzend Menschen existierten) eine leichte Sache, da das ganze Ereignis mit seinen Folgen klar vor uns liegt.

Aber auf welche Weise vermochte es damals dieser alte Mann, allein, im Widerspruch zu der Meinung aller, die Bedeutung der bei diesem Ereignisse sich äußernden nationalen Idee mit solcher Sicherheit zu erkennen, daß er dieser Idee auch nicht ein einziges Mal während seiner ganzen Tätigkeit untreu wurde?

Die Quelle dieser ungewöhnlichen Einsicht in den Sinn dessen, was sich da vollzog, lag in jenem nationalen Empfinden, das er in seiner ganzen Reinheit und Kraft in sich trug.

Nur durch die Erkenntnis, daß dieses Empfinden in Kutusow lebendig war, wurde das Volk veranlaßt, auf so seltsame Weise den in Ungnade gefallenen alten Mann gegen den Willen des Zaren zum Repräsentanten des Nationalkrieges zu erwählen. Und nur dieses Empfinden war es, was ihn auf jene höchste Höhe des Menschentums stellte, von der herab er als Oberkommandierender alle seine Kräfte nicht darauf richtete, Menschen zu töten und zu vernichten, sondern sie zu retten und zu schonen.

Diese schlichte, bescheidene und darum wahrhaft majestätische Gestalt ließ sich nicht in jene lügenhafte Form eines europäischen Heros, eines vermeintlichen Lenkers der Menschen bringen, in jene Form, die die Geschichtschreibung ersonnen hat.

Für einen Lakaien kann es keinen wahrhaft großen Mann geben, weil ein Lakai seinen eigenen Begriff von Größe hat.

VI

Der 5. November war der erste Tag der sogenannten Schlacht bei Krasnoje. Am Spätnachmittag, als schon (nach vielen

Streitigkeiten und Fehlern der Generale, die nicht an ihre Bestimmungsorte gelangt waren, und nachdem Adjutanten mit Gegenbefehlen hierhin und dorthin geschickt waren) klar geworden war, daß der Feind überall floh und eine Schlacht nicht stattfinden könne und nicht stattfinden werde, ritt Kutusow von Krasnoje nach Dobroje, wohin an diesem Tage das Hauptquartier verlegt war.

Es war ein heller Frosttag. Kutusow ritt mit einer großen Suite von Generalen, die mit ihm unzufrieden waren und hinter seinem Rücken zischelten, auf seinem wohlgenährten Schimmelchen nach Dobroje. Auf dem ganzen Wege drängten sich Gruppen von Franzosen, die an diesem Tage gefangen genommen waren, um die Wachtfeuer, um sich zu wärmen; es waren ihrer an diesem Tage siebentausend eingebracht worden. Nicht weit von Dobroje stand am Wege neben einer langen Reihe französischer Geschütze ohne Bespannung ein gewaltiger Haufe Gefangener in lärmendem Gespräche, alle in abgerissener Kleidung und mit Verbänden und Vermummungen, die sie sich aus dem, was ihnen zur Hand gewesen war, hergestellt hatten. Bei der Annäherung des Oberkommandierenden verstummte das Gespräch, und alle Augen richteten sich auf Kutusow, der in seiner weißen Mütze mit rotem Besatz und in seinem wattierten Mantel, der über seinen gewölbten Schultern einen großen Buckel bildete, langsam auf dem Wege hinritt. Einer der Generale berichtete ihm, wo die Geschütze erbeutet und die französischen Soldaten gefangen genommen seien.

Kutusow schien von ernsten Gedanken in Anspruch genommen zu sein und hörte nicht auf das, was der General sagte. Unzufrieden kniff er die Augen zusammen und betrachtete aufmerksam und unverwandt die Gestalten der Gefangenen, die einen besonders kläglichen Anblick boten. Großenteils waren die französischen

Soldaten durch erfrorene Nasen und Backen entstellt; fast alle hatten rote, geschwollene eiternde Augen.

Ein Häufchen Franzosen stand dicht an der Landstraße, und zwei von ihnen (das Gesicht des einen war ganz mit Beulen und Schorfkrusten bedeckt) zerrissen mit den Händen ein Stück rohes Fleisch. Es lag etwas Schreckliches, Tierisches in dem huschenden Blicke, den sie nach den Vorbeireitenden hinwarfen, und in dem grimmigen Ausdruck, mit dem der Soldat mit den Schorfkrusten Kutusow ansah; aber er wandte sich sofort wieder ab und setzte seine Tätigkeit fort.

Kutusow sah diese beiden französischen Soldaten lange aufmerksam an; er runzelte die Stirn, kniff die Augen noch mehr zusammen und wiegte nachdenklich den Kopf hin und her. An einer andern Stelle bemerkte er einen russischen Soldaten, der lachend einem Franzosen auf die Schulter klopfte und freundlich zu ihm redete. Kutusow wiegte wieder mit demselben Ausdruck den Kopf.

„Was sagst du?" fragte er den General, der immer noch in seiner Meldung fortfuhr und die Aufmerksamkeit des Oberkommandierenden auf die erbeuteten französischen Feldzeichen lenken wollte, die vor der Front des Preobraschenski-Regimentes standen.

„Ah, die Feldzeichen!" sagte Kutusow, der sich augenscheinlich nur mit Mühe von dem Gegenstande losriß, der seine Gedanken beschäftigte.

Zerstreut blickte er um sich. Tausende von Augen schauten von allen Seiten auf ihn hin; alles war gespannt, was er nun sagen werde.

Vor dem Preobraschenski-Regimente hielt er an, stieß einen schweren Seufzer aus und schloß die Augen. Einer der Herren aus der Suite gab den Soldaten, die die Feldzeichen hielten,

einen Wink, sie möchten nähertreten und die Feldzeichen mit den Schäften rings um den Oberkommandierenden aufstellen. Kutusow schwieg einige Sekunden; dann fügte er sich offenbar ungern dem Zwange, den ihm seine Stellung auferlegte, hob den Kopf in die Höhe und begann zu reden. Scharen von Offizieren umringten ihn. Er ließ einen aufmerksamen Blick über den Kreis der Offiziere hingleiten, von denen er eine Anzahl erkannte.

„Ich danke euch allen!" sagte er, sich zu den Soldaten und dann wieder zu den Offizieren wendend. In der Stille, die um ihn herum herrschte, waren seine langsam gesprochenen Worte deutlich zu hören. „Ich danke euch allen für eure schweren, treuen Dienste. Der Sieg ist ein vollständiger, und Rußland wird euch nicht vergessen. Ihr habt euch ewigen Ruhm erworben!"

Er schwieg eine Weile und blickte um sich.

„Beuge, beuge ihm den Kopf," sagte er zu einem Soldaten, der einen französischen Adler hielt und ihn zufällig vor der Fahne der Preobraschenzen senkte. „Tiefer, tiefer, jawohl, so! Hurra, Kinder!" rief er, zu den Soldaten gewendet, mit einer schnellen Bewegung des Kinnes.

„Hurra-ra-ra!" brüllten Tausende von Stimmen.

Während die Soldaten schrien, krümmte sich Kutusow auf dem Sattel zusammen, beugte den Kopf herunter, und sein einziges Auge leuchtete in einem milden, anscheinend etwas spöttischen Glanze.

„Ich will euch was sagen, Brüder," begann er von neuem, als das Geschrei verstummt war.

Seine Stimme und seine Miene hatten sich plötzlich verändert: jetzt sprach nicht mehr der Oberkommandierende, sondern es redete ein schlichter, alter Mann, der jetzt seinen Kameraden offenbar etwas sehr Notwendiges mitzuteilen wünschte.

In der Schar der Offiziere und in den Reihen der Soldaten ging eine Bewegung vor, um deutlicher zu hören, was er jetzt sagen werde.

„Ich will euch was sagen, Brüder. Ich weiß, ihr habt es jetzt schwer; aber was ist zu machen! Habt nur Geduld; es dauert ja nicht mehr lange. Wenn wir unsere Gäste werden hinausbegleitet haben, dann können wir uns erholen. Der Zar wird euch eure Dienste nicht vergessen. Ihr habt es schwer; aber ihr seid doch wenigstens in der Heimat; diese jedoch ... seht, wie weit es mit ihnen gekommen ist!" sagte er, auf die Gefangenen weisend. „Sie sind elender als die elendesten Bettler! Solange sie stark und mächtig waren, haben wir alle Kraft drangesetzt, um sie zu besiegen; aber jetzt können wir mit ihnen Mitleid haben und sie schonen. Sie sind ja doch auch Menschen. Nicht wahr, Kinder?"

Er schaute rings um sich, und als er in aller Blicken, die unverwandt mit respektvoller Verwunderung auf ihn gerichtet waren, Zustimmung zu seinen Worten las, da leuchtete auf dem Gesichte des alten Mannes immer heller und heller ein mildes Lächeln auf, bei dem sich sternförmige Runzeln um die Mundwinkel und um die Augen bildeten. Er schwieg ein Weilchen und senkte den Kopf, wie wenn er unentschlossen wäre, ob er noch mehr sagen solle. Plötzlich fügte er, den Kopf in die Höhe hebend, hinzu:

„Aber auch das möchte ich noch sagen: wer hat sie geheißen zu uns kommen? Es geschieht ihnen ganz recht; jagt sie ..." Hier am Schlusse bediente er sich einer recht unanständigen, volkstümlichen Redewendung.

Und die Peitsche schwingend, sprengte er im Galopp, zum erstenmal im ganzen Feldzuge, fort von den fröhlich lachenden, Hurra rufenden Soldaten, die nun ihre Reihen auflösten.

Die Worte, die Kutusow gesprochen hatte, waren von den Truppen kaum verstanden worden. Es wäre wohl niemand imstande gewesen, den Inhalt der zuerst feierlichen und gegen den Schluß gutmütig altväterischen Ansprache des Feldmarschalls wiederzugeben; aber es war nicht nur der herzliche Sinn dieser Ansprache verstanden worden, sondern dasselbe Gefühl erhabener Feierlichkeit im Verein mit einer mitleidigen Gesinnung gegen die Feinde und dem Bewußtsein, sich im Rechte zu befinden, dasselbe Gefühl, das in dem altväterischen, gutmütigen Schimpfworte, und zwar gerade in diesem, seinen Ausdruck gefunden hatte, dieses selbe Gefühl lag auch in der Seele eines jeden Soldaten und äußerte sich durch ein Freudengeschrei, das lange nicht verstummen wollte. Als dann einer der Generale sich an den Oberkommandierenden mit der Frage wandte, ob er den Wagen befehle, brach Kutusow, im Begriff zu antworten, unerwartet in Schluchzen aus: er befand sich offenbar in starker Erregung.

VII

Am 8. November, dem letzten Tage der Kämpfe bei Krasnoje, brach schon das Abenddunkel herein, als die Truppen an den Ort kamen, wo sie übernachten sollten. Der ganze Tag war still und kalt gewesen, mit leichtem, spärlichem Schneefall; zum Abend klärte es sich nun auf. Durch die Schneeflöckchen hindurch wurde der blauschwarze Sternenhimmel sichtbar, und die Kälte nahm zu.

Ein Musketierregiment, das in einer Stärke von dreitausend Mann aus Tarutino ausmarschiert war, kam jetzt, nur noch neunhundert Mann stark, als eines der ersten an dem für das Nachtlager in Aussicht genommenen Orte an, in einem Dorfe an der großen Heerstraße. Die Quartiermeister, die das Regiment emp-

fingen, erklärten, alle Bauernhäuser seien voll von kranken und toten Franzosen, von Kavalleristen und hohen Offizieren. Nur ein einziges Häuschen sei für den Regimentskommandeur vorhanden.

Der Regimentskommandeur ritt zu seinem Quartier hin. Das Regiment zog durch das Dorf hindurch und stellte bei den äußersten Häusern an der Heerstraße die Gewehre zusammen.

Wie ein großes Ameisenvolk machte sich das Regiment an die Arbeit, das Nachtlager und die Abendmahlzeit herzurichten. Ein Teil der Soldaten zerstreute sich, bis an die Knie im Schnee, in einem rechts vom Dorfe gelegenen Birkenwalde, und sogleich erscholl im Walde der Klang der Beile und Seitengewehre, das Krachen zerbrochener Äste und fröhliche Stimmen. Ein anderer Teil war rings um den Mittelpunkt des Biwaks, den die Fuhrwerke des Regimentes und die in einem Haufen zusammenstehenden Pferde bildeten, eifrig damit beschäftigt, die Kessel und den Zwieback hervorzuholen und den Pferden Futter zu geben. Ein dritter Teil hatte sich im Dorfe verteilt, richtete Quartiere für die höheren Offiziere ein, trug die in den Häusern liegenden Leichen von Franzosen hinaus und schleppte Bretter, trockenes Holz und Dachstroh weg, um Wachtfeuer anzuzünden, und Flechtwerk von Zäunen, um daraus Schutzwände herzustellen.

Etwa fünfzehn Soldaten rüttelten am Rande des Dorfes, außerhalb des Bereiches der Häuser, mit fröhlichem Geschrei an der hohen geflochtenen Wand einer Scheune, von der bereits das Dach abgenommen war.

„Na nun, jetzt, alle mit einemmal, legt euch dagegen!" riefen mehrere Stimmen, und in der Dunkelheit der Nacht schwankte die große, mit Schnee bestäubte, geflochtene Wand mit frostigem Knistern hin und her. Immer häufiger knackten die unteren Pfosten, und endlich stürzte die Wand mitsamt den Soldaten,

die sich dagegen gestemmt hatten, zu Boden. Es erscholl ein lautes, derb fröhliches Schreien und Lachen.

„Nun zu zweien anfassen! Reicht mal einen Hebebaum her! So ist's recht! Wo willst du denn da hin?"

„Nun also, alle zusammen ... Wartet mal, Kinder! ... Mit Gesang."

Alle schwiegen, und eine mäßig starke, samtartige, angenehme Stimme stimmte ein Lied an. Am Ende der dritten Strophe, gleichzeitig mit dem Ausklingen des letzten Tones, schrien zwanzig Stimmen zusammen: „Uuuu! Sie rührt sich! Alle zusammen! Immer kräftig zufassen, Kinder! ..." Aber trotz der gemeinsamen Anstrengungen bewegte sich die Wand nur wenig vom Fleck, und in dem Stillschweigen, das nun eintrat, hörte man schweres Keuchen.

„Heda, ihr von der sechsten Kompagnie! Ihr Kerle! Ihr Racker! Helft uns mal ... Wir tun euch auch schon mal wieder einen Gefallen."

Etwa zwanzig Mann von der sechsten Kompagnie, die gerade in das Dorf gingen, vereinigten sich mit denen, die die Wand fortzuschleppen suchten; und die zehn Meter lange und zwei Meter breite Wand bewegte sich, indem sie sich krumm zog und den keuchenden Soldaten die Schultern zerdrückte und zerschnitt, auf der Dorfstraße vorwärts.

„So geh doch zu, vorwärts! ... Fällt der Kerl hin, na so was! ... Was bleibst du denn stehen, du ..."

Lustige, derbe Schimpfworte erschollen unaufhörlich.

„Was fällt euch denn ein?" rief auf einmal jemand, der auf die Träger zugelaufen kam, im Tone des Vorgesetzten. „Da drin sind die Herren, der General selbst ist im Hause, und ihr verfluchten Kerle macht hier mit euren Schimpfereien solchen Spektakel. Na wartet, ich will euch lehren!" schrie der Feldwebel, und

ausholend versetzte er dem ersten besten Soldaten, den er vor sich hatte, einen Schlag in den Rücken. „Könnt ihr euch denn nicht ruhig verhalten?"

Die Soldaten verstummten. Der Soldat, den der Feldwebel geschlagen hatte, wischte sich hustend das Gesicht, das bei dem Stoß gegen die geflochtene Wand ganz blutig geworden war.

„Na dieser Satan, gleich so zu hauen! Die ganze Fresse hat er mir blutig gemacht," sagte der Soldat schüchtern, als der Feldwebel weggegangen war.

„Das schmeckt dir wohl nicht?" spöttelte ein andrer, und ihre Stimmen dämpfend, gingen die Soldaten weiter.

Sobald sie aus dem Dorfe hinaus waren, redeten sie wieder ebenso laut wie vorher und spickten ihre Gespräche wieder mit denselben zwecklosen Schimpfworten.

In dem Bauernhause, an dem die Soldaten vorbeigekommen waren, hatten sich die höheren Offiziere versammelt, und es war beim Tee ein lebhaftes Gespräch über den vergangenen Tag und über die für den nächsten Tag in Aussicht genommenen Manöver im Gange. Es bestand die Absicht, einen Flankenmarsch nach links zu machen, den Vizekönig abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

Als die Soldaten die Wand nach ihrem Lagerplatze hingeschleppt brachten, brannten schon auf verschiedenen Seiten die Kochfeuer. Das Holz knisterte, der Schnee schmolz, und die dunklen Schatten der Soldaten huschten in dem ganzen Raume, den das Biwak einnahm, auf dem niedergetretenen Schnee hierhin und dorthin.

Beile und Seitengewehre waren überall an der Arbeit. Alles geschah ohne jeden Befehl. Es wurde Holz als Vorrat für die Nacht herangeschleppt; Reisighütten wurden für die Offiziere

gebaut; in den Kesseln kochte das Abendessen; Gewehre und Munition wurden in Ordnung gebracht.

Die geflochtene Wand, die die achte Kompagnie herangeschleppt hatte, wurde auf der Nordseite halbkreisförmig aufgestellt und mit Stangen gestützt; vor ihr wurde ein Feuer angezündet. Der Zapfenstreich erklang, die Soldaten wurden durchgezählt, aßen zu Abend und lagerten sich zur Nachtruhe um ihre Feuer. Manche besserten ihr Schuhzeug aus, andere rauchten ihre Pfeife, wieder andere entkleideten sich vollständig und brühten sich die Läuse aus.

VIII

Man könnte glauben, unter diesen schlimmen, beinah undenkbar schlimmen Verhältnissen, in denen sich damals die russischen Soldaten befanden, ohne warmes Schuhzeug, ohne Pelze, ohne Dach über dem Kopfe, im Schnee bei achtzehn Grad Kälte, sogar ohne das erforderliche Quantum Proviant, da dieser nicht immer der Armee nachkommen konnte, man könnte glauben, die Soldaten hätten das traurigste, kläglichste Schauspiel bieten müssen.

Aber im Gegenteil: niemals, selbst unter den besten materiellen Verhältnissen nicht, hatte das Heer einen fröhlicheren, muntreren Eindruck gemacht. Dies kam daher, daß jeder Tag aus dem Heere alles ausschied, was schlaff oder schwach zu werden anfing. Alles, was körperlich oder seelisch schwach war, war schon längst zurückgeblieben; zur Stelle waren nur die tüchtigsten Elemente des Heeres, die kräftigsten an Geist und Körper.

Bei der achten Kompagnie, die sich die schöne Schutzwand errichtet hatte, hatten sich besonders viel Leute gesammelt. Auch zwei Feldwebel hatten sich zu ihnen gesetzt, und ihr Wachtfeuer brannte heller als die andern. Für das Recht, im Schutze der

geflochtenen Wand mit zu sitzen, forderten sie eine Beisteuer an Holz.

„Sieh da, Makjejew, wo kommst du denn her ..." (hier folgte ein arges Schimpfwort). „Hattest du dich verkrümelt, oder hatten dich die Wölfe gefressen? Hol mal Holz!" rief ein Soldat mit rotem Gesicht und rotem Haar, der vor dem Rauche die Augen zukniff und blinzelte, aber trotzdem nicht vom Feuer wich. „Na, oder geh du, Krähe, und hol Holz!" wandte er sich an einen andern Soldaten.

Der Rote war nicht Unteroffizier, nicht einmal Gefreiter; aber er war ein kräftiger Mensch, und daher kommandierte er diejenigen, die schwächer waren als er. Der zuletzt Angeredete, ein magerer, kleiner Soldat, mit spitzer, kleiner Nase, den sie Krähe nannten, stand gehorsam auf und war im Begriffe fortzugehen, um den Auftrag auszuführen; aber in diesem Augenblicke trat in den Lichtkreis des Wachtfeuers die schlanke, schöne Gestalt eines jungen Soldaten, der eine Last Holz trug.

„Gib her. Das ist ja schön!"

Das Holz wurde zerkleinert und auf Glut gelegt; dann bliesen die Soldaten mit dem Munde hinein und wehten mit den Schößen der Mäntel, bis die Flamme zu zischen und zu knistern anfing. Sich heransetzend, zündeten sie ihre Pfeifen an. Der junge, schöne Soldat, der das Holz gebracht hatte, stemmte die Arme in die Seiten und begann hurtig und behende mit seinen frierenden Beinen auf dem Fleck umherzutanzen.

„Ach, wenn ich so als Musketier im schönen, kalten Tau marschier," sang er dazu, und es klang, als ob er bei jeder Silbe des Liedes den Schlucken hätte.

„He, du! Die Sohlen fliegen dir weg!" rief der Rote, da er bemerkte, daß dem Tänzer an dem einen Stiefel die Sohle herabhing. „Ja, das Tanzen ruiniert die Stiefel."

Der Tänzer hielt inne, riß die herunterbaumelnde Sohle ab und warf sie ins Feuer.

„Da hast du recht, Bruder,“ sagte er, setzte sich hin, holte aus dem Tornister ein Stück blaues französisches Tuch hervor und wickelte es sich um den Fuß. „Ganz steif gefroren waren mir die Beine,“ fügte er hinzu und streckte die Beine nach dem Feuer hin.

„Wir werden bald neue Stiefel geliefert bekommen. Es heißt, wenn wir die Feinde alle totgeschlagen haben, bekommen wir jeder zwei Paar.“

„Nun seh einer an, der Hundesohn, der Petrow, ist auch zurückgeblieben,“ sagte der Feldwebel der Kompagnie.

„Ich habe es ihm schon lange angemerkt,“ äußerte ein andrer Soldat.

„Freilich, so ein elendes Menschchen ...“

„In der dritten Kompagnie, heißt es, haben gestern beim Appell neun Mann gefehlt.“

„Na, sag selbst, wenn du dir die Füße erfroren hast, wie willst du gehen?“

„Ach was, redet nicht dummes Zeug!“ sagte der Feldwebel.

„Du hast wohl auch Lust zurückzubleiben?“ sagte ein alter Soldat vorwurfsvoll zu demjenigen, der darauf hingedeutet hatte, daß er sich die Füße erfroren habe.

„Was denkst du denn eigentlich?“ sagte auf einmal, sich hinter dem Wachtfeuer aufrichtend, mit weinerlicher, zitternder Stimme der Soldat mit der spitzen Nase, der Krähe genannt wurde. „Wer von vornherein voll und kräftig war, der wird dabei mager, und wer von vornherein mager war, der stirbt. So zum Beispiel ich. Ich kann nicht mehr,“ sagte er plötzlich in entschlossenem Tone, sich an den Feldwebel wendend. „Ordne an, daß ich ins Lazarett komme; ich habe schreckliches Gliederreißen; sonst muß ich eben auch zurückbleiben ...“

„Na, es wird schon gehen, es wird schon gehen," erwiderte der Feldwebel ruhig.

Der kleine Soldat schwieg, und das Gespräch nahm seinen Fortgang.

„Heute sind doch eine solche Menge gefangene Franzosen eingebracht worden; aber Stiefel hatte, man kann geradezu sagen, kein einziger ordentliche an, kaum etwas, was den Namen Stiefel verdient," begann einer der Soldaten ein neues Thema.

„Die Kosaken haben ihnen allen die Stiefel ausgezogen. Heute räumten die Kosaken für ihren Oberst ein Bauernhaus auf und trugen die toten Franzosen hinaus. Es war ein Jammer, das anzusehen, Kinder," erzählte der Tänzer. „Sie raubten die Leichen aus; da lebte einer noch, ihr könnt mir's glauben, und redete etwas in seiner Sprache."

„Aber ein sauberes Volk ist es, Kinder," sagte der erste wieder. „Weiß wie Birkenrinde; und tapfere Leute sind es, das muß man sagen, vornehme Leute."

„Na ja, was meinst du? Bei denen werden sie aus allen Ständen zum Militär genommen."

„Aber sie verstehen gar nichts von unserer Sprache," sagte der Tänzer mit verwundertem Lächeln. „Ich sagte zu einem: ‚Aus welchem Lande bist du?' Aber er redete etwas auf seine Art. Ein schnurriges Volk!"

„Wißt ihr, das ist doch ganz wunderbar, Brüder," fuhr der fort, der sich über die weiße Hautfarbe der Feinde gewundert hatte, „da haben mir die Bauern bei Moschaisk gesagt, als sie angefangen hätten die Toten wegzuräumen, da, wo die Schlacht gewesen ist, also da sagten sie: ‚Denk dir bloß,' sagten sie, ‚da hatten der ihre Toten nun einen ganzen Monat lang gelegen. Und doch', sagten sie, ‚waren der ihre Toten wie Papier so weiß und sauber und rochen nicht ein bißchen.'"

„Woher kam das? Wohl von der Kälte?" fragte einer.

„Ja, du bist ein Schlauer! Von der Kälte! Damals war es ja doch heiß. Wenn es von der Kälte käme, dann würden unsere Leute doch ebensowenig verfault sein. ‚Aber', sagten sie, ‚wenn man zu einem von Unsern kam, da war er ganz verwest und voller Würmer. Wir haben sie', sagten sie, ‚in Tücher geschlagen, uns mit dem Gesicht abgewendet und sie so weggezogen: es war nicht zum Aushalten. Aber der ihre', sagten sie, ‚waren wie Papier so weiß und rochen nicht ein bißchen.'"

Alle schwiegen eine kleine Weile.

„Das kommt gewiß von der Nahrung," sagte der Feldwebel. „Die haben Herrenkost gefressen."

Niemand erwiderte etwas darauf.

„Und dann erzählten mir noch diese Bauern bei Moschaisk, wo die Schlacht gewesen ist, es wären die Bauern von zehn Dörfern zusammengetrieben worden, und zwanzig Tage lang wären sie gefahren und hätten doch nicht alle Leichen zusammenbekommen. ‚Na und die Wölfe!' sagten sie . . ."

„Ja, das war eine wirkliche Schlacht," sagte der alte Soldat. „Das ist etwas, woran man lange denken kann. Aber alles, was nachher gekommen ist, war bloß unnütze Quälerei für die Mannschaften."

„Das ist richtig, Onkelchen. Vorgestern liefen wir auf sie los. Denk mal, sie ließen uns gar nicht erst herankommen. Flink warfen sie die Gewehre weg und fielen auf die Knie. ‚Pardon!' riefen sie. Und das ist nur so ein einzelnes Beispiel. Platow, so wird erzählt, hat den Polion selbst zweimal gefangen genommen. Aber er kannte das Zauberwort nicht. Er hatte ihn schon gefangen und hielt ihn in den Händen, da verwandelte der sich in einen Vogel und flog davon; weg war er. Und ihn zu töten ist auch keine Möglichkeit."

„Ja, im Schwindeln bist du stark, Kiselew. Ich staune dich immer an."

„Wieso im Schwindeln? Es ist die reine Wahrheit."

„Wenn ich's auf meine Art machen könnte, ich würde ihn, sowie ich ihn gefangen hätte, in die Erde eingraben, und dann an den Galgen. Was hat der für viele Menschen zugrunde gerichtet!"

„Jedenfalls werden wir ein Ende machen; er soll nicht davonkommen," sagte der alte Soldat gähnend.

Das Gespräch verstummte; die meisten legten sich zur Ruhe.

„Nein, die Sterne, diese Unmenge! Sieh nur, die Weiber haben die Leinwand ausgelegt," sagte ein Soldat, die Milchstraße betrachtend.

„O Gott, o Gott!"

„Das bedeutet ein fruchtbares Jahr, Kinder."

„Wir werden noch Holz brauchen."

„Den Rücken wärmt man sich, und der Bauch erfriert einem. Wunderlich!"

„Was stößt du denn? Ist denn das Feuer für dich allein da? Was? Seh bloß einer, wie der Mensch sich hingefläzt hat."

Bei dem nun eingetretenen Stillschweigen hörte man das Schnarchen einiger Schläfer; die andern drehten sich so und so herum und wärmten sich, nur selten ein paar Worte miteinander wechselnd. Von einem etwa hundert Schritte entfernten Wachtfeuer tönte vielstimmiges, heiteres Lachen herüber.

„Hört mal, wie fidel sie in der fünften Kompagnie sind," sagte ein Soldat. „Und was für eine Menge Menschen da ist!"

Ein Soldat stand auf und ging zur fünften Kompagnie hin.

„Da gibt's was zu lachen," sagte er, als er zurückkam. „Es haben sich da zwei Franzosen eingefunden. Der eine ist ganz erfroren;

aber der andre ist ein forscher Kerl; es ist zum Erstaunen. Er singt Lieder."

„Oh, da wollen wir hin und es mit ansehen."

Mehrere Soldaten begaben sich zur fünften Kompagnie.

IX

Die fünfte Kompagnie hatte ihren Platz unmittelbar am Walde. Ein gewaltiges Wachtfeuer brannte hell mitten im Schnee und beleuchtete die vom Reife beschwerten Zweige der Bäume.

Um Mitternacht hörten die Soldaten der fünften Kompagnie im Walde Schritte im Schnee und das Knacken von Zweigen.

„Kinder, ein Bär," sagte einer der Soldaten.

Alle hoben die Köpfe in die Höhe und horchten, und aus dem Walde traten in den hellen Lichtkreis des Wachtfeuers zwei seltsam gekleidete menschliche Gestalten, die sich aneinander festhielten.

Es waren zwei Franzosen, die sich im Walde versteckt gehalten hatten. Sie traten an das Wachtfeuer heran und sagten mit heiserer Stimme etwas in einer den Soldaten unverständlichen Sprache. Der eine war von hohem Wuchse, trug eine Offiziersmütze und schien ganz entkräftet zu sein. Als er an das Wachtfeuer herangekommen war, wollte er sich hinsetzen, fiel aber auf die Erde. Der andere, ein kleiner, stämmiger Gemeiner, der sich ein Tuch um die Backen gebunden hatte, war kräftiger. Er hob seinen Kameraden auf, zeigte auf seinen eigenen Mund und sagte etwas dabei. Die Soldaten umringten die Franzosen, legten dem Kranken einen Mantel unter und brachten beiden Grütze und Schnaps.

Der entkräftete französische Offizier war Ramballe, der andre mit dem Tuche um den Kopf sein Bursche Morel.

Als Morel Schnaps getrunken und einen Kessel voll Grütze ausgegessen hatte, wurde er plötzlich von einer krankhaften Lustigkeit ergriffen und begann zu den Soldaten, die ihn nicht verstanden, ohne Unterbrechung zu reden. Ramballe lehnte das Essen ab, lag schweigend auf den Ellbogen gestützt am Feuer und blickte ohne jedes Zeichen von Teilnahme mit seinen geröteten Augen auf die russischen Soldaten. Ab und zu ließ er ein gedehntes Stöhnen vernehmen und schwieg dann wieder. Morel zeigte auf die Schultern seines Gefährten und suchte den Soldaten deutlich zu machen, daß das ein Offizier sei und daß er der Erwärmung bedürfe. Ein russischer Offizier, der zu dem Wachtfeuer trat, schickte zu dem Obersten und ließ fragen, ob er vielleicht einen französischen Offizier zu sich ins Haus nehmen wolle, damit dieser sich erwärme; und als der Abgeschickte zurückkehrte und meldete, der Oberst habe befohlen, den Offizier hinzubringen, forderte der russische Offizier den kranken Ramballe auf, hinzugehen. Dieser stand auf und wollte gehen; aber er schwankte und wäre gefallen, wenn ihn nicht ein danebenstehender Soldat gestützt hätte.

„Nun? Du tust es wohl auch nicht wieder?“ sagte ein Soldat zu Ramballe mit spöttischem Augenzwinkern.

„Ach, du Schafskopf! Was redest du da für unpassendes Zeug! So ein Bauer, der richtige Bauer!“ so erschollen von vielen Seiten die Vorwürfe gegen den Soldaten, der sich die Spöttelei erlaubt hatte.

Die Soldaten umringten Ramballe; zwei von ihnen bildeten aus ihren Armen einen Sitz, auf den er gehoben wurde, und trugen ihn nach dem Bauernhause. Ramballe schlang seine Arme um die Hälse der Soldaten und sagte, während sie ihn trugen, in kläglichem Tone auf französisch:

„O ihr tapferen Soldaten, o meine guten, guten Freunde! Ihr

seid noch Menschen! O ihr tapferen Soldaten, ihr meine guten Freunde!" Und er lehnte sich wie ein Kind gegen die Schulter des einen Soldaten.

Unterdessen saß Morel, von den Soldaten umringt, auf dem besten Platze.

Morel, der kleine, stämmige Franzose mit entzündeten, tränenden Augen, hatte sich nicht nur nach Weiberart ein Tuch über die Uniformmütze gebunden, sondern trug auch einen schlechten Weiberpelz. Er war augenscheinlich etwas betrunken, umarmte den neben ihm sitzenden Soldaten und sang mit heiserer, abgebrochener Stimme ein französisches Lied. Die Soldaten sahen ihn an und hielten sich die Seiten vor Lachen.

„Na zu, na zu, bring es mir auch bei, ja? Ich werde es schnell lernen. Ja?" sagte der spaßlustige Sänger, welchen Morel umarmte.

„Vive Henri quatre. Vive ce roi vaillant!" sang Morel und zwinkerte mit dem einen Auge. „Ce diable à quatre . . ."

„Wiwarikà! Wif ceruwaru! cidjablakà . . ." wiederholte der Soldat, den Arm schwenkend, und hatte wirklich die Melodie erfaßt.

„Sieh mal, wie geschickt! Ho-ho-ho-ho-ho!" erscholl von vielen Seiten ein derbes, fröhliches Lachen.

Morel runzelte zwar die Stirn, lachte aber gleichfalls.

„Na, vorwärts, noch mehr, noch mehr!"

„Qui eut le triple talent
De boire, de battre
Et d'être un vert galant."

„Das klang auch sehr schön. Na, nun du, Saletajew!"

„Kû . . ." brachte Saletajew mühsam heraus. „Kû-û-û . . ." begann er, die Silbe dehnend und mit Anstrengung den Mund breit ziehend, „letriptala de bu de ba i detrawagala," sang er.

„Ei, vorzüglich! Du bist ja der reine Franzose, das muß man sagen! Ho-ho-ho-ho! ... Na, wie ist's? Möchtest du noch essen?"

„Gib ihm nur noch Grütze; der hat einen solchen Hunger gehabt, daß er so bald nicht satt wird."

Es wurde ihm nochmals Grütze gereicht, und lachend machte sich Morel an den dritten Kessel voll. Ein vergnügtes Lächeln lag auf den Gesichtern aller jungen Soldaten, die Morel anblickten. Die alten Soldaten, die es für unpassend hielten, sich mit solchen Torheiten abzugeben, lagen auf der andern Seite des Wachtfeuers, richteten sich aber auch manchmal auf den Ellbogen auf und sahen lächelnd nach Morel hin.

„Sie sind auch Menschen," sagte einer von ihnen und wickelte sich in seinen Mantel. „Auch der Wermut hat seine Wurzel, auf der er wächst."

„O Gott, o Gott, wie sternenklar! Zum Erstaunen! Das gibt Kälte ..."

Alles wurde still. Als wüßten sie, daß sie jetzt niemand sah, trieben die Sterne am dunklen Himmel ihre Spiele. Bald hell aufflammend, bald trüber werdend, bald zusammenzuckend, führten sie geschäftig miteinander flüsternde Gespräche über irgend etwas Freudiges, aber Geheimnisvolles.

X

Die französischen Truppen schmolzen gleichmäßig in mathematisch regelmäßiger Progression zusammen. Und jener Übergang über die Beresina, über den so viel geschrieben worden ist, war nur eine der Zwischenstufen in der Vernichtung des französischen Heeres und keineswegs die entscheidende Katastrophe des Feldzuges. Wenn über die Beresina so viel geschrieben worden ist und noch geschrieben wird, so kam das von seiten der

Franzosen nur daher, daß auf den eingestürzten Beresinabrücken die bis dahin über einen größeren Zeitraum verteilten Leiden, die die französische Armee auszuhalten hatte, sich plötzlich in einen Moment zusammendrängten, zu einem tragischen Schauspiele, das allen im Gedächtnisse blieb. Von seiten der Russen aber ist über die Beresina nur deshalb so viel geredet und geschrieben worden, weil in weiter Entfernung vom Kriegsschauplatze, in Petersburg, ein Plan ausgearbeitet war, und zwar von Pfuel, Napoleon an der Beresina in einer strategischen Falle zu fangen. Jedermann war überzeugt, daß alles sich in Wirklichkeit genau so abspielen werde, wie es im Plane stand, und daher behauptete man nachher hartnäckig, daß gerade der Übergang über die Beresina den Untergang der Franzosen herbeigeführt habe. In Wirklichkeit aber waren die Folgen des Überganges über die Beresina für die Franzosen hinsichtlich des Verlustes an Geschützen und Gefangenen weit weniger unheilvoll als die Kämpfe bei Krasnoje, wie das die Zahlen beweisen.

Die einzige Bedeutung des Überganges über die Beresina besteht darin, daß dieser Übergang in augenfälliger und zweifelloser Weise die Unrichtigkeit aller Abschneidungspläne und die Richtigkeit des einzig möglichen, sowohl von Kutusow als auch von sämtlichen Truppen (von der Masse) geforderten Verfahrens bewies: nämlich dem Feinde lediglich zu folgen. Der Haufe der Franzosen lief mit stets wachsender Geschwindigkeit vorwärts und wandte alle seine Energie auf die Erreichung dieses Zieles. Er lief wie ein verwundetes Wild, und es war ihm unmöglich, auf seinem Wege haltzumachen. Das bewies nicht sowohl die Einrichtung des Überganges wie der Zug über die Brücken. Als die Brücken eingestürzt waren, da liefen massenhaft Soldaten, nachdem sie ihre Waffen weggeworfen hatten, sowie was sich an Einwohnern von Moskau und Frauen mit Kindern in dem Zuge

der Franzosen befand, alle unter der Einwirkung des Beharrungsvermögens, statt sich zu ergeben, vorwärts, in die Kähne und in das eiskalte Wasser.

Dieses Streben war ganz vernünftig. Die Lage der Fliehenden und der Verfolger war gleich übel. Blieb man nun bei den Seinigen, so hoffte ein jeder in der Not auf die Hilfe eines Kameraden und hatte unter den Seinigen einen bestimmten Platz, der ihm gehörte. Ergab sich aber jemand den Russen, so befand er sich in derselben kümmerlichen Lage, stellte sich aber auf eine niedrigere Stufe, wenn es bei der Befriedigung der Lebensbedürfnisse mit anderen teilen hieß. Hatten auch die Franzosen keine zuverlässigen Nachrichten darüber, daß die Hälfte der Gefangenen, mit denen die Russen nichts anzufangen wußten, trotz alles guten Willens derselben, sie zu retten, vor Kälte und Hunger umgekommen war, so ahnten sie doch, daß es sicher so sei. Die mitleidigsten, franzosenfreundlichsten russischen Kommandeure und die in russischen Diensten stehenden Franzosen konnten nichts für die Gefangenen tun. Die Not, in der sich das russische Heer selbst befand, war die Ursache, weshalb die Franzosen zugrunde gingen. Es ging doch nicht an, den hungrigen, frierenden Soldaten, die man notwendig brauchte, Brot und Kleidung wegzunehmen, um sie den Franzosen zu geben, die einem zwar keinen Schaden taten, nicht gehaßt wurden und keine Schuld trugen, aber einfach überflüssig waren. Manche taten selbst dies; aber das war eben nur eine Ausnahme.

Hinter ihnen war der sichere Untergang; vor ihnen winkte noch Hoffnung. Die Schiffe waren verbrannt; es gab keine andere Rettung als durch gemeinsame Flucht; und so waren denn auf diese gemeinsame Flucht alle Kräfte der Franzosen gerichtet.

Je weiter die Franzosen flohen, je kläglicher die Reste ihres Heeres wurden, namentlich nach dem Übergange über die Bere-

sina, auf den man an gewissen russischen Stellen infolge des Petersburger Planes besondere Hoffnungen gesetzt hatte, um so heftiger entbrannten die Leidenschaften der russischen Kommandeure, die sich untereinander und namentlich den Oberkommandierenden Kutusow beschuldigten. Da sie annahmen, daß das Mißlingen des Petersburger Beresinaplanes ihm werde zur Last gelegt werden, so brachten sie es immer deutlicher zum Ausdruck, wie unzufrieden sie mit ihm waren und wie gering sie ihn schätzten, und machten sich immer unverhohlener über ihn lustig. Dies äußerte sich selbstverständlich in respektvoller Form, in einer Form, bei der Kutusow nicht einmal fragen konnte, wessen man ihn eigentlich beschuldigte und warum. Sie sprachen nicht ernst mit ihm; wenn sie ihm eine Meldung erstatteten und seine Entscheidung einholten, so machten sie eine Miene, als ob sie eine traurige Zeremonie erfüllten; hinter seinem Rücken aber blinzelten sie einander zu und suchten ihn auf Schritt und Tritt zu täuschen.

Alle diese Leute betrachteten es, eben deswegen, weil sie ihn nicht verstehen konnten, als eine ausgemachte Sache, daß mit dem Alten nicht zu reden sei, daß er niemals die ganze Gedankentiefe ihrer Pläne begreifen werde, daß er ihnen immer nur seine Phrasen (denn sie hielten es nur für Phrasen) zur Antwort geben werde: von der goldenen Brücke, und daß man nicht mit einem Haufen von Landstreichern über die Grenze ziehen dürfe usw. All das hatten sie schon von ihm zu hören bekommen. Und alles, was er sagte, zum Beispiel, daß man auf den Proviant warten müsse, daß die Mannschaften keine Stiefel hätten, das alles klang so gewöhnlich, alles dagegen, was sie selbst vorschlugen, war so kunstvoll und verständig, daß es für sie keinem Zweifel unterlag, daß er ein alter Dummkopf, sie aber geniale Heerführer waren, die leider der Amtsgewalt entbehrten.

Besonders nachdem die Armee Wittgensteins, dieses hochangesehenen Admirals, des „Helden von Petersburg“, dazugestoßen war, erreichte diese Stimmung und das Geklätsch der Generalstäbler den höchsten Grad. Kutusow sah dies alles, zuckte aber nur seufzend die Achseln. Nur einmal nach dem Übergange über die Beresina wurde er ärgerlich und schrieb an Bennigsen, der an den Kaiser einen separaten Bericht eingesandt hatte, folgenden Brief:

„Aus Anlaß Ihrer Krankheitsanfälle wollen Eure Hohe Exzellenz sogleich nach Empfang dieses Schreibens sich nach Kaluga begeben und dort die weiteren Befehle und Bestimmungen Seiner Kaiserlichen Majestät abwarten.“

Aber gleich nach Bennigsens Beseitigung kam zur Armee der Großfürst Konstantin Pawlowitsch, der schon den Anfang des Feldzuges mitgemacht hatte und damals auf Kutusows Veranlassung die Armee hatte verlassen müssen. Als der Großfürst jetzt wieder bei der Armee erschien, machte er dem Oberkommandierenden Kutusow Mitteilung davon, daß der Kaiser mit den geringen Erfolgen unserer Waffen und der Langsamkeit der Bewegungen unzufrieden sei; der Kaiser beabsichtige, in den nächsten Tagen persönlich zur Armee zu kommen.

Der alte Mann, der im Hofleben ebensoviel Erfahrung besaß wie im Kriegsleben, dieser Kutusow, der im August desselben Jahres gegen den Willen des Kaisers zum Oberkommandierenden gewählt worden war, er, der den Großfürsten-Thronfolger von der Armee entfernt hatte, er, der kraft seiner Amtsgewalt im Gegensatze zu dem Willen des Kaisers die Preisgabe Moskaus angeordnet hatte, dieser Kutusow erkannte jetzt sofort, daß seine Zeit um sei, daß er seine Rolle ausgespielt habe und daß er diese vermeintliche Amtsgewalt nicht mehr besitze. Und nicht nur aus den Verhältnissen bei Hofe erkannte er das. Er sah außerdem,

daß die kriegerische Aktion, bei der er seine Rolle gespielt hatte, beendet war, und fühlte, daß er seinen Auftrag erfüllt habe. Und ferner empfand er gerade in dieser selben Zeit in seinem alten Körper eine große physische Müdigkeit und das dringende Bedürfnis physischer Erholung.

XI

Am 29. November zog Kutusow in Wilna ein, in sein gutes Wilna, wie er es nannte. Zweimal in seiner dienstlichen Laufbahn war er in Wilna Gouverneur gewesen. In dem reichen, unversehrt gebliebenen Wilna fand Kutusow, abgesehen von manchem Komfort, den er schon so lange hatte entbehren müssen, alte Freunde und Erinnerungen. Und sofort warf er alle Sorgen um Krieg und Politik von sich und überließ sich dem gewohnten, gleichmäßigen Leben, soweit die um ihn herum brodelnden Leidenschaften ihm dazu die Ruhe ließen, als ob alles, was jetzt in der Weltgeschichte geschehen war und demnächst geschehen sollte, ihn gar nicht berührte.

Tschitschagow, der so leidenschaftlich wie kaum ein anderer die Forderung erhob, man müsse den Feind abschneiden und zurückwerfen, Tschitschagow, der ursprünglich eine Diversion nach Griechenland, dann eine solche nach Warschau hatte machen wollen, aber schlechterdings nie Lust hatte dahin zu gehen, wohin zu gehen ihm befohlen wurde, Tschitschagow, der durch die Kühnheit seiner Ausdrucksweise dem Kaiser gegenüber bekannt war, Tschitschagow, der Kutusow dadurch eine Wohltat erwiesen zu haben glaubte, daß er im Jahre 1811, als er abgeschickt war, um ohne Kutusows Vorwissen mit der Türkei Frieden zu schließen, und sich von dem bereits erfolgten Abschluß des Friedens überzeugt hatte, dem Kaiser gegenüber anerkannte, das Verdienst des Friedensschlusses gehöre Kutusow, dieser selbe Tschitschagow war

der erste, der Kutusow in Wilna am Schlosse, wo dieser Wohnung nehmen wollte, begrüßte. Tschitschagow, welcher die Marineinterimsuniform mit dem kurzen Seitengewehr trug und die Mütze unter dem Arme hielt, überreichte Kutusow den Frontrapport und die Stadtschlüssel. Das geringschätzig-respektvolle Verhalten der jüngeren Leute dem kindisch gewordenen Alten gegenüber brachte auch Tschitschagow, der von den gegen Kutusow erhobenen Beschuldigungen bereits Kenntnis erlangt hatte, durch sein ganzes Benehmen im höchsten Grade zum Ausdruck.

Im Gespräche mit Tschitschagow sagte Kutusow zu ihm unter anderm, die ihm bei Borisow vom Feinde weggenommenen Equipagen nebst dem Tafelgeschirr seien unversehrt und würden ihm wieder zugestellt werden.

„Sie wollen mir wohl damit sagen, daß ich keine Teller hätte. Ich bin im Gegenteil in der Lage, Ihnen hinreichend Geschirr zur Verfügung zu stellen, selbst wenn Sie große Diners geben wollen," sagte Tschitschagow auffahrend; da er selbst es stets bei jedem Worte darauf anlegte, seine Überlegenheit zu zeigen, so setzte er bei Kutusow dasselbe voraus.

Kutusow lächelte in seiner feinen, scharfen Art und erwiderte achselzuckend: „Ich meine nur das, was ich sage."

In Wilna ließ Kutusow dem Willen des Kaisers zuwider den größten Teil der Truppen haltmachen. Wie die Herren aus seiner nächsten Umgebung sagten, führte er während dieses seines Aufenthaltes in Wilna ein recht ausschweifendes Leben, so daß seine Körperkräfte sehr abnahmen. Nur ungern befaßte er sich mit den Angelegenheiten des Heeres, überließ alles seinen Generalen und widmete sich, während er den Kaiser erwartete, allerlei Vergnügungen und Zerstreuungen.

Der Kaiser, der mit seiner Suite (dem Grafen Tolstoi, dem Fürsten Wolkonski, Araktschejew und anderen) am 7. Dezember

von Petersburg abgereist war, langte am 11. Dezember in Wilna an und fuhr in seinem Reiseschlitten direkt nach dem Schlosse. Vor dem Schlosse standen trotz der starken Kälte etwa hundert Generale und Stabsoffiziere in voller Paradeuniform und eine Ehrenwache des Semjonower Regimentes.

Ein Kurier, der mit einem schweißbedeckten Dreigespann dem Kaiser zum Schlosse vorausgejagt war, rief: „Er kommt!" Konownizyn stürzte in den Flur, um es Kutusow zu melden, der in der kleinen Portierloge wartete.

Einen Augenblick darauf trat die dicke, große Gestalt des Alten, in voller Paradeuniform, die Brust mit all seinen Orden bedeckt, den Bauch mit der Schärpe umspannt, in wiegendem Gange auf die Freitreppe heraus. Kutusow setzte seinen Feldmarschallhut auf, nahm die Handschuhe in die Hand, stieg seitwärts mit Mühe die Stufen hinab und ließ sich unten den zur Überreichung an den Kaiser fertiggestellten Rapport geben.

Ein Rennen, ein Flüstern, noch ein in höchster Eile vorbeifliegendes Dreigespann — und alle Augen richteten sich auf den heranjagenden Schlitten, in welchem man schon die Gestalten des Kaisers und Wolkonskis erkennen konnte.

Alles dies versetzte einer fünfzigjährigen Gewöhnung zufolge den alten General physisch in starke Erregung; besorgt und eilig tastete er an sich herum und rückte seinen Hut zurecht, und in dem Augenblick, als der Kaiser, aus dem Schlitten steigend, die Augen zu ihm aufhob, nahm er eine gerade, straffe Haltung an, überreichte den Rapport und begann in gemessenem, einschmeichelndem Tone zu reden.

Der Kaiser sah Kutusow mit einem schnellen Blicke vom Kopfe bis zu den Füßen an, machte einen Augenblick lang ein finsteres Gesicht, überwand sich aber sofort, trat auf ihn zu, breitete die Arme aus und umarmte den alten General. Sowohl weil Kutu-

sow von jeher bei solchen Anlässen gerührt zu werden pflegte, als auch weil er diesmal seine stillen Gedanken dabei hatte, wirkte diese Umarmung auf ihn wie gewöhnlich: er fing an zu schluchzen.

Der Kaiser begrüßte die Offiziere und die Semjonower Ehrenwache und ging, nachdem er dem alten Manne noch einmal die Hand gedrückt hatte, mit ihm ins Schloß hinein.

Als er mit dem Feldmarschall unter vier Augen war, sprach ihm der Kaiser seine Unzufriedenheit mit der Langsamkeit der Verfolgung und mit den bei Krasnoje und an der Beresina von ihm begangenen Fehlern aus und teilte ihm seine Ideen über den bevorstehenden Feldzug im Auslande mit. Kutusow machte weder Einwendungen noch Bemerkungen. Sein Gesicht zeigte dieselbe gedankenlos gehorsame Miene, mit der er sieben Jahre vorher die Befehle des Kaisers auf dem Schlachtfelde von Austerlitz angehört hatte.

Als Kutusow aus dem Zimmer des Kaisers heraustrat und mit seinem schwerfälligen, gleitenden Gange, den Kopf tief gesenkt, durch den Saal ging, veranlaßte ihn eine Stimme stehen zu bleiben.

„Euer Durchlaucht," sagte jemand.

Kutusow hob den Kopf in die Höhe und sah lange dem Grafen Tolstoi in die Augen, der mit einem kleinen Gegenstande auf einer silbernen Schale vor ihm stand. Kutusow schien nicht zu verstehen, was man von ihm wollte.

Auf einmal war es, als ob er zu sich käme; ein ganz leises Lächeln huschte über sein aufgedunsenes Gesicht, und mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung nahm er den Gegenstand, der auf der Schale lag. Es war das Georgskreuz erster Klasse.

XII

Am folgenden Tage fand beim Feldmarschall Diner und Ball statt, welche der Kaiser mit seiner Anwesenheit beehrte. Dem Feldmarschall war das Georgskreuz erster Klasse verliehen, und der Kaiser erwies ihm die höchsten Ehren; aber dennoch wußten alle, daß der Kaiser mit ihm unzufrieden war. Der Anstand wurde gewahrt, und der Kaiser gab das erste Beispiel dazu; aber einem jeden war bekannt, daß dem Alten vieles schuld gegeben wurde und daß er zu nichts taugte. Als auf dem Balle Kutusow nach dem alten, aus der Zeit der Kaiserin Katharina stammenden Brauche beim Eintritte des Kaisers in den Ballsaal ihm die erbeuteten Feldzeichen zu Füßen legen ließ, runzelte der Kaiser unfreundlich die Stirn und sprach ein paar Worte vor sich hin, die manche als „Alter Komödiant!“ verstanden.

Die Unzufriedenheit des Kaisers mit Kutusow wuchs in Wilna noch namentlich dadurch, daß Kutusow die Bedeutung des bevorstehenden Feldzuges offenbar nicht begreifen wollte oder nicht begreifen konnte.

Als am Vormittage des folgenden Tages der Kaiser zu den bei ihm versammelten Offizieren die Äußerung tat: „Sie haben nicht nur Rußland gerettet, Sie haben Europa gerettet,“ da sagten sich bereits alle, daß der Krieg noch nicht beendet war.

Kutusow war der einzige, der das nicht begreifen wollte; er sprach offen seine Meinung dahin aus, ein neuer Krieg könne Rußlands Lage nicht verbessern und seinen Ruhm nicht erhöhen; er könne nur seine Lage verschlechtern und es von der hohen Stufe des Ruhmes herabziehen, auf der es jetzt stehe. Er bemühte sich, dem Kaiser die Unmöglichkeit der Aufbringung neuer Truppen zu beweisen; er sprach von der schwierigen Lage der Bevölkerung, von der Möglichkeit eines Mißerfolges usw.

Bei solcher Denkart erschien der Feldmarschall naturgemäß nur als Hindernis und Hemmschuh für den bevorstehenden Krieg.

Zur Vermeidung von Zusammenstößen mit dem Alten fand sich von selbst ein Ausweg, der darin bestand, daß, wie bei Austerlitz und wie es am Anfange des Feldzuges mit Barclay geschehen war, dem Oberkommandierenden, ohne ihn durch einen Gewaltakt in Aufregung zu versetzen und ohne ihm darüber eine Erklärung zu geben, der Boden der Amtsgewalt, auf dem er stand, unter den Füßen weggezogen und diese Amtsgewalt dem Kaiser selbst übertragen wurde.

Zu diesem Zwecke wurde der Stab allmählich umgestaltet, die ganze sachliche Bedeutung des Kutusowschen Stabes auf ein Nichts reduziert und auf den Kaiser übertragen. Toll, Konownizyn und Jermolow erhielten andere Stellungen. Alle sagten laut, der Feldmarschall sei recht schwach geworden und seine Gesundheit zerrüttet.

Seine Gesundheit mußte schwach sein, damit man seine Stelle dem geben konnte, der ihn ersetzen sollte. Und seine Gesundheit war auch wirklich schwach.

Wie es sich ganz natürlich und einfach und allmählich gemacht hatte, daß Kutusow aus der Türkei nach Petersburg in den Kameralhof gekommen war, um die Landwehr zu organisieren, und dann zur Armee, gerade in dem Augenblicke, als er dort notwendig war, genau ebenso natürlich, allmählich und einfach machte es sich jetzt, wo Kutusows Rolle ausgespielt war, daß an seinen Platz ein neuer Mann trat, ein Mann, wie ihn die Zeitlage verlangte.

Der Krieg von 1812 sollte außer seiner nationalen, jedem russischen Herzen teuren Bedeutung auch noch eine andere, europäische Bedeutung haben.

Der Bewegung der Völker von Westen nach Osten sollte eine

Bewegung der Völker von Osten nach Westen folgen, und für iesen neuen Krieg war ein neuer Feldherr erforderlich, der ndere Eigenschaften und Anschauungen besaß als Kutusow und ich von anderen Beweggründen leiten ließ.

Alexander I. war für die Bewegung der Völker vom Osten ach dem Westen und für die Wiederherstellung der Grenzen der Reiche ebenso notwendig, wie Kutusow für die Rettung und den Ruhm Rußlands notwendig gewesen war.

Kutusow hatte kein Verständnis für die Bedeutung der Worte: Europa, Gleichgewicht, Napoleon. Er konnte kein Verständnis afür haben. Der Repräsentant des russischen Volkes, der Russe, atte, nachdem der Feind vernichtet, Rußland befreit war und ie höchste Stufe seines Ruhmes erreicht hatte, als Russe nichts nehr zu tun. Dem Repräsentanten des Nationalkrieges blieb nun ichts weiter übrig als zu sterben. Und er starb.

XIII

Pierre empfand, wie das meistens so zu gehen pflegt, die ganze Schwere der physischen Entbehrungen und Anstren-ungen, die er in der Gefangenschaft durchgemacht hatte, erst, ls diese Anstrengungen und Entbehrungen ein Ende genommen atten. Nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft reiste er ach Orel, wurde am dritten Tage nach seiner Ankunft, als er ch gerade anschickte, nach Kiew zu fahren, krank und mußte in Orel drei Monate lang das Bett hüten; er hatte, wie die Ärzte agten, das Gallenfieber. Trotzdem ihn die Ärzte behandelten, hm zur Ader ließen und ihm allerlei Medizin zu trinken gaben, urde er dennoch wieder gesund.

Alles, was ihm in der Zeit von seiner Befreiung bis zu seiner Krankheit begegnet war, hatte bei ihm fast gar keinen Eindruck

zurückgelassen. Er erinnerte sich nur an das feuchte, trübe Wetter, bald mit Regen, bald mit Schnee, an eine innerliche physische Mattigkeit, einen Schmerz in den Beinen und in der Seite; er erinnerte sich an den allgemeinen Eindruck, den der Anblick so vielen menschlichen Unglücks und Leidens auf ihn gemacht hatte; er erinnerte sich an die ihm lästige Neugier der Offiziere und Generale, die ihn nach allerlei befragten, an die Mühe, die er gehabt hatte, einen Wagen und Pferde aufzutreiben, und ganz besonders erinnerte er sich an seine damalige Unfähigkeit zu denken und zu fühlen. Am Tage seiner Befreiung hatte er Peter Rostows Leiche gesehen. An demselben Tage hatte er erfahren, daß Fürst Andrei nach der Schlacht bei Borodino noch länger als einen Monat gelebt und erst kürzlich in Jaroslawl bei Rostows gestorben sei. An demselben Tage hatte Denisow, der ihm diese Nachricht mitgeteilt hatte, im Gespräche auch des Todes Helenens gedacht, von dem er voraussetzte, daß er Pierre schon längst bekannt sei. All dies war Pierre damals nur sonderbar erschienen; er hatte das Gefühl gehabt, daß er nicht imstande sei, die Bedeutung aller dieser Nachrichten zu begreifen. Er hatte sich damals beeilt, nur so schnell wie möglich aus den Gegenden, wo die Menschen einander töteten, wegzufahren nach irgendeinem stillen Zufluchtsorte und dort seine Gedanken zu sammeln, sich zu erholen und all das Neue und Seltsame zu durchdenken, was er in dieser Zeit erfahren hatte. Aber sowie er nach Orel gekommen war, war er krank geworden. Als er von seiner Krankheit wieder zur Besinnung kam, sah er zwei seiner Leute um sich, die aus Moskau gekommen waren, Terenti und Wasili, sowie die älteste Prinzessin, die in Jelez, auf einem Gute Pierres, wohnte und auf die Nachricht von seiner Befreiung und seiner Krankheit zu ihm gereist war, um ihn zu pflegen.

Während seiner Genesung entwöhnte sich Pierre nur allmäh-

lich von der ihm bereits zur Gewohnheit gewordenen Lebensweise der letzten Monate und gewöhnte sich wieder daran, daß ihn am Morgen niemand weitertrieb, daß ihm niemand sein warmes Bett wegnahm und daß ihm mit Sicherheit sein Mittagessen, sein Tee und sein Abendessen bevorstand. Aber im Traume sah er sich noch lange als Gefangenen mit jener ganzen Umgebung. Ebenso allmählich gelangte Pierre zum Verständnis jener Nachrichten, die er nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft erfahren hatte: vom Tode des Fürsten Andrei, vom Tode seiner Frau, von der Vernichtung der Franzosen.

Das frohe Gefühl der Freiheit, jener vollen, unentreißbaren, dem Menschen innewohnenden Freiheit, deren er sich zum erstenmal nach dem Ausmarsche aus Moskau am ersten Rastorte bewußt geworden war, erfüllte Pierres Seele während seiner Rekonvaleszenz. Er wunderte sich darüber, daß diese innerliche, von äußeren Umständen unabhängige Freiheit sich jetzt wie zum Überfluß und zum Luxus noch mit einer äußerlichen Freiheit umgab. Er war allein in der fremden Stadt, ohne Bekannte. Niemand verlangte etwas von ihm; nirgends lud man ihn ein. Alles, was er wünschte, hatte er; der Gedanke an seine Frau, der ihn früher fortwährend gepeinigt hatte, war in seinem Kopfe nicht mehr vorhanden, da auch sie selbst nicht mehr existierte.

„Ach, wie schön, wie herrlich!" sagte er zu sich, wenn man ihm den sauber gedeckten Tisch mit der appetitlich riechenden Bouillon heranrückte, oder wenn er sich am Abend in sein weiches, reines Bett legte, oder wenn er sich erinnerte, daß seine Frau und die Franzosen nicht mehr waren. „Ach, wie schön, wie herrlich!"

Und nach alter Gewohnheit stellte er sich die Frage: „Nun, und was jetzt? Was werde ich jetzt tun?" Und sogleich gab er sich selbst die Antwort: „Nichts. Ich werde leben. Ach, wie herrlich!"

Das, womit er sich früher gequält hatte, was er beständig ge-

sucht hatte, nämlich ein Lebensziel, existierte jetzt für ihn gar nicht. Nicht in dem Sinne, daß dieses gesuchte Lebensziel nur jetzt augenblicklich für ihn zufällig nicht existiert hätte, sondern er fühlte, daß es ein solches Lebensziel nicht gab und nicht geben konnte. Und gerade dieses Fehlen eines Lebenszieles verlieh ihm jenes volle, freudige Bewußtsein der Freiheit, das ihn jetzt beglückte.

Er konnte kein Lebensziel haben, weil er jetzt den Glauben hatte, nicht den Glauben an irgendwelche Grundsätze oder Worte oder Ideen, sondern den Glauben an den lebendigen, stets zu fühlenden Gott. Vorher hatte er Ihn in Zielen gesucht, die er sich selbst gesetzt hatte. Dieses Suchen nach einem Ziele war nur ein Suchen nach Gott gewesen. Und plötzlich hatte er in seiner Gefangenschaft nicht durch Worte, nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch das unmittelbare Gefühl das erkannt, was ihm schon vor langer Zeit die Kinderfrau gesagt hatte, daß Gott hier und da und überall sei. Er hatte in der Gefangenschaft erkannt, daß Gott in Karatajew größer, unendlicher und unbegreiflicher sei als in dem Baumeister des Weltalls, von dem die Freimaurer redeten. Es war ihm zumute wie jemandem, der das, was er sucht, dicht neben sich vor seinen Füßen findet, nachdem er lange seine Sehkraft angestrengt hat, um in die Ferne zu blicken. Er hatte sein ganzes Leben lang hierhin und dorthin gespäht, über die Köpfe der ihn umgebenden Menschen weg, und das Richtige wäre gewesen, ohne besondere Anstrengung der Augen einfach vor sich hin zu schauen.

Er hatte es vorher nicht verstanden, in irgend etwas das Große, Unbegreifliche und Unendliche zu sehen. Er hatte nur gefühlt, daß es irgendwo sein müsse, und nach ihm gesucht. In allem Nahen, Begreiflichen hatte er nur das Begrenzte, Kleinliche, Irdische, Sinnlose gesehen. Er hatte sich mit einem geistigen

Fernrohr bewaffnet und in die Ferne geschaut, dahin, wo dieses Kleinliche, Irdische, in den Nebel der Ferne gehüllt, ihm groß und unendlich erschien, nur weil es nicht deutlich sichtbar war. So war ihm das westeuropäische Leben, die Politik, die Freimaurerei, die Philosophie, die Philanthropie erschienen. Aber auch in jene Ferne war damals, in den Augenblicken, die er seine Schwäche nannte, sein Geist eingedrungen, und er hatte dort dasselbe Kleinliche, Irdische, Sinnlose gesehen. Jetzt aber hatte er gelernt, das Große, Ewige und Unendliche in allem zu sehen, und warf darum ganz natürlich, um es zu sehen und seinen Anblick zu genießen, jenes Fernrohr weg, durch das er bisher über die Köpfe der Menschen hinweggesehen hatte, und betrachtete freudig um sich herum das ewig sich verändernde, ewig große, unbegreifliche und unendliche Leben. Und in je größerer Nähe er sich die Gegenstände für sein Schauen wählte, um so ruhiger und glücklicher wurde er. Die furchtbare Frage nach dem Warum, die früher alle Bauwerke seines Verstandes zerstört hatte, existierte jetzt für ihn nicht mehr. Jetzt hatte er für diese Frage nach dem Warum in seiner Seele immer die einfache Antwort bereit: weil es einen Gott gibt, jenen Gott, ohne dessen Willen kein Haar von eines Menschen Haupte fällt.

XIV

Pierre hatte sich in seinem äußeren Wesen fast gar nicht verändert. Dem Anschein nach war er noch ganz derselbe, der er früher gewesen war. Ebenso wie früher war er zerstreut und schien sich nicht mit dem, was er vor Augen hatte, sondern mit etwas Eigenem, Besonderem zu beschäftigen. Der Unterschied zwischen seinem früheren und seinem jetzigen Zustande bestand darin, daß er früher, wenn er vergessen hatte, was vor ihm war

oder was man zu ihm sagte, mit schmerzlich gerunzelter Stirn gleichsam den erfolglosen Versuch machte, etwas von ihm weit Entferntes zu erkennen. Jetzt dagegen war er zwar gleichfalls oft achtlos gegen das, was man ihm sagte und was vor ihm war; aber jetzt schaute er mit einem leisen, gewissermaßen spöttischen Lächeln das an, was vor ihm war, und hörte das an, was man ihm sagte, obwohl er offenbar etwas ganz anderes sah und hörte. Früher hatten ihn die Leute für einen zwar guten, aber unglücklichen Menschen angesehen und sich deshalb unwillkürlich von ihm ferngehalten; jetzt spielte beständig ein Lächeln der Lebensfreude um seinen Mund, und in seinen Augen leuchtete die Anteilnahme an dem Ergehen der andern und die Frage: „Seid ihr auch wohl ebenso zufrieden wie ich?" Und die Leute fühlten sich wohl im Verkehr mit ihm.

Früher hatte er viel geredet, war beim Reden heftig geworden und hatte wenig zugehört; jetzt ließ er sich nur selten durch das Gespräch hinreißen und verstand es, so zuzuhören, daß die Leute ihm gern ihre innersten Geheimnisse offenbarten.

Die Prinzessin, die ihn nie hatte leiden können und, seit sie sich ihm nach dem Tode des alten Grafen verpflichtet fühlte, eine besonders feindliche Gesinnung gegen ihn gehegt hatte, merkte zu ihrem Ärger und zu ihrer Verwunderung nach einem kurzen Aufenthalte in Orel, wohin sie mit der Absicht gekommen war, ihm zu zeigen, daß sie es trotz seiner Undankbarkeit für ihre Pflicht halte, ihn zu pflegen, — die Prinzessin merkte bald, daß sie ihn gern hatte. Pierre bemühte sich in keiner Weise um die Zuneigung der Prinzessin. Er betrachtete sie nur mit einem neugierigen Interesse. Früher hatte die Prinzessin die Empfindung gehabt, daß in dem Blicke, mit dem er sie ansah, Gleichgültigkeit und Spott lägen, und sie hatte, wie anderen Leuten gegenüber, so auch ihm gegenüber eine Verteidigungsstellung angenommen

und nur die streitbare Seite ihres Wesens herausgekehrt; jetzt dagegen fühlte sie, daß er sich sozusagen bis zu den innersten Partien ihres Seelenlebens durchgegraben hatte, und so zeigte sie ihm denn, anfangs noch mit Mißtrauen, dann aber mit wirklicher Dankbarkeit, die verborgenen guten Seiten ihres Charakters.

Der listigste Mensch hätte sich nicht geschickter in das Vertrauen der Prinzessin einstehlen können, als es Pierre dadurch tat, daß er die Erinnerungen an die beste Zeit ihrer Jugend bei ihr wachrief und eine freundliche Teilnahme dafür bekundete. Und doch bestand Pierres ganze List nur darin, daß er sein eigenes Vergnügen suchte, indem er in der verbitterten, vertrockneten und in ihrer Art hochmütigen Prinzessin menschliche Empfindungen weckte.

„Ja, er ist ein sehr, sehr braver Mensch, wenn er sich unter dem Einflusse guter Menschen befindet, solcher Menschen wie ich," sagte die Prinzessin zu sich selbst.

Die Veränderung, die mit Pierre vorgegangen war, beobachteten in ihrer Weise auch seine Diener Terenti und Wasili. Sie fanden, daß er weit leutseliger geworden sei. Wenn Terenti seinem Herrn beim Auskleiden behilflich gewesen war und ihm gute Nacht gewünscht hatte, so zögerte er oft mit dem Hinausgehen, blieb mit den Stiefeln und Kleidern in der Hand stehen und wartete, ob sich nicht der Herr in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte. Und meist hielt Pierre ihn noch zurück, wenn er merkte, daß Terenti Lust hatte noch ein wenig zu reden.

„Na, sag doch mal . . ., ja, sag mal, wie habt ihr euch denn eigentlich Essen beschafft?" fragte er dann wohl.

Und dann begann Terenti eine Erzählung von der Zerstörung Moskaus und von dem seligen Grafen und stand lange mit den Kleidern da und redete und redete; manchmal hörte er auch an,

was Pierre erzählte, und ging dann mit dem angenehmen Bewußtsein, daß der Herr ihm nahestehe und ihm freundlich gesinnt sei, ins Vorzimmer hinaus.

Der Arzt, welcher Pierre behandelte und ihn täglich besuchte, hielt es zwar, wie das für Ärzte obligatorisch ist, für seine Pflicht, sich den Anschein zu geben, als sei ihm jede Minute um der leidenden Menschheit willen kostbar, saß aber trotzdem stundenlang bei Pierre und erzählte ihm seine Lieblingsgeschichten und seine Beobachtungen über das Benehmen der Kranken im allgemeinen und der Damen im besonderen.

„Ja, mit einem solchen Manne sich zu unterhalten, das ist ein Vergnügen," sagte er. „Das ist eine andere Sache, wie wenn man unsere Leute hier aus der Provinz vor sich hat."

In Orel wohnten einige gefangene französische Offiziere, und der Arzt brachte einen von ihnen, einen jungen Italiener, mit sich zu Pierre.

Dieser Offizier kam von da an häufig zu Pierre, und die Prinzessin mußte oft über die zärtlichen Gefühle lachen, die der Italiener für Pierre an den Tag legte.

Der Italiener fühlte sich offenbar nur dann glücklich, wenn er zu Pierre kommen und sich mit ihm unterhalten und ihm von seiner Vergangenheit, von seinem häuslichen Leben und von seiner Zuneigung zu ihm erzählen und ihm gegenüber seiner Erbitterung gegen die Franzosen und speziell gegen Napoleon freien Lauf lassen konnte.

„Wenn alle Russen Ihnen auch nur ein wenig ähnlich sind," sagte er zu Pierre, „so ist es geradezu ein Frevel, mit einem Volke, wie das Ihrige, Krieg zu führen. Sie, die Sie so viel von den Franzosen erlitten haben, hegen nicht einmal einen Groll gegen diese Menschen."

Und diese leidenschaftliche Zuneigung des Italieners hatte sich

Pierre jetzt nur dadurch erworben, daß er in ihm die besseren Triebe seiner Seele angeregt und daran seine Freude gehabt hatte.

Gegen Ende von Pierres Aufenthalt in Orel kam sein alter Bekannter, der Freimaurer Graf Willarski, zu ihm, derselbe Willarski, der ihn im Jahre 1807 in die Loge eingeführt hatte. Willarski war mit einer reichen Russin verheiratet, welche große Güter im Gouvernement Orel besaß, und bekleidete in der Stadt interimistisch ein Amt im Proviantwesen.

Als Willarski erfahren hatte, daß Besuchow in Orel sei, kam er, obwohl er nie näher mit ihm bekannt gewesen war, zu ihm und ließ es nicht an jenen Freundschaftsbezeigungen fehlen, die gewöhnlich Menschen einander erweisen, welche sich in der Wüste treffen. Willarski langweilte sich in Orel und war glücklich, wieder einmal mit einem Menschen aus seiner Sphäre und, wie er annahm, mit den gleichen Interessen zusammenzukommen.

Aber zu seiner Verwunderung bemerkte Willarski bald, daß Pierre dem, was er selbst für das wahre und echte Leben hielt, sehr fern stand und, wie er bei sich selbst Pierres Wesen charakterisierte, in Apathie und Egoismus versunken war.

„Sie vernachlässigen sich, lieber Freund,“ sagte er zu ihm.

Trotzdem hatte Willarski von dem Umgange mit Pierre jetzt mehr Vergnügen als früher und besuchte ihn täglich. Für Pierre dagegen, wenn er Willarski ansah und ihm zuhörte, war es ein seltsamer, schwer glaublicher Gedanke, daß er selbst vor gar nicht so langer Zeit ein ebensolcher Mensch gewesen sein sollte.

Willarski war verheiratet, hatte Kinder und war durch die Verwaltung der Güter seiner Frau, durch seinen Dienst und durch die Sorge für seine Familie stark beschäftigt. Er war aber der Ansicht, daß alle diese Beschäftigungen nur Hindernisse für das wahre Leben und sämtlich nur geringwertig seien, weil sie nur

auf sein und seiner Familie persönliches Wohl abzielten. Militärische, administrative, politische und freimaurerische Angelegenheiten nahmen beständig sein Interesse in hohem Grade in Anspruch. Pierre machte keinen Versuch, ihn von seiner Anschauung abzubringen, erlaubte sich auch nicht, ein tadelndes Urteil auszusprechen, sondern betrachtete mit seinem jetzt stets ruhigen, fröhlichen, etwas spöttischen Lächeln diesen seltsamen, ihm so wohlbekannten Typus.

In seinem Verkehr mit Willarski, mit der Prinzessin, mit dem Arzte und mit allen Leuten, mit denen er jetzt zu tun hatte, zeigte Pierre einen neuen Charakterzug, der ihm die Zuneigung aller erwarb: die Anerkennung der Berechtigung eines jeden Menschen, in seiner eigenen Weise zu denken, zu empfinden und die Dinge anzuschauen, und die Anerkennung der Unmöglichkeit, jemand durch Worte zu einer andern Überzeugung zu bringen. Diese berechtigte Eigentümlichkeit eines jeden Menschen, die früher auf Pierre die Wirkung gehabt hatte, ihn in Aufregung zu versetzen und gereizt zu machen, bildete jetzt die Grundlage des teilnehmenden Interesses, das er den Menschen zuwandte. Der mitunter geradezu diametrale Widerspruch, in welchem die Ansichten der Menschen mit ihrem Leben und untereinander standen, machte ihm Freude und rief bei ihm ein mildes, spöttisches Lächeln hervor.

In praktischen Dingen fühlte Pierre jetzt zu seiner Überraschung, daß er einen Schwerpunkt besaß, an dem es ihm früher gefehlt hatte. Früher hatte jede Geldangelegenheit, namentlich Bitten um Geld, die bei seinem großen Reichtum sehr oft an ihn gerichtet wurden, ihn in die schlimmste Aufregung und Ratlosigkeit versetzt. „Soll ich geben oder nicht?" hatte er sich in solchen Fällen gefragt. „Ich habe es, und er sagt, er brauche es nötig. Aber ein andrer sagt, er brauche es noch nötiger. Wer braucht es

nun am nötigsten? Und vielleicht sind sie beide Betrüger?“ Aus all solchen Zweifeln hatte er früher keinen Ausgang finden können und allen gegeben, solange er etwas zu geben hatte. Und in ganz ebensolchen Zweifeln hatte er sich früher bei jeder sein Vermögen betreffenden Frage befunden, wenn ihm der eine sagte, er müsse es so, und der andere, er müsse es anders machen.

Jetzt fand er zu seinem Erstaunen, daß es in all diesen Fragen keine Zweifel und Bedenken mehr für ihn gab. Es hatte jetzt in seinem Innern ein Richter seinen Sitz genommen, der nach gewissen, ihm selbst unbekannten Gesetzen entschied, was Pierre tun und nicht tun solle.

Er war in Geldsachen ebenso gleichgültig wie früher; aber jetzt wußte er mit unzweifelhafter Sicherheit, was er tun mußte und was nicht. Zum erstenmal funktionierte dieser neue Richter anläßlich der Bitte eines gefangenen französischen Obersten, der zu Pierre kam, ihm viel von seinen Heldentaten erzählte und zum Schlusse die Bitte oder beinahe die Forderung an ihn richtete, ihm viertausend Franken zu geben, damit er sie seiner Frau und seinen Kindern schicken könne. Pierre schlug ihm dies ohne die geringste Mühe und Anstrengung ab und wunderte sich hinterdrein, wie einfach und leicht das vonstatten gegangen war, was ihm früher als eine unlösbar schwere Aufgabe erschienen war. Zu derselben Zeit aber, als er dem Obersten eine abschlägige Antwort gab, sagte er sich, er müsse notwendig eine List gebrauchen, um vor seiner Abreise aus Orel den italienischen Offizier zu bewegen, Geld von ihm anzunehmen, dessen er augenscheinlich sehr bedürftig war.

Ein neuer Beweis dafür, daß sein Blick für praktische Dinge an Festigkeit gewonnen hatte, war ihm die Entscheidung, die er in der Frage der Schulden seiner Frau und in der Frage der

Wiederherstellung oder Nichtwiederherstellung der Moskauer Häuser und der Landhäuser traf.

Der Oberadministrator war zu ihm nach Orel gekommen, und Pierre hatte mit ihm eine allgemeine Berechnung seiner veränderten Einkünfte angestellt. Der Brand Moskaus hatte ihn nach dem ungefähren Überschlage des Oberadministrators etwa zwei Millionen Rubel gekostet.

Um diese Verluste wieder einzubringen, legte der Oberadministrator ihm einen Anschlag vor, bei welchem trotz dieser Verluste seine Einnahmen nicht abnehmen, sondern sogar steigen würden, wenn er es ablehne, die von der Gräfin hinterlassenen Schulden zu bezahlen, wozu er nicht verpflichtet sei, und wenn er darauf verzichte, die Moskauer Häuser und die Landhäuser wiederherzustellen, die ihn jährlich achtzigtausend Rubel kosteten und nichts einbrächten.

„Ja, ja, das ist richtig," sagte Pierre, fröhlich lächelnd. „Ich brauche weder das eine noch das andere zu tun. Ich bin dann also durch die Zerstörung Moskaus bedeutend reicher geworden."

Aber im Januar kam der Haushofmeister Saweljitsch aus Moskau, erzählte ihm von den Zuständen in Moskau und von einem Kostenanschlage, den ihm der Baumeister für die Wiederherstellung der Häuser und der Landhäuser gemacht hatte, und redete davon wie von einer entschiedenen Sache. Um dieselbe Zeit erhielt Pierre Briefe aus Petersburg von dem Fürsten Wasili und anderen Bekannten. In diesen Briefen war von den Schulden seiner Frau die Rede. Und Pierre gelangte zu der Überzeugung, daß der Plan, der ihm vom Oberadministrator vorgelegt war und der ihm so gut gefallen hatte, doch nicht das Richtige sei und daß er zur Erledigung der Angelegenheiten seiner Frau nach Petersburg fahren und in Moskau bauen müsse. Warum das notwendig sei, das wußte er nicht; aber er wußte

mit aller Bestimmtheit, daß es notwendig sei. Seine Einnahmen verminderten sich infolge dieses Entschlusses um drei Viertel. Aber es war notwendig; das fühlte er.

Willarski reiste nach Moskau, und sie verabredeten, zusammen zu fahren.

Pierre hatte schon während der ganzen Zeit seiner Rekonvaleszenz in Orel ein Gefühl der Freude, der Freiheit und der Lebenslust empfunden; aber als er bei dieser Reise sich in der freien Welt fand und Hunderte von neuen Gesichtern sah, da wurde diese Empfindung noch stärker. Während der ganzen Reise empfand er die Freude eines Schülers in den Ferien. Alle Leute: den Postillon, den Postmeister, die Bauern auf der Landstraße und in den Dörfern, alle sah er mit neuen Augen an. Die Anwesenheit und die Bemerkungen Willarskis, der beständig über die Armut in Rußland, über die Rückständigkeit hinter Europa und über den Mangel an Bildung klagte, hatten nur die Wirkung, Pierres Freude noch zu erhöhen. Dort, wo Willarski die Starrheit des Todes sah, erblickte Pierre eine überaus mächtige Lebenskraft, jene Kraft, die im Schnee auf dieser gewaltigen Fläche das Leben dieses unverdorbenen, besonderen, eigenartigen Volkes unterhielt. Er widersprach seinem Reisegefährten nicht, sondern lächelte fröhlich beim Zuhören, als sei er mit ihm einverstanden; er sagte sich, daß diese erheuchelte Zustimmung das kürzeste Mittel sei, um Dispute zu vermeiden, bei denen doch nichts herauskommen konnte.

XV

Wie es schwer zu erklären ist, warum und wozu die Ameisen nach Zerstörung ihres Haufens umherrennen, die einen von dem Haufen weg, Körnchen, Eier und Leichname mit sich schleppend, die andern nach dem Haufen zurück, warum sie sich

stoßen, einander überholen, sich miteinander schlagen: ebenso schwer würde es sein, die Ursachen zu erklären, durch welche die Russen nach dem Abzuge der Franzosen veranlaßt wurden, sich an jener Stelle wieder umherzudrängen, die vorher Moskau genannt worden war. Aber wie man bei Betrachtung der um einen zerstörten Haufen wimmelnden Ameisen trotz der vollständigen Vernichtung des Haufens dennoch aus der zähen Ausdauer, der Energie und der zahllosen Menge der sich eifrig tummelnden Insekten deutlich ersehen kann, daß bei aller sonstigen Zerstörung doch etwas Unzerstörbares, Immaterielles erhalten geblieben ist, worauf gerade die eigentliche Kraft des Ameisenhaufens beruht: so war auch Moskau im Oktober, trotzdem es dort keine Behörden, keine Kirchen, keine Reichtümer, keine Häuser mehr gab, immer noch dasselbe Moskau, das es im August gewesen war. Alles war zerstört außer jenem immateriellen, aber mächtigen und unzerstörbaren Bestandteile seines Wesens.

Die Beweggründe, durch die nach der Räumung Moskaus seitens des Feindes die Leute veranlaßt wurden, von allen Seiten dorthin zu strömen, waren sehr mannigfaltige persönliche und in der ersten Zeit großenteils solche von niederer, animalischer Art. Nur ein Beweggrund war allen gemeinsam: das Streben nach dem Orte, der früher Moskau geheißen hatte, um dort dies oder das zu tun.

Nach einer Woche waren in Moskau bereits fünfzehntausend Einwohner, nach zwei Wochen fünfundzwanzigtausend usw. Immer wachsend und wachsend erreichte diese Zahl im Herbste 1813 eine Höhe, welche noch über die Bevölkerungsziffer des Jahres 1812 hinausging.

Die ersten Russen, die wieder nach Moskau kamen, waren Kosaken des Wintzingerodeschen Korps, Bauern aus den Nach-

bardörfern und Einwohner, die aus Moskau geflüchtet waren und sich in der Umgegend verborgen gehalten hatten. Die Russen, die nach dem zerstörten Moskau kamen, fanden die Stadt geplündert und begannen nun gleichfalls zu plündern. Sie setzten fort, was die Franzosen getan hatten. Die Bauern kamen mit langen Reihen von Wagen nach Moskau, um alles nach ihren Dörfern hinauszuschaffen, was in Moskau auf den Straßen und in den zerstörten Häusern umherlag. Die Kosaken nahmen, was sie nur konnten, nach ihren Lagern mit; die Hausbesitzer suchten alles zusammen, was sie in andern Häusern fanden, und brachten es in ihre eigenen, unter dem Vorwande, es sei ihr Eigentum.

Aber nach den ersten Plünderern kamen andere und wieder andere, und das Plündern wurde mit jedem Tage, je mehr die Zahl der Plünderer zunahm, schwieriger und nahm festere Formen an.

Die Franzosen hatten Moskau zwar leer von Bewohnern vorgefunden, aber doch ausgestattet mit dem gesamten Apparat einer Stadt, deren Organismus ordnungsmäßig funktioniert, mit den mannigfaltigsten Einrichtungen des Handels, des Handwerks, des Luxus, der staatlichen Verwaltung, der Religion. Dieser Apparat war beim Einzuge der Franzosen ohne Leben; aber er existierte noch. Da waren Budenreihen, Kaufläden, Magazine, Speicher, Basare, größtenteils mit Waren gefüllt; da waren Fabriken und Werkstätten; da waren Paläste und reiche Häuser, angefüllt mit Gegenständen des Luxus; da waren Krankenhäuser, Gefängnisse, Amtslokale, große und kleine Kirchen. Je länger die Franzosen dablieben, um so mehr verschwand dieser Apparat des städtischen Lebens, und gegen das Ende ihres dortigen Aufenthaltes war alles eine ununterbrochene, gleichmäßige, leblose Stätte der Plünderung geworden.

Die Plünderung durch die Franzosen verminderte, je länger

sie dauerte, in um so höherem Grade die Reichtümer Moskaus und die Kräfte der Plünderer. Die Plünderung durch die Russen, mit welcher die Wiederbesetzung der Hauptstadt durch die Russen begann, stellte, je länger sie dauerte und je mehr Menschen sich daran beteiligten, um so schneller den Reichtum Moskaus und das regelmäßige Leben der Stadt wieder her.

Außer den Plünderern strömten von allen Seiten, wie das Blut zum Herzen, nach Moskau Menschen von mannigfaltigster Art, herbeigezogen teils durch Neugier, teils durch die Dienstpflicht, teils durch ihren Vorteil: Hausbesitzer, Geistliche, hohe und niedere Beamte, Handelsleute, Handwerker, Bauern.

Nach einer Woche wurden die Bauern, die mit leeren Wagen angefahren kamen, um Sachen fortzuschaffen, bereits von der Behörde angehalten und genötigt, Leichen aus der Stadt hinauszuschaffen. Andere Bauern, die von dem Mißgeschick ihrer Genossen gehört hatten, kamen in die Stadt mit Getreide, Hafer und Heu und unterboten einander mit dem geforderten Preise so, daß er niedriger war als vorher. Täglich kamen neue Genossenschaften von Zimmerleuten in der Hoffnung auf guten Verdienst nach Moskau, und überall wurden neue Häuser gebaut und alte, durch das Feuer beschädigte repariert. Die Kaufleute eröffneten wieder ihren Handel in den Buden. Garküchen und Herbergen wurden in nur angebrannten Häusern eingerichtet. Die Geistlichkeit nahm den Gottesdienst in vielen vom Feuer verschonten Kirchen wieder auf. Opferwillige brachten Ersatzstücke für die geraubten Kirchengegenstände. Die Beamten in ihren kleinen Bureaus bedeckten ihre Tische mit Tuch und füllten ihre Schränke mit Akten. Die höchste Behörde und die Polizei trafen Anordnungen darüber, wie mit der von den Franzosen zurückgelassenen Habe zu verfahren sei. Die Besitzer derjenigen Häuser, in denen sich viele von den Franzosen aus anderen Häu=

fern zusammengetragene und dann dort zurückgelassene Sachen befanden, klagten, es sei eine Ungerechtigkeit, alle diese Sachen nach dem Facettenpalast im Kreml zu schaffen; andere wieder erklärten, da die Franzosen aus verschiedenen Häusern Sachen an einen Ort zusammengebracht hätten, so sei es ungerecht, nun dem Hauswirte alle die Sachen zuzusprechen, die in seinem Hause gefunden seien. Man schimpfte auf die Polizei; man bestach sie; man stellte für verbrannte fiskalische Gegenstände Kostenanschläge zum zehnfachen Werte auf; man forderte Unterstützungen. Graf Rastoptschin schrieb seine Proklamationen.

XVI

Ende Januar kam Pierre in Moskau an und nahm in dem unversehrt gebliebenen Seitengebäude Wohnung. Er besuchte den Grafen Rastoptschin und mehrere Bekannte, die nach Moskau zurückgekehrt waren, und beabsichtigte am dritten Tage nach Petersburg zu fahren. Alle jubelten über den Sieg; alles wimmelte in der zerstörten und wiederauflebenden Hauptstadt von neuem Leben. Alle freuten sich über Pierres Rettung; alle wünschten ihn zu sehen, und alle fragten ihn aus über das, was er erlebt hatte. Pierre fühlte sich gegen alle Menschen, mit denen er zusammenkam, außerordentlich freundlich gestimmt; aber unwillkürlich war er jetzt allen Menschen gegenüber auf der Hut, um sich in keiner Weise zu binden. Auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden, wichtige oder ganz unwichtige (so wenn er gefragt wurde, wo er wohnen werde, oder ob er bauen werde, oder wann er seine Reise nach Petersburg anzutreten beabsichtige, oder ob er aus Gefälligkeit ein Kästchen mitnehmen wolle), auf alle solche Fragen antwortete er: „Ja vielleicht“ oder „ich denke“ usw.

Über die Familie Rostow hörte er, daß sie in Kostroma sei, und der Gedanke an Natascha kam ihm nur selten, und wenn er ihm kam, so nur als eine angenehme Erinnerung an etwas längst Vergangenes. Er fühlte sich frei, nicht nur von weltlichen Beschränkungen, sondern auch von diesem Gefühle, das, wie er jetzt meinte, nur etwas absichtlich Angenommenes gewesen war.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft in Moskau erfuhr er von Drubezkois, daß Prinzessin Marja in Moskau sei. Der Gedanke an den Tod des Fürsten Andrei, an seine Leiden und letzten Tage hatte Pierre häufig beschäftigt und kam ihm jetzt mit neuer Lebendigkeit in den Sinn. Nachdem er beim Mittagessen erfahren hatte, daß Prinzessin Marja in Moskau sei und in ihrem nicht abgebrannten Hause in der Wosdwischenka-Straße wohne, fuhr er gleich an demselben Abend zu ihr hin.

Auf dem Wege zu Prinzessin Marja dachte er unaufhörlich an den Fürsten Andrei, an seine Freundschaft mit ihm, an die verschiedenen Begegnungen, die er mit ihm gehabt hatte, und namentlich an die letzte in Borodino.

„Sollte er wirklich in der ingrimmigen Stimmung gestorben sein, in der er sich damals befand? Sollte sich ihm wirklich vor dem Tode nicht der Sinn des Lebens erschlossen haben?" dachte Pierre. Er erinnerte sich an Karatajew und dessen Tod und stellte unwillkürlich einen Vergleich zwischen diesen beiden Männern an, die voneinander so verschieden waren und doch auch zugleich einander so ähnlich in bezug auf die Liebe, die er zu beiden gehegt hatte, sowie darin, daß sie beide gelebt hatten und beide gestorben waren.

In der ernstesten Gemütsverfassung gelangte Pierre zu dem Hause des alten Fürsten. Dieses Haus war unversehrt geblieben. Man sah an ihm Spuren von Beschädigung; aber der Gesamt-

charakter des Hauses war derselbe wie früher. Ein alter Diener empfing Pierre mit tiefernster Miene, wie wenn er dem Besucher zu verstehen geben wollte, daß der Tod des Fürsten in die Ordnung des Hauses keine Störung hineingebracht habe, und teilte ihm mit, die Prinzessin habe sich in ihre Gemächer zurückgezogen; sie empfange Sonntags.

„Melde mich nur; vielleicht werde ich doch angenommen," erwiderte Pierre.

„Zu Befehl," antwortete der Diener. „Haben Sie die Güte, in das Porträtzimmer zu treten."

Einige Minuten darauf kamen der Diener und Dessalles zu Pierre herein. Dessalles meldete ihm von der Prinzessin, sie freue sich sehr, ihn wiederzusehen, und bitte ihn, wenn er ihr diese Formlosigkeit nicht übelnehmen wolle, zu ihr nach oben in ihre Zimmer zu kommen.

In einem niedrigen Zimmerchen, das nur von einer einzigen Kerze erleuchtet war, saß die Prinzessin, und bei ihr noch eine schwarzgekleidete Dame. Pierre erinnerte sich, daß die Prinzessin sich immer Gesellschafterinnen gehalten habe; aber was für Personen diese Gesellschafterinnen gewesen waren, das wußte Pierre nicht, dafür hatte er keine Erinnerung. „Das ist eine Gesellschafterin," dachte er bei einem Blick auf die Dame in Schwarz.

Die Prinzessin stand schnell auf, kam ihm entgegen und reichte ihm die Hand, die er küßte.

„Ja," sagte sie, indem sie sein so verändertes Gesicht betrachtete, „so sehen wir uns nun wieder. Er hat auch in der letzten Zeit häufig von Ihnen gesprochen," fuhr sie fort und ließ ihre Augen von Pierre zu der Gesellschafterin mit einer Verlegenheit hinübergleiten, die Pierre einen Augenblick stutzig machte.

„Ich habe mich so gefreut, als ich von Ihrer Rettung hörte,"

fügte sie hinzu. „Das war die einzige freudige Nachricht, die wir seit langer Zeit erhalten hatten."

Wieder blickte die Prinzessin noch unruhiger nach der Gesellschafterin hin und wollte etwas sagen; aber Pierre unterbrach sie.

„Sie können sich leicht denken, daß ich nichts von ihm wußte," sagte er. „Ich glaubte, er wäre gefallen. Alles, was ich erfuhr, erfuhr ich von anderen, aus dritter Hand. Ich weiß nur, daß er zufällig zur Rostowschen Familie kam. Welch eine Fügung!"

Pierre sprach schnell und lebhaft. Als er einmal nach dem Gesicht der Gesellschafterin hinsah, bemerkte er, daß ihr Blick aufmerksam und freundlich auf ihn gerichtet war, und hatte, wie das oft während eines Gespräches vorkommt, aus nicht recht klarem Grunde die Empfindung, daß diese schwarzgekleidete Gesellschafterin ein liebes, gutes, prächtiges Wesen sei, durch das er sich in seinem vertraulichen Gespräche mit Prinzessin Marja nicht stören zu lassen brauche.

Aber als er die letzten Worte über die Rostowsche Familie sagte, prägte sich die Verlegenheit noch stärker auf dem Gesichte der Prinzessin Marja aus. Sie ließ ihre Augen wieder von Pierres Gesichte zu dem der Dame in Schwarz hinüberwandern und sagte:

„Sie erkennen sie wohl nicht?"

Pierre blickte noch einmal in das blasse, feine Gesicht der Gesellschafterin mit den schwarzen Augen und dem eigenartigen Munde. Etwas Liebes, längst Vergessenes und mehr als bloß Angenehmes schaute ihn aus diesen aufmerksamen Augen an.

„Aber nein, es ist nicht möglich," dachte er. „Dieses ernste, hagere, blasse, alt aussehende Gesicht! Das kann sie nicht sein. Es ist nur eine Ähnlichkeit, die an sie erinnert." Aber in diesem Augenblicke sagte Prinzessin Marja: „Natascha." Und das Gesicht mit den aufmerksamen Augen lächelte mit Mühe und An-

strengung, wie eine verrostete Tür sich öffnet, und aus dieser sich öffnenden Tür duftete ihm plötzlich jenes längst vergessene Glück entgegen, an das er nicht mehr gedacht hatte, und namentlich jetzt nicht. Dieser Duft umfing ihn und nahm ihn völlig in seinen Bann. Als sie lächelte, konnte kein Zweifel mehr sein: es war Natascha, und er liebte sie.

Gleich im ersten Augenblicke gab Pierre unwillkürlich sowohl ihr als auch der Prinzessin Marja und vor allem sich selbst Kenntnis von diesem ihm selbst bisher unbekannten Geheimnis. Er errötete vor Freude und schmerzlichem Leide. Er wollte seine Erregung verbergen; aber je mehr er sie zu verbergen suchte, um so deutlicher, deutlicher selbst als durch die bestimmtesten Worte, sagte er sich und ihr und der Prinzessin Marja, daß er sie liebe.

„Nein, das hat keinen tieferen Grund, das kommt nur von der Überraschung her," dachte Pierre. Aber kaum versuchte er, das begonnene Gespräch mit Prinzessin Marja fortzusetzen, da mußte er wieder Natascha ansehen, und eine noch stärkere Röte überzog sein Gesicht, und eine noch stärkere freudige und bange Aufregung nahm von seiner Seele Besitz. Er verwirrte sich in seinen Worten und verstummte mitten in der Rede.

Pierre hatte Natascha nicht beachtet, weil er in keiner Weise erwartet hatte, sie hier zu sehen; und er hatte sie nicht erkannt, weil die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, seit er sie nicht mehr gesehen hatte, eine ganz gewaltige war. Sie war mager und blaß geworden. Aber nicht dies war es, was sie unkenntlich machte: er hatte sie im ersten Augenblick, als er eintrat, deswegen nicht erkennen können, weil auf diesem Gesichte, in dessen Augen früher immer ein verborgenes Lächeln der Lebenslust geleuchtet hatte, jetzt, als er eintrat und sie zum erstenmal ansah, auch nicht der geringste Schimmer eines Lächelns gelegen

hatte; nur die Augen waren dagewesen, die aufmerksamen, guten, traurig fragenden Augen.

Pierres Verlegenheit rief bei Natascha nicht die gleiche Empfindung hervor, sondern nur ein Gefühl der Freude, welches ganz leise ihr ganzes Gesicht erhellte.

XVII

Sie wohnt als mein Gast bei mir," sagte Prinzessin Marja. „In den nächsten Tagen kommen auch der Graf und die Gräfin. Die Gräfin befindet sich in einem schrecklichen Zustande. Aber auch Natascha selbst muß sich ärztlich behandeln lassen. Die Eltern haben sie mit Gewalt mit mir hierher geschickt."

„Ja, gibt es wohl eine Familie, die nicht ihr eigenes Leid hätte?" sagte Pierre, zu Natascha gewendet. „Sie wissen, es geschah gerade an dem Tage, als wir befreit wurden. Ich habe ihn gesehen. Was war er für ein allerliebster Junge!"

Natascha sah ihn an; als Antwort auf seine Worte öffneten sich nur ihre Augen noch weiter und leuchteten auf.

„Was könnte man da zum Troste sagen oder ersinnen?" fuhr Pierre fort. „Nichts. Warum mußte ein so prächtiger, lebensfrischer Junge sterben?"

„Ja, ohne Glauben wäre es in unserer Zeit schwer, zu leben," sagte Prinzessin Marja.

„Ja, ja. Das ist eine tiefe Wahrheit," unterbrach Pierre sie schnell.

„Warum ist das schwer?" fragte Natascha und blickte Pierre aufmerksam in die Augen.

„Warum das schwer ist?" erwiderte Prinzessin Marja. „Schon der bloße Gedanke an das, was uns dort erwartet ..."

Natascha hörte nicht zu Ende, was Prinzessin Marja sagen

wollte, sondern richtete wieder einen fragenden Blick auf Pierre.

„Und auch deswegen," fuhr Pierre fort, „weil nur derjenige, der an einen Gott glaubt, der über uns waltet, einen solchen Verlust tragen kann, wie der der Prinzessin und ... der Ihrige."

Natascha öffnete schon den Mund, in der Absicht, etwas zu sagen, hielt aber plötzlich inne. Pierre drehte sich hastig von ihr weg und wandte sich an Prinzessin Marja mit der Frage nach den letzten Lebenstagen seines Freundes.

Pierres Verlegenheit war jetzt fast ganz verschwunden; aber zugleich fühlte er, daß seine ganze frühere Freiheit verschwunden war. Er fühlte, daß es für jedes seiner Worte, für jede seiner Handlungen jetzt einen Richter gab, dessen Urteil ihm wertvoller war als das Urteil aller Menschen in der Welt. Wenn er jetzt sprach, so suchte er während des Sprechens sich über den Eindruck klar zu werden, den seine Worte auf Natascha hervorbrachten. Er sprach nicht absichtlich so, daß es ihr gefallen sollte; aber bei allem, was er sagte, beurteilte er sich selbst von ihrem Gesichtspunkte aus.

Prinzessin Marja begann nur ungern, wie das immer so der Fall zu sein pflegt, von dem Zustande zu sprechen, in dem sie den Fürsten Andrei vorgefunden hatte. Aber Pierres Fragen und sein lebhafter, unruhiger Blick und sein vor Erregung zuckendes Gesicht brachten sie allmählich dazu, auf Einzelheiten einzugehen, die sie sich scheute, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, wenn sie mit ihren Gedanken allein war.

„Ja, ja, gut so, gut so ..." sagte Pierre, der sich mit seinem ganzen Körper zu Prinzessin Marja vorbeugte und mit gespannter Aufmerksamkeit ihrer Erzählung folgte. „Ja, ja; also er war ruhiger und milder geworden? Er hat stets mit aller Kraft seiner Seele so eifrig nach dem einen Ziele gestrebt, ein

vollkommen guter Mensch zu sein, daß er den Tod nicht zu fürchten brauchte. Die Fehler, die er hatte, wenn er überhaupt solche hatte, entsprangen nicht aus seinem Wesen. Also er war milder geworden?" sagte Pierre. „Welch ein Glück, daß er Sie wiedergesehen hat," sagte er zu Natascha, indem er sich plötzlich zu ihr wandte und sie mit Augen, die voll Tränen standen, anblickte.

Nataschas Gesicht zuckte. Sie zog die Brauen zusammen und senkte einen Augenblick lang die Augen. Eine kleine Weile schwankte sie, ob sie reden sollte oder nicht.

„Ja, es war ein Glück," sagte sie mit leiser Bruststimme; „für mich war es sicherlich ein Glück." Sie schwieg einen Augenblick. „Und er ... er ... er sagte, er habe es gerade in dem Augenblicke gewünscht, als ich zu ihm gekommen wäre."

Die Stimme versagte ihr. Sie errötete, preßte die Hände auf den Knien zusammen und hob dann auf einmal, sich augenscheinlich dazu zwingend, den Kopf in die Höhe und begann schnell zu sprechen.

„Ich wußte nichts, als wir aus Moskau wegfuhren. Ich hatte nicht gewagt, nach ihm zu fragen. Und auf einmal sagte mir Sonja, daß er mit uns zusammen führe. Ich hatte keinen klaren Gedanken und konnte mir nicht vorstellen, in welchem Zustande er sich befinden mochte; nur sehen mußte ich ihn und bei ihm sein," sagte sie zitternd und nur mühsam atmend.

Und ohne sich unterbrechen zu lassen, erzählte sie, was sie noch nie jemandem erzählt hatte: alles, was sie in jenen drei Wochen ihrer Reise und des Aufenthaltes in Jaroslawl durchlebt hatte.

Pierre hörte ihr mit offenem Munde zu und wandte die Augen, die ihm voll Tränen standen, nicht von ihr weg. Während er ihr zuhörte, dachte er weder an den Fürsten Andrei, noch an

den Tod, noch an das, was sie erzählte. Er hörte ihr zu und bemitleidete sie nur wegen des Schmerzes, den sie jetzt beim Erzählen empfand.

Die Prinzessin runzelte die Stirn, um die Tränen zurückzuhalten, setzte sich neben Natascha und hörte zum ersten Male die Geschichte dieser letzten Tage der Liebe ihres Bruders und Nataschas.

Für Natascha war diese ihr zugleich qualvolle und freudenreiche Erzählung offenbar ein Bedürfnis.

Sie erzählte in buntem Durcheinander die unbedeutendsten Einzelheiten und die tiefsten Seelengeheimnisse und schien gar nicht enden zu können. Mehrmals wiederholte sie dasselbe.

Durch die Tür hindurch wurde die Stimme Dessalles' vernehmbar, welcher fragte, ob Nikolenka hereinkommen dürfe, um Gute Nacht zu sagen.

„Das ist alles, ja, das ist alles," sagte Natascha.

Sie stand in dem Augenblick, als Nikolenka hereinkam, schnell auf, eilte fast laufend zur Tür, stieß sich mit dem Kopf an der Tür, die mit einer Portiere verhängt war, und stürzte mit einem Stöhnen halb des physischen Schmerzes, halb des Grames aus dem Zimmer.

Pierre blickte nach der Tür, durch die sie hinausgegangen war, und begriff nicht, woher es kam, daß er auf einmal in der ganzen Welt so allein geblieben war.

Prinzessin Marja weckte ihn aus seiner Zerstreutheit und lenkte seine Aufmerksamkeit auf ihren Neffen, der ins Zimmer getreten war.

Das Gesicht Nikolenkas, das mit dem seines Vaters Ähnlichkeit hatte, wirkte bei der weichen, gerührten Stimmung, in der sich Pierre in diesem Augenblicke befand, auf ihn so stark, daß er, nachdem er den Knaben geküßt hatte, eilig aufstand, sein Taschen-

tuch ergriff und zum Fenster trat. Er wollte sich der Prinzessin Marja empfehlen; aber sie hielt ihn zurück.

„Nicht doch; Nataſcha und ich, wir gehen oft erst um drei Uhr schlafen; bitte, bleiben Sie noch. Ich werde Abendbrot bringen lassen. Gehen Sie nach unten; wir kommen sogleich nach."

Bevor Pierre das Zimmer verließ, sagte die Prinzessin noch zu ihm:

„Das ist das erste Mal, daß sie so von ihm gesprochen hat."

XVIII

Pierre wurde in das erleuchtete, große Speisezimmer geführt; einige Minuten darauf hörte er Schritte, und die Prinzessin und Nataſcha traten ins Zimmer. Nataſcha war ruhig, obgleich jetzt wieder ein tiefernster Ausdruck, ohne die Spur eines Lächelns, auf ihrem Gesichte lag. Prinzessin Marja, Nataſcha und Pierre hatten alle drei in gleicher Weise jenes Gefühl der Unbehaglichkeit, welches gewöhnlich auf ein beendetes ernstes, herzliches Gespräch folgt. Das vorige Gespräch fortzusetzen ist unmöglich; von unbedeutenden Dingen zu reden schämt man sich, und ganz zu schweigen ist einem unangenehm, weil man gern reden möchte und dieses Schweigen einem daher wie Verstellung vorkommt. Sie gingen schweigend zu Tisch. Die Diener rückten die Stühle ab und wieder heran. Pierre faltete die kalte Serviette auseinander, und entschlossen, das Stillschweigen zu brechen, blickte er Nataſcha und Prinzessin Marja an. Beide waren offenbar gleichzeitig mit ihm zu demselben Entschlusse gekommen: in den Augen beider leuchtete ein Gefühl der Zufriedenheit mit dem Leben und das Geständnis, daß es außer dem Kummer auch Freude auf der Welt gibt.

„Trinken Sie ein Gläschen Branntwein, Graf?" sagte Prin-

zessin Marja, und diese Worte verscheuchten mit einem Male die Schatten der Vergangenheit. „Erzählen Sie uns doch etwas von sich," fuhr sie fort. „Die Leute erzählen ja über Sie die unglaublichsten Wundergeschichten."

„Ja," erwiderte Pierre mit jenem mild spöttischen Lächeln, das ihm jetzt zur Gewohnheit geworden war. „Sogar mir selbst erzählen die Leute über mich Wundergeschichten, von denen ich mir nicht einmal etwas habe träumen lassen. Marja Abramowna hat mich zu sich eingeladen und mir in einem fort erzählt, was mir begegnet sei oder hätte begegnen sollen. Stepan Stepanowitsch hat mich ebenfalls belehrt, und zwar über die Art, wie ich erzählen müsse. Überhaupt habe ich bemerkt, daß es eine sehr gemächliche Situation ist, ein interessanter Mensch zu sein (ich bin nämlich jetzt ein interessanter Mensch): man ladet mich ein und erzählt mir etwas."

Natascha lächelte und wollte etwas sagen; aber die Prinzessin ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Es ist uns erzählt worden," sagte Prinzessin Marja, „Sie hätten in Moskau zwei Millionen Rubel verloren. Ist das wahr?"

„Ich bin vielmehr dreimal so reich geworden," antwortete Pierre.

Obgleich die Schulden seiner Frau und die Notwendigkeit zu bauen seine Verhältnisse geändert hatten, so fuhr Pierre doch fort, auseinanderzusetzen, daß er dreimal so reich geworden sei.

„Daß ich gewonnen habe, ist zweifellos," sagte er. „So gleich die Freiheit ..." begann er ganz ernst; aber er änderte seine Absicht und fuhr nicht fort, da es ihm vorkam, als sei dieses Gesprächsthema doch gar zu egoistisch.

„Sie bauen?"

„Ja, Saweljitsch will es so."

„Sagen Sie doch: Sie wußten noch nichts von dem Tode der

Ich habe ihn nicht gesehen, ja nicht einmal etwas von ihm gehört. Ich war in weit schlechterer Gesellschaft."

Das Abendessen war beendet, und Pierre, der anfangs nicht hatte von seiner Gefangenschaft erzählen mögen, geriet nun doch allmählich ins Erzählen hinein.

„Aber das ist doch richtig, daß Sie hierblieben, um Napoleon zu töten?" fragte ihn Natascha mit leisem Lächeln. „Ich habe es mir damals gleich gedacht, als wir Sie beim Sucharew-Turme trafen; besinnen Sie sich?"

Pierre gestand, daß das richtig sei, und von dieser Frage an ließ er sich, durch weitere Fragen der Prinzessin Marja und namentlich Nataschas geleitet, allmählich und unvermerkt dazu bringen, eingehende Mitteilungen über seine Erlebnisse zu machen.

Anfangs erzählte er mit jener mild spöttischen Anschauungsweise, die er jetzt für die Menschen und insonderheit für sich selbst an sich hatte; als er aber dann zu der Schilderung der Greuel und Leiden kam, die er mit angesehen hatte, wurde er, ohne es selbst zu merken, warm und sprach mit der verhaltenen Erregung eines Menschen, welcher starke Eindrücke in der Erinnerung noch einmal durchlebt.

Prinzessin Marja blickte mit mildem Lächeln bald auf Pierre, bald auf Natascha. Sie sah in dieser ganzen Erzählung nur Pierre und seine Herzensgüte. Natascha hatte den Kopf in die Hand gestützt und folgte, ohne sich auch nur einen Augenblick ablenken zu lassen, der Erzählung Pierres, wobei ihr Gesichtsausdruck sich beständig im Einklang mit dem Gehörten änderte; sie durchlebte offenbar mit ihm in Gedanken alles, was er erzählte. Nicht nur ihr Blick, sondern auch ihre Ausrufe und die kurzen Fragen, die sie stellte, zeigten Pierre, daß sie aus dem, was er erzählte, gerade das heraushörte, was er sagen wollte. Augenscheinlich verstand

sie nicht nur das, was er erzählte, sondern auch das, was er mit Worten gern ausgedrückt hätte, ohne es doch zu können. Sein Erlebnis mit dem kleinen Kinde und der jungen Frau, bei deren Beschützung er gefangen genommen worden, erzählte Pierre folgendermaßen: „Es war ein schreckliches Schauspiel: verlassene Kinder, manche im Feuer ... In meiner Gegenwart wurde ein Kind gerettet ... Frauen, denen Plünderer ihre Sachen raubten, den Schmuck vom Halse rissen ..." Pierre errötete und stockte. „Da kam eine Patrouille und arretierte alle Männer, die nicht zu den Plünderern gehörten, auch mich."

„Sie erzählen gewiß nicht alles; Sie haben gewiß etwas getan ..." sagte Natascha und schwieg einen Augenblick, „etwas Gutes."

Pierre erzählte weiter. Bei der Schilderung der Hinrichtung wollte er über die furchtbaren Einzelheiten hinweggehen; aber Natascha verlangte, er solle nichts auslassen.

Pierre wollte anfangen von Karatajew zu erzählen (er war schon vom Tische aufgestanden und ging auf und ab, wobei Natascha ihm mit den Augen folgte), hielt aber inne.

„Nein," sagte er, „Sie können doch nicht begreifen, was ich von diesem närrischen Menschen, der nicht einmal lesen und schreiben konnte, alles gelernt habe."

„Nicht doch, nicht doch, erzählen Sie nur," sagte Natascha. „Wo ist er denn jetzt?"

„Er ist erschossen worden, fast vor meinen Augen."

Und Pierre begann von der letzten Zeit ihres Rückzuges zu erzählen, von Karatajews Krankheit (seine Stimme zitterte hierbei fortwährend) und von seinem Tode.

Pierre erzählte seine Erlebnisse in einer Weise, wie er sie sich selbst noch nie in der Erinnerung wieder vergegenwärtigt hatte. Er fand jetzt in allem, was er durchlebt hatte, gewissermaßen

einen neuen Sinn. Jetzt, wo er dies alles Nataſcha erzählte, empfand er jenen ſeltenen Genuß, welchen Frauen durch die Art ihres Zuhörens einem Manne gewähren können, nicht die ſogenannten geiſtreichen Frauen, deren Streben beim Zuhören entweder danach geht, ſich das Gehörte einzuprägen, um ihren Verſtand zu bereichern und dasſelbe bei Gelegenheit wieder vorzubringen, oder danach, das Erzählte gegen ihren eigenen geiſtigen Beſitz zu halten und ſo ſchnell wie möglich kluge Äußerungen darüber von ſich zu geben, die ſie ſich in ihrer kleinen Verſtandeswirtſchaft zurechtmachen; ſondern Pierre empfand den Genuß, welchen echte Frauen gewähren können, Frauen, die mit der Fähigkeit begabt ſind, das Beſte, was in den Darlegungen eines Mannes enthalten iſt, herauszufinden und in ſich einzuſaugen. Nataſcha war, ohne ſich deſſen ſelbſt bewußt zu ſein, ganz Ohr: es entging ihr kein Wort, keine Schwankung der Stimme, kein Blick, kein Zucken eines Geſichtsmuskels, keine Handbewegung Pierres. Im Fluge fing ſie das kaum ausgeſprochene Wort auf und trug es geradeswegs in ihr geöffnetes Herz; ſie erriet den geheimen Sinn der ganzen ſeeliſchen Arbeit Pierres.

Prinzeſſin Marja folgte der Erzählung und intereſſierte ſich für ſie; aber ſie ſah jetzt etwas anderes, was ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm: ſie ſah für Nataſcha und Pierre die Möglichkeit der Liebe und des Glückes. Und dieſer Gedanke, der ihr jetzt zum erſten Male kam, erfüllte ihre Seele mit Freude.

Es war drei Uhr nachts. Die Diener kamen mit traurig-ernſten Geſichtern, um die Kerzen zu wechſeln; aber niemand beachtete ſie.

Pierre hatte ſeine Erzählung beendet. Nataſcha blickte ihn immer noch mit lebhaften, glänzenden Augen unverwandt und aufmerkſam an, als wünſchte ſie auch noch das übrige zu verſtehen, das er vielleicht nur nicht ausgeſprochen hatte. Pierre ſah

ab und zu mit verschämter, glückseliger Verlegenheit nach ihr hin und überlegte, was er jetzt sagen könnte, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen. Prinzessin Marja schwieg. Keiner von ihnen dachte daran, daß es drei Uhr in der Nacht und Zeit zum Schlafengehen sei.

„Da reden nun die Menschen immer von Unglück und Leiden," sagte Pierre. „Aber wenn jemand jetzt gleich, diesen Augenblick, zu mir sagte: ‚Willst du bleiben, was du vor der Gefangenschaft warst, oder all dies noch einmal von Anfang an durchleben?' bei Gott, ich würde noch einmal Gefangenschaft und Pferdefleisch wählen. Wenn uns etwas aus dem gewohnten Geleise wirft, so denken wir, alles sei verloren; und dabei beginnt doch nur etwas Neues, Gutes. Solange Leben da ist, gibt es auch Glück. Die Zukunft kann noch viel, viel Gutes bringen. Das sage ich Ihnen," schloß er, zu Nataschа gewendet.

„Ja, ja," sagte sie, auf etwas ganz anderes antwortend, „auch ich würde nichts anderes wünschen, als alles noch einmal von Anfang an zu durchleben."

Pierre blickte sie aufmerksam an.

„Ja, und weiter nichts!" fügte Natascha bekräftigend hinzu.

„Das kann nicht richtig sein, das kann nicht richtig sein," rief Pierre. „Ich kann nichts dafür, daß ich lebe und leben will; und so ist es auch mit Ihnen."

Auf einmal ließ Natascha den Kopf auf die Arme sinken und brach in Tränen aus.

„Was ist dir, Natascha?" fragte Prinzessin Marja.

„Nichts, nichts." Sie lächelte durch ihre Tränen hindurch Pierre zu. „Gute Nacht, es ist Zeit, schlafen zu gehen."

Pierre stand auf und empfahl sich.

Prinzessin Marja und Natascha redeten, wie immer, im Schlafzimmer noch eine Weile miteinander. Sie sprachen von dem,

was Pierre erzählt hatte. Über Pierre selbst sprach Prinzessin Marja ihre Meinung nicht aus. Auch Natascha sprach nicht von ihm.

„Nun, gute Nacht, Marja," sagte Natascha. „Weißt du, was ich oft fürchte? Wir reden nicht von ihm" (dem Fürsten Andrei), „als fürchteten wir, unserer Empfindung dadurch etwas von ihrer Erhabenheit zu nehmen, und gelangen dadurch schließlich dazu, ihn zu vergessen."

Prinzessin Marja seufzte schwer und erkannte durch diesen Seufzer Nataschas Bemerkung als richtig an; aber mit Worten stimmte sie ihr nicht zu.

„Ist es denn möglich, ihn zu vergessen?" erwiderte sie.

„Mir hat es heute so wohl getan, alles zu erzählen," sagte Natascha. „Es war mir peinlich und schmerzlich, tat mir aber doch wohl, sehr wohl. Ich bin überzeugt, daß er ihn wirklich geliebt hat. Darum habe ich es ihm auch erzählt ... Es schadet doch nichts, daß ich es ihm erzählt habe?" fragte sie plötzlich errötend.

„Daß du es Pierre erzählt hast? O nein! Was ist das für ein prächtiger Mensch!" sagte Prinzessin Marja.

„Weißt du, Marja," sagte Natascha auf einmal mit einem schelmischen Lächeln, das Prinzessin Marja auf ihrem Gesichte seit langer Zeit nicht gesehen hatte. „Er ist, ich möchte sagen, so rein und glatt und frisch geworden, wie wenn er aus dem Bade käme; verstehst du, wie ich es meine? Im geistigen Sinne. Nicht wahr?"

„Ja," erwiderte Prinzessin Marja. „Er hat sehr gewonnen."

„Und der kurze Oberrock und das kurz geschnittene Haar; wirklich, ganz wie aus dem Bade ... wie Papa manchmal ..."

„Ich begreife es, daß er" (Fürst Andrei) „niemand so sehr geliebt hat wie ihn," sagte Prinzessin Marja.

„Ja, und dabei ist er von ihm so verschieden. Man sagt ja,

Männer können nur dann miteinander befreundet sein, wenn sie voneinander ganz verschieden sind. Das muß wohl richtig sein. Er ist ihm doch ganz unähnlich, in allem, nicht wahr?"

„Ja, und doch ist er ein prächtiger Mensch."

„Nun, gute Nacht" antwortete Natascha.

Und das schelmische Lächeln blieb, wie in Selbstvergessenheit, noch lange auf ihrem Gesichte.

XIX

Pierre konnte an diesem Tage lange nicht einschlafen. Er ging im Zimmer auf und ab, bald die Stirn runzelnd, wie wenn er irgend etwas Schwieriges überlegte, bald plötzlich die Achseln zuckend und zusammenfahrend, bald glückselig lächelnd.

Er dachte an den Fürsten Andrei, an Natascha, an die Liebe dieser beiden, und war bald eifersüchtig auf Nataschas Vergangenheit, bald machte er sich wegen dieser Eifersucht Vorwürfe, bald verzieh er es sich. Es war schon sechs Uhr morgens, und er ging immer noch im Zimmer auf und ab.

„Nun, was ist da zu machen? Wenn es doch nun einmal nicht anders geht? Was ist da zu machen? Dann muß es also geschehen," sagte er zu sich selbst, kleidete sich schnell aus und legte sich ins Bett, glückselig und aufgeregt, aber frei von Zweifeln und von Unentschlossenheit.

„Mag auch dieses Glück noch so seltsam, noch so unmöglich scheinen, ich muß alles tun, damit sie meine Frau wird," sagte er sich.

Noch vor ein paar Tagen hatte Pierre seine Abreise nach Petersburg auf den Freitag angesetzt. Als er am Donnerstag aufwachte, trat Savelfitsch zu ihm, um sich Befehle wegen des Packens der Sachen für die Reise zu erbitten.

„Nach Petersburg? Was ist mit Petersburg? Wer soll nach Petersburg reisen?" fragte er sich unwillkürlich, wiewohl nur im stillen. „Ja, so etwas hatte ich ja vor längerer Zeit vor; ehe sich dies noch begab, hatte ich wirklich aus irgendeinem Grunde vor, nach Petersburg zu reisen," fiel ihm ein. „Weshalb auch nicht? Vielleicht fahre ich wirklich hin. Wie gut er ist, wie aufmerksam, wie er an alles denkt!" dachte er weiter, indem er Saweljitschs altes Gesicht ansah. „Und was für ein angenehmes Lächeln!" dachte er.

„Nun, wie ist's? Willst du noch immer nicht frei werden, Saweljitsch?" fragte Pierre.

„Was hätte ich von der Freiheit, Euer Erlaucht? Ich habe bei dem alten Herrn Grafen (Gott schenke ihm das Himmelreich) ein gutes Leben gehabt, und Sie haben mir ja auch nie etwas zuleide getan."

„Nun, und deine Kinder?"

„Die Kinder werden auch gern in demselben Stande bleiben, Euer Erlaucht; bei solchen Herren kann man schon leben."

„Nun, und meine Erben?" fragte Pierre. „Ich könnte mich ja auf einmal verheiraten ... Das wäre nicht unmöglich," fügte er mit einem unwillkürlichen Lächeln hinzu.

„Ich bin so frei zu sagen: das wäre sehr gut, Euer Erlaucht."

„Ja, das denkt er sich so leicht," dachte Pierre. „Er weiß nicht, wie schrecklich und gefährlich das ist. Man handelt dabei entweder zu früh oder zu spät ... Es ist schrecklich!"

„Wie befehlen Sie? Belieben Sie morgen zu reisen?" fragte Saweljitsch.

„Nein, ich möchte es noch eine Weile aufschieben. Ich werde es dir dann schon sagen. Nimm es mir nicht übel, daß ich dir unnütze Umstände gemacht habe," sagte Pierre, und als er

Saweljitschs Lächeln sah, dachte er: „Wie sonderbar ist es doch, daß er nicht weiß, daß mir jetzt Petersburg ganz gleichgültig ist und vor allen Dingen erst das Wichtigste zur Entscheidung gebracht werden muß. Übrigens weiß er es sicherlich und verstellt sich nur. Ob ich ihm wohl etwas davon sage? Wie mag er es auffassen?“ dachte Pierre. „Nein, später einmal.“

Beim Frühstück teilte Pierre der Prinzessin mit, daß er gestern bei Prinzessin Marja gewesen sei. „Denken Sie sich nur, wen ich da getroffen habe: Natascha Rostowa.“

Die Prinzessin tat, als hielte sie diese Nachricht für etwas ebenso Gewöhnliches, wie wenn Pierre sagte, er habe Anna Semjonowna gesehen.

„Kennen Sie sie?“ fragte Pierre.

„Ich habe die Prinzessin gelegentlich gesehen,“ antwortete sie. „Ich habe gehört, sie sei dem jungen Rostow als Braut zugedacht. Das wäre für die Rostowsche Familie ein rechtes Glück; denn sie sollen ja völlig ruiniert sein.“

„Nein, ich meine, ob Sie die junge Gräfin Rostowa kennen.“

„Ich habe damals nur von einer Skandalgeschichte gehört. Sehr bedauerlich.“

„Nein,“ dachte Pierre, „entweder versteht sie mich nicht, oder sie verstellt sich. Das Beste ist schon, ich sage auch ihr nichts davon.“

Auch die Prinzessin hatte für Pierre gesorgt, indem sie ihm Reiseproviant zurecht gemacht hatte.

„Wie gut sie alle sind,“ dachte Pierre, „daß sie jetzt, wo sie doch aller Wahrscheinlichkeit nach kein Interesse mehr dafür haben, sich noch mit all dergleichen abgeben. Und alles mir zuliebe; das ist doch erstaunlich.“

An demselben Tage kam der Polizeimeister zu Pierre und forderte ihn auf, er möchte doch einen Bevollmächtigten nach dem

Facettenpalast schicken, um die Sachen in Empfang zu nehmen, die heute an die Eigentümer verteilt werden sollten.

„Na, und auch der hier," dachte Pierre, als er dem Polizeimeister ins Gesicht sah, „was ist das für ein prächtiger, schöner Offizier und was für ein guter Mensch! Jetzt gibt er sich noch mit solchen Lappalien ab. Und da sagen die Leute, er sei nicht ehrenhaft und lasse sich etwas in die Hand drücken. Dummes Zeug! Übrigens, warum sollte er auch nicht etwas annehmen? Das hängt mit seiner ganzen Erziehung zusammen. Und es machen es ja auch alle so. Und so ein angenehmes, gutmütiges Gesicht hat er, und er lächelt, wenn er mich ansieht."

Zum Mittagessen fuhr Pierre zur Prinzessin Marja.

Während er zwischen den Brandstätten der Häuser durch die Straßen fuhr, war er erstaunt über die Schönheit dieser Ruinen. Die Schornsteine der Häuser und die trümmerhaften Mauern, die in ihrem pittoresken Aussehen an den Rhein und das Kolosseum erinnerten, zogen sich in langen Reihen, einander bald so, bald anders verdeckend, durch die eingeäscherten Stadtteile hin. Alle Leute, bei denen er vorbeikam: die Droschkenkutscher und ihre Fahrgäste, die Zimmerleute, welche Fachwerk errichteten, die Hökerfrauen und Ladenbesitzer, alle sahen Pierre mit heiteren, strahlenden Gesichtern an und schienen zu sagen: „Aha, da ist er! Wollen mal sehen, was daraus wird."

Beim Eintritt in das Haus der Prinzessin Marja überkam ihn ein Zweifel, ob es auch wirklich richtig sei, daß er gestern hier gewesen sei und Natascha gesehen und mit ihr gesprochen habe. „Vielleicht habe ich mir das nur so ausgesonnen. Vielleicht komme ich herein und bekomme niemanden zu sehen." Aber kaum war er ins Zimmer getreten, als er auch schon in seinem ganzen Wesen, an dem sofortigen Verluste seiner Freiheit, ihre Gegenwart empfand. Sie trug dasselbe schwarze Kleid mit weichen

Falten und dieselbe Frisur wie tags zuvor; aber doch war sie eine ganz andere. Hätte sie gestern, als er ins Zimmer trat, so ausgesehen, so hätte er sie auch nicht einen Augenblick verkennen können.

Sie sah ebenso aus, wie er sie gekannt hatte, als sie beinah noch ein Kind und dann die Braut des Fürsten Andrei war. Ein heiterer, fragender Glanz leuchtete aus ihren Augen; ihr Gesicht trug einen freundlichen und eigentümlich schelmischen Ausdruck.

Pierre speiste mit den Damen zu Mittag und hätte den ganzen Abend bei ihnen gesessen; aber Prinzessin Marja fuhr zum Abendgottesdienst und Pierre mit ihnen.

Am andern Tage kam Pierre schon früh, speiste wieder dort und blieb den ganzen Abend da. Obwohl Prinzessin Marja und Natascha über seinen Besuch augenscheinlich erfreut waren, und obwohl Pierres gesamtes Lebensinteresse sich jetzt auf dieses Haus konzentrierte, hatten sie doch gegen Abend alle Themata erschöpft, und das Gespräch ging fortwährend von einem nichtigen Gegenstande zu einem andern ebenso nichtigen über und stockte oft vollständig.

Pierre blieb an diesem Abend bis zu so später Stunde sitzen, daß Prinzessin Marja und Natascha einander Blicke zuwarfen und offenbar darauf warteten, ob er denn noch nicht bald gehen werde. Pierre sah das, war aber nicht imstande wegzugehen. Es war ihm peinlich, und er fühlte sich unbehaglich; aber doch saß und saß er, weil er schlechterdings nicht imstande war aufzustehen und wegzugehen.

Prinzessin Marja, die davon kein Ende absah, erhob sich zuerst, indem sie über Migräne klagte, und schickte sich an, Gute Nacht zu sagen.

„Also Sie fahren morgen nach Petersburg?" fragte sie.

„Nein, ich fahre nicht," erwiderte Pierre rasch im Tone der

Verwunderung und gewissermaßen, als ob er sich gekränkt fühlte. „Ja, nein, nach Petersburg? Ja, morgen; aber ich nehme noch nicht Abschied. Ich komme noch einmal heran, wenn Sie mir etwa Aufträge mitgeben wollen.“ Er stand vor der Prinzessin Marja und war ganz rot geworden; aber er ging nicht weg.

Natascha reichte ihm die Hand und ging hinaus. Prinzessin Marja dagegen, statt zu gehen, ließ sich auf einen Sessel nieder und schaute mit ihrem leuchtenden, tiefen Blicke Pierre ernst und prüfend an. Die Müdigkeit, die sie vorher so deutlich zum Ausdruck gebracht hatte, war jetzt vollständig verschwunden. Sie stieß einen schweren, langen Seufzer aus, als wenn sie sich auf ein langes Gespräch vorbereitete.

Alle Verlegenheit und Unbehaglichkeit Pierres war mit Nataschas Entfernung sofort vergangen und eine aufgeregte Lebhaftigkeit an deren Stelle getreten. Hurtig rückte er seinen Sessel nahe zu Prinzessin Marja heran.

„Ja, ich wollte gern mit Ihnen reden,“ sagte er, als ob er auf ihren Blick wie auf Worte antwortete. „Prinzessin, helfen Sie mir. Was soll ich tun? Darf ich hoffen? Prinzessin, liebe Freundin, hören Sie mich an. Ich weiß alles. Ich weiß, daß ich ihrer nicht würdig bin; ich weiß, daß es jetzt unmöglich ist, ihr davon zu sprechen. Aber ich will ihr Bruder sein. Nein, das nicht, das will ich nicht sein, das kann ich nicht ...“

Er hielt inne und rieb sich mit den Händen Gesicht und Augen.

„Sehen Sie,“ fuhr er fort und strengte sich offenbar gewaltsam an, zusammenhängend zu reden. „Ich weiß nicht, seit wann ich sie liebe. Aber ich habe nur sie, sie allein geliebt mein ganzes Leben lang und liebe sie so, daß ich mir ein Leben ohne sie nicht vorzustellen vermag. Sie jetzt um ihre Hand zu bitten, wage ich nicht; aber der Gedanke, daß sie vielleicht die Meine werden könnte, und daß ich diese Möglichkeit ... Möglichkeit ... unbe-

nutzt lasse, dieser Gedanke ist schrecklich. Sagen Sie, kann ich hoffen? Sagen Sie, was soll ich tun? Liebe Prinzessin!" sagte er nach einer kurzen Pause, indem er ihre Hand berührte, da sie nicht antwortete.

„Ich denke über das, was Sie mir gesagt haben, nach," antwortete Prinzessin Marja. „Und da möchte ich Ihnen dies sagen: Sie haben ganz recht, daß jetzt mit ihr von Liebe zu reden ..."

Die Prinzessin hielt inne. Sie hatte sagen wollen: „daß jetzt mit ihr von Liebe zu reden unmöglich ist," aber sie hielt inne, weil sie seit zwei Tagen an der Veränderung, die plötzlich mit Natascha vorgegangen war, sah, daß Natascha sich ganz und gar nicht beleidigt fühlen würde, wenn Pierre zu ihr von seiner Liebe spräche, sondern vielmehr nichts sehnlicher wünschte.

„Jetzt mit ihr davon zu reden ... geht nicht an," sagte Prinzessin Marja aber trotzdem.

„Aber was soll ich denn tun?"

„Legen Sie die Sache in meine Hände," erwiderte Prinzessin Marja. „Ich weiß ..."

Pierre blickte ihr gespannt in die Augen.

„Nun? Nun?" sagte er.

„Ich weiß, daß sie Sie liebt ... Sie liebgewinnen wird," verbesserte sie sich.

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als Pierre aufsprang und in größter Aufregung ihre Hand ergriff.

„Woher meinen Sie das? Sie meinen, daß ich hoffen darf? Sie meinen?!"

„Ja, das meine ich," erwiderte Prinzessin Marja lächelnd. „Schreiben Sie an die Eltern und legen Sie die Sache in meine Hände. Ich werde es ihr sagen, sobald es tunlich ist. Ich selbst wünsche es, und mein Herz sagt mir, daß es zum guten Ende kommen wird."

„Nein, es ist nicht möglich! Wie glücklich ich bin! Aber es ist nicht möglich ... Wie glücklich ich bin! Nein, es ist nicht möglich!" rief Pierre und küßte der Prinzessin Marja die Hände.

„Reisen Sie nur nach Petersburg; das ist das beste. Und ich werde Ihnen dann schreiben," sagte sie.

„Nach Petersburg reisen? Ja, gut, ich werde hinreisen. Aber morgen darf ich doch noch zu Ihnen kommen?"

Am nächsten Tage erschien Pierre, um Abschied zu nehmen. Natascha war weniger lebhaft als an den vorhergehenden Tagen; aber an diesem Tage hatte Pierre, wenn er ihr manchmal in die Augen sah, eine Empfindung, als ob er selbst verschwinde und weder er noch sie mehr daseien, sondern nichts dasei als ein einziges Gefühl des Glücks. „Ist es denn wahr? Nein, es ist nicht möglich," sagte er sich bei jedem Blicke, jeder Bewegung, jedem Worte von ihr, die seine Seele mit Freude erfüllten.

Als er ihr Lebewohl sagte und ihre schmale, magere Hand ergriff, hielt er sie unwillkürlich etwas länger in der seinigen.

„Soll wirklich diese Hand, dieses Gesicht, diese Augen, dieser ganze mir noch fremde Schatz weiblicher Reize, soll das alles wirklich fürs ganze Leben mein sein, mein gewohntes Besitztum, ebenso wie ich selbst es für mich bin? Nein, es ist nicht möglich!..."

„Leben Sie wohl, Graf," sagte sie laut zu ihm. Und flüsternd fügte sie hinzu: „Ich werde Ihrer Rückkehr gern entgegensehen."

Und diese einfachen Worte und der Blick und der Gesichtsausdruck, von denen sie begleitet waren, bildeten zwei Monate lang für Pierre den Gegenstand unerschöpflicher Erinnerungen, Ausdeutungen und Zukunftsträumereien. „‚Ich werde Ihrer Rückkehr gern entgegensehen ...' Ja, ja, wie hat sie doch gesagt? ‚Ich werde Ihrer Rückkehr gern entgegensehen.' Ach, was bin ich glücklich! Was ist das für ein Zustand! Was bin ich glücklich!" sagte Pierre zu sich selbst.

XX

In Pierres Seele ging jetzt nichts dem Ähnliches vor, was in ihr unter ganz ähnlichen Umständen bei seiner Bewerbung um Helene vorgegangen war.

Er wiederholte jetzt nicht wie damals mit einem schmerzlichen Gefühl der Beschämung in Gedanken die Worte, die er gesprochen hatte; er sagte nicht bei sich: „Ach, warum habe ich nicht lieber das gesagt, und warum, ja warum habe ich gesagt: ‚Ich liebe Sie‘?“ Jetzt dagegen wiederholte er sich in der Erinnerung jedes Wort, das sie und er gesagt hatten, und vergegenwärtigte sich dabei alle Einzelheiten des Gesichtsausdruckes und des Lächelns und wollte nichts hinzufügen oder davon abnehmen: er wollte es sich nur wiederholen. Von einem Zweifel, ob sein Vorhaben gut oder schlecht sei, war in seiner Seele jetzt auch nicht die leiseste Spur vorhanden. Nur ein furchtbarer Zweifel kam ihm mitunter in den Sinn: „Träume ich auch nicht etwa das alles nur? Hat sich Prinzessin Marja auch nicht geirrt? Bin ich auch nicht zu stolz und zu selbstgewiß? Ich glaube jetzt an einen guten Ausgang, und da wird nun auf einmal (wie das ja auch nach der Abrede geschehen soll) Prinzessin Marja mit ihr davon reden, und sie wird lächelnd antworten: ‚Wie sonderbar! Er hat sich offenbar geirrt. Weiß er denn nicht, daß er nur ein Mensch, weiter nichts als ein Mensch ist, und ich? ... Ich bin ja etwas ganz anderes, Höheres.‘“

Das war der einzige Zweifel, der ihm häufig aufstieg. Auch Pläne machte er jetzt keine. Das bevorstehende Glück erschien ihm so unglaublich groß, daß, wenn dieses in Erfüllung ging, nichts mehr weiter kommen konnte. Dann war alles erreicht.

Eine fröhliche Verrücktheit, deren sich Pierre nicht für fähig gehalten hatte, war in überraschender Weise über ihn gekommen.

Es kam ihm vor, als liege der ganze Sinn und Zweck des Lebens nicht nur für ihn allein, sondern für die ganze Welt ausschließlich in seiner Liebe und in der Möglichkeit ihrer Gegenliebe. Manchmal kam es ihm vor, als interessierten sich alle Menschen nur für einen Gegenstand: für sein künftiges Glück. Manchmal kam es ihm vor, als freuten sich alle ebenso, wie er selbst, und gäben sich nur Mühe, diese Freude zu verbergen und sich zu stellen, wie wenn sie mit anderen Interessen beschäftigt wären. In jedem Worte und in jeder Bewegung sah er eine Anspielung auf sein Glück. Oft setzte er die Menschen, denen er begegnete, in Verwunderung durch seine bedeutsamen, auf ein geheimes Einverständnis hinweisenden, glücklichen Blicke und lächelnden Mienen. Wenn er aber dann einsah, daß die Menschen von seinem Glücke ja nichts wissen konnten, so bedauerte er sie von ganzer Seele und empfand den Wunsch, ihnen irgendwie klarzumachen, daß alles das, womit sie sich abgäben, vollständiger Unsinn und lauter dummes Zeug sei, nicht wert, daß sich jemand darum kümmere.

Wenn ihn jemand dazu anregen wollte, ein Amt zu übernehmen, oder wenn die Leute irgendwelche allgemeinen Staatsangelegenheiten erörterten oder über den Gang des Krieges debattierten, wobei sie der Ansicht waren, daß von einem glücklichen oder unglücklichen Ausgange dieses geschichtlichen Ereignisses das Glück aller Menschen abhinge: dann hörte er mit einem milden, mitleidigen Lächeln zu und setzte die Leute, die mit ihm sprachen, durch seine seltsamen Bemerkungen in Erstaunen. Aber sowohl diejenigen, die ihm den wahren Sinn und Zweck des Lebens, d. h. sein Liebesgefühl, zu verstehen schienen, als auch jene Unglücklichen, die augenscheinlich kein Verständnis dafür hatten: alle Menschen standen während dieser Periode seines Lebens so hell durch das in ihm strahlende Gefühl beleuchtet vor ihm, daß er ohne die geringste Mühe sofort, wenn er mit irgend

jemand zusammenkam, an ihm alles wahrnahm, was er Gutes und Liebenswürdiges besaß.

Während er die finanziellen Angelegenheiten seiner verstorbenen Frau ordnete und ihre Papiere durchsah, empfand er für ihr Gedächtnis kein anderes Gefühl als das des Mitleides, weil sie das Glück nicht kennen gelernt habe, das er jetzt kannte. Fürst Wasili, der jetzt besonders stolz war, da er ein neues Amt und einen neuen Orden erhalten hatte, erschien ihm als ein rührender, gutherziger, bedauernswerter alter Mann.

Pierre erinnerte sich später oft an diese Zeit glückseliger Verrücktheit. An allen Urteilen, die er sich über Menschen und Dinge in dieser Periode gebildet hatte, hielt er nachher für immer fest. Nicht nur, daß er sich in der Folgezeit von diesen Anschauungen über Menschen und Dinge nicht lossagte; er griff sogar, wenn sich einmal in seinem Innern Zweifel und Widerspruch regte, vertrauensvoll auf die Anschauungen zurück, die er in dieser Zeit der Verrücktheit gehabt hatte, und diese Anschauungen erwiesen sich immer als die richtigen.

„Vielleicht", dachte er, „machte ich damals den Eindruck eines sonderbaren, lächerlichen Menschen; aber ich war damals nicht so verrückt, wie ich zu sein schien. Im Gegenteil, ich war damals klüger und scharfsinniger als sonst je und verstand alles, was zu verstehen im Leben der Mühe wert ist, weil ... ja weil ich glücklich war."

Pierres Verrücktheit bestand darin, daß er nicht wie früher auf persönliche Gründe wartete, um einzelne Menschen zu lieben, d. h. auf bestimmte gute Eigenschaften der Betreffenden, sondern ein Herz voll Liebe hatte und, indem er die Menschen ohne solche besonderen Gründe liebte, nun völlig ausreichende Gründe fand, um derentwillen sie geliebt zu werden verdienten.

XXI

Seit jenem ersten Abende, an dem Natascha nach Pierres Weggang mit vergnügtem, etwas spöttischem Lächeln zu Prinzessin Marja gesagt hatte, er sehe ganz aus, wie wenn er aus dem Bade käme, und eine Bemerkung über seinen kurzen Oberrock und sein kurz geschnittenes Haar gemacht hatte, seit diesem Augenblick war etwas bis dahin Verborgenes und ihr selbst Unbekanntes, aber Unüberwindliches in Nataschas Seele erwacht.

Alles: ihr Gesicht, ihr Gang, ihr Blick, ihre Stimme, alles hatte sich auf einmal an ihr verändert. Eine ihr selbst unerwartete Lebenskraft und frohe Hoffnungen auf Glück waren emporgetaucht und verlangten befriedigt zu werden. Seit dem ersten Abende schien Natascha alles vergessen zu haben, was sie bekümmert hatte. Sie hatte seitdem nicht ein einziges Mal mehr über ihren Zustand geklagt, kein Wort mehr über die Vergangenheit gesagt und scheute sich nicht mehr, heitere Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Sie redete wenig von Pierre; aber sobald Prinzessin Marja seiner Erwähnung tat, flammte ein längst erloschener Glanz in ihren Augen auf und ein eigenartiges Lächeln spielte um ihre Lippen.

Die Veränderung, die mit Natascha vorgegangen war, hatte anfangs Prinzessin Marja in Erstaunen versetzt; aber als sie die Bedeutung derselben erkannt hatte, fühlte sie sich durch diese Veränderung gekränkt. „Hat sie meinen Bruder wirklich so wenig geliebt, daß sie ihn so schnell hat vergessen können?“ dachte Prinzessin Marja, wenn sie für sich allein über die eingetretene Veränderung nachdachte. Aber sobald sie mit Natascha zusammen war, zürnte sie ihr nicht und machte ihr keine Vorwürfe. Die neu erwachte Lebenskraft, die Nataschas Wesen erfüllte, war offen-

bar so wenig zurückzudämmen und war ihr selbst so unerwartet gekommen, daß Prinzessin Marja in Nataschas Gegenwart die Empfindung hatte, sie sei nicht berechtigt, ihr Vorwürfe zu machen, auch nicht einmal in Gedanken.

Natascha überließ sich so völlig und mit solcher Offenherzigkeit diesem neuen Gefühle, daß sie gar kein Hehl daraus machte, daß sie jetzt nicht traurig, sondern freudig und heiter gestimmt sei.

Als Prinzessin Marja nach der nächtlichen Aussprache mit Pierre zum Schlafzimmer kam, hatte Natascha sie an der Schwelle erwartet.

„Hat er gesprochen? Ja? Hat er gesprochen?“ fragte sie einmal über das andere.

Auf Nataschas Gesichte lag ein freudiger und zugleich rührender Ausdruck, der wegen ihrer Freude um Verzeihung bat.

„Ich wollte an der Tür horchen; aber ich wußte ja, daß du es mir sagen würdest.“

Wie verständlich und rührend auch für Prinzessin Marja der Blick war, mit dem Natascha sie ansah, und wie leid es ihr auch tat, sie in solcher Aufregung zu sehen, so hatten doch Nataschas Worte im ersten Augenblicke für Prinzessin Marja etwas Verletzendes. Sie dachte an ihren Bruder und seine Liebe.

„Aber was ist zu tun? Sie kann nicht anders,“ sagte sich Prinzessin Marja.

Und mit trauriger, etwas strenger Miene teilte sie Natascha alles mit, was Pierre ihr gesagt hatte. Als Natascha hörte, daß er vorhabe nach Petersburg zu reisen, war sie darüber erstaunt.

„Nach Petersburg!“ rief sie, als könnte sie das gar nicht verstehen.

Aber als sie den traurigen Gesichtsausdruck der Prinzessin Marja sah, erriet sie den Grund ihrer Betrübnis und brach plötzlich in Tränen aus.

„Marja," sagte sie, „unterweise mich, was ich tun soll; ich möchte nicht schlecht sein. Was du mir sagen wirst, das werde ich tun; unterweise mich ..."

„Liebst du ihn?"

„Ja," flüsterte Natascha.

„Worüber weinst du denn? Ich nehme an deinem Glücke von Herzen teil," sagte Prinzessin Marja, die um dieser Tränen willen ihrer Freundin schon ihre Freude ganz verziehen hatte.

„Es wird nicht so bald geschehen, erst später. Denke nur, welches Glück, wenn ich seine Frau sein werde und du Nikolai heiratest!"

„Natascha, ich habe dich schon früher gebeten, davon nicht zu reden. Wir wollen von dir sprechen."

Beide schwiegen eine kleine Weile.

„Aber warum fährt er denn nur nach Petersburg?" sagte Natascha auf einmal und gab sich schnell selbst die Antwort darauf: „Gewiß, gewiß, es wird so sein müssen ... Nicht wahr, Marja? Es muß so sein ..."

Epilog

I

Sieben Jahre waren vergangen. Das aufgeregte Meer der europäischen Geschichte war in seine Ufer zurückgetreten und schien still geworden zu sein; aber die geheimnisvollen Kräfte, die die Menschheit in Bewegung setzen (geheimnisvoll deshalb, weil die Gesetze, durch die ihre Bewegung bestimmt wird, uns unbekannt sind), fuhren in ihrer Tätigkeit fort.

Trotzdem die Oberfläche des Meeres der Geschichte regungslos dazuliegen schien, bewegte sich dennoch die Menschheit weiter, ebenso ununterbrochen, wie sich die Zeit bewegt. Mannigfaltige Gruppierungen innerhalb der Menschheit bildeten sich und zerfielen; es bereiteten sich Ursachen vor, die zur Neubildung und zum Zerfall von Staaten und zu Verschiebungen von Nationen führten.

Das Meer der Geschichte strömte nicht wie früher stoßweise von einem Ufer zum andern, sondern tobte in der Tiefe. Die historischen Persönlichkeiten wurden nicht wie früher von den Wellen von einem Ufer zum andern getragen; jetzt schienen sie auf einem und demselben Flecke herumgewirbelt zu werden. Die historischen Persönlichkeiten, die früher die Bewegung der Massen an der Spitze von Heeren durch Befehle zu Kriegen, Märschen und Schlachten widergespiegelt hatten, taten dies jetzt durch politische und diplomatische Erörterungen, Gesetze und Verträge.

Diese Tätigkeit der historischen Persönlichkeiten nennen die Geschichtschreiber Reaktion.

Wenn sie die Tätigkeit dieser historischen Persönlichkeiten schildern, die nach ihrer Meinung die Ursache von dem waren, was sie Reaktion nennen, so fällen die Geschichtschreiber über sie ein

strenges Verdammungsurteil. Alle bekannten Persönlichkeiten jener Zeit, von Alexander und Napoleon bis zu Madame Staël, Photius, Schelling, Fichte, Chateaubriand usw., müssen vor diesem strengen Gerichtshof vorbeipassieren und werden freigesprochen oder verurteilt, je nachdem sie an dem „Fortschritt" oder an der „Reaktion" mitgewirkt haben.

Auch in Rußland hat, nach der Darstellung dieser Historiker, in dieser Periode der Geschichte eine Reaktion stattgefunden, und als den Haupturheber dieser Reaktion bezeichnen sie Alexander I., eben den Alexander I., der, nach der Darstellung derselben Historiker, der Haupturheber der liberalen Ära zu Anfang seiner Regierung und der Haupturheber der Rettung Rußlands war.

In der jetzigen russischen Literatur gibt es, vom Gymnasiasten bis zum gelehrten Historiker, keinen Menschen, der nicht auf Alexander wegen seiner ungerechten Handlungen in dieser Periode seiner Regierung einen Stein würfe.

„Er hätte so und so handeln müssen. In jenem Falle hat er gut gehandelt, aber in jenem andern schlecht. Am Anfang seiner Regierung und im Jahre 1812 hat er sich vortrefflich benommen; aber er hat schlecht gehandelt, als er Polen eine Verfassung gab, die Heilige Allianz aufrichtete, Araktschejew mit einer solchen Macht ausstattete, Golizyn und den Mystizismus und nachher Schischkow und Photius begünstigte. Er hat schlecht gehandelt, indem er sich mit dem Dienstbetrieb des Heeres abgab und indem er das Semjonower Regiment kassierte" usw.

Man müßte zehn Bogen vollschreiben, um alle die Vorwürfe aufzuzählen, die die Historiker, gestützt auf ihre Kenntnis vom wahren Wohle der Menschheit, gegen ihn richten.

Welchen Wert haben diese Vorwürfe?

Jene Handlungen, für welche die Historiker Alexander I. loben, als da sind: die liberalen Anfänge seiner Regierung, der Kampf

mit Napoleon, die von ihm im Jahre 1812 bewiesene Festigkeit, entspringen sie nicht denselben Quellen (nämlich der Eigenart des Blutes, der Erziehung und des Lebens, wodurch die Persönlichkeit Alexanders zu dem gemacht wurde, was sie war), aus denen auch diejenigen Handlungen entspringen, um derentwillen die Historiker ihn tadeln, als da sind: die Heilige Allianz, die Wiederherstellung Polens, die Reaktion der zwanziger Jahre?

Worin besteht denn der eigentliche Kern dieser Vorwürfe?

Darin, daß eine solche geschichtliche Persönlichkeit wie Alexander I., eine Persönlichkeit, die auf der höchsten überhaupt möglichen Stufe menschlicher Macht stand, gleichsam im Brennpunkte des blendenden Lichtes aller auf ihn konzentrierten Strahlen der Geschichte; eine Persönlichkeit, die jenen von der Macht nun einmal unzertrennlichen Einwirkungen der Intrigen, der Täuschungen, der Schmeichelei, der Selbstverblendung im denkbar stärksten Grade ausgesetzt war; eine Persönlichkeit, die in jedem Augenblicke ihres Lebens fühlte, daß die Verantwortung für alles, was in Europa geschah, auf ihr lastet; und eine nicht erdichtete Persönlichkeit, sondern eine Persönlichkeit von Fleisch und Blut wie jeder Mensch, mit eigenen persönlichen Gewohnheiten, Leidenschaften und Bestrebungen nach dem Guten, Schönen und Wahren, — der Kern jener Vorwürfe liegt darin, daß diese Persönlichkeit vor fünfzig Jahren nicht etwa sittlich schlecht war (diesen Vorwurf erheben die Historiker nicht), sondern über das Wohl der Menschheit nicht diejenigen Anschauungen hatte, welche heutzutage ein Professor besitzt, der sich von Jugend auf mit der Wissenschaft beschäftigt, d. h. mit dem Lesen von Büchern, dem Anhören von Vorlesungen und dem Eintragen des Inhalts dieser Bücher und Vorlesungen in ein Heft, aus dem er dann selbst Vorlesungen hält.

Aber selbst wenn wir annehmen, daß Alexander vor fünfzig Jahren sich mit seinen Ansichten über das, worin das Wohl der Völker besteht, im Irrtum befunden habe, so müssen wir notgedrungen annehmen, daß nach Verlauf einiger Zeit auch der Historiker, welcher über Alexander den Stab bricht, sich mit seiner Ansicht über das, was das Wohl der Menschheit bildet, genau ebenso als im Irrtum befangen erweisen wird. Diese Annahme ist um so natürlicher und notwendiger, da wir bei Durchmusterung der Weltgeschichte sehen, daß die Ansicht über das, worin das Wohl der Menschheit besteht, sich mit jedem Jahre, mit jedem neuen Schriftsteller ändert, so daß das, was zu gewisser Zeit als ein Segen betrachtet worden ist, zehn Jahre darauf als ein Unheil erscheint, und umgekehrt. Und damit noch nicht genug; wir finden in der Geschichte gleichzeitig ganz entgegengesetzte Ansichten darüber, was ein Segen und was ein Unheil war: die einen rechnen die Verleihung einer Konstitution an Polen und die Errichtung der Heiligen Allianz Alexander zum Verdienste an, die andern machen ihm beides zum Vorwurf.

Von der Tätigkeit Alexanders und Napoleons dürfen wir nicht sagen, daß sie nützlich oder schädlich gewesen sei, da wir nicht sagen können, wofür sie nützlich und wofür sie schädlich war. Wenn diese Tätigkeit jemandem nicht gefällt, so gefällt sie ihm nur deswegen nicht, weil sie mit seinem beschränkten Begriffe über das, was das Heil der Menschen ausmacht, nicht zusammenfällt. Ob mir nun die unversehrte Erhaltung meines Vaterhauses in Moskau im Jahre 1812 als das wahre Heil erscheint, oder der Ruhm der russischen Waffen, oder die Blüte der Petersburger Universität und anderer Universitäten, oder die Freiheit Polens, oder die Machtstellung Rußlands, oder das europäische Gleichgewicht, oder eine gewisse Art von europäischer Aufklärung, der sogenannte Fortschritt: in jedem Falle muß ich bekennen, daß

die Tätigkeit einer jeden historischen Persönlichkeit außer diesen Zielen noch andere, allgemeinere und mir unfaßbare Ziele hatte.

Aber nehmen wir an, die sogenannte Wissenschaft fände eine Möglichkeit, alle Gegensätze miteinander zu versöhnen, und besäße für die historischen Persönlichkeiten und Ereignisse einen unveränderlichen Maßstab des Guten und Schlechten.

Nehmen wir an, Alexander hätte in jeder Hinsicht anders verfahren können. Nehmen wir an, er hätte gemäß der Vorschrift seiner jetzigen Tadler, der Leute, die in ihrem Professorendünkel das Endziel der Entwicklung der Menschheit zu kennen meinen, alles nach jenem Programme von Nationalität, Freiheit, Gleichheit und Fortschritt einrichten können (ein anderes Programm scheint es ja gar nicht zu geben), das ihm seine jetzigen Tadler an die Hand gegeben hätten. Nehmen wir an, dieses Programm läge im Bereiche der Möglichkeit und wäre bis ins einzelne ausgearbeitet und Alexander hätte nach ihm gehandelt. Was wäre dann aus der Tätigkeit aller der Männer geworden, die die damalige Richtung der Regierung bekämpften, aus dieser Tätigkeit, die nach der Meinung der Historiker eine gute und nützliche war? Diese Tätigkeit wäre überhaupt nicht vorhanden gewesen; es wäre kein Leben vorhanden gewesen; nichts wäre vorhanden gewesen.

Wenn man annimmt, das menschliche Leben könne durch den Verstand regiert werden, so wird damit die Möglichkeit des Lebens aufgehoben.

II

Nimmt man an, wie es die Historiker tun, daß die großen Männer die Menschheit zur Erreichung bestimmter Ziele hinleiten, welche entweder in der Größe Rußlands oder Frankreichs oder im europäischen Gleichgewicht oder in der Verbrei-

tung revolutionärer Ideen oder im allgemeinen Fortschritt oder in sonst etwas bestehen, so ist es unmöglich, die Erscheinungen der Geschichte ohne die Begriffe „Zufall" und „Genie" zu erklären.

Wenn das Ziel der europäischen Kriege zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts in der Größe Rußlands bestand, so konnte dieses Ziel ohne jeden vorhergehenden Krieg und ohne Invasion erreicht werden. Wenn das Ziel die Größe Frankreichs war, so ließ sich dieses Ziel ohne Revolution und ohne Kaiserreich erreichen. Wenn das Ziel die Verbreitung von Ideen war, so hätte das die Buchdruckerkunst weit besser ausgeführt als Soldaten. Wenn das Ziel in dem Fortschritt der Zivilisation bestand, so liegt die Vermutung nahe, daß es außer der Vernichtung von Menschen und ihrer Habe noch andere, zweckmäßigere Wege zur Verbreitung der Zivilisation gibt.

Warum hat sich denn alles so begeben und nicht anders? Weil es sich so begeben hat.

„Der Zufall hat die Lage geschaffen, das Genie hat sie benutzt," sagt die Geschichte. Aber was ist Zufall? Was ist Genie?

Die Worte „Zufall" und „Genie" bezeichnen nichts wirklich Existierendes und lassen sich darum auch nicht definieren. Diese Worte bezeichnen nur einen gewissen Grad des Verständnisses der Erscheinungen. Ich weiß nicht, warum diese oder jene Erscheinung eintritt, und bin der Meinung, daß ich es nicht wissen kann; daher verzichte ich darauf, es zu wissen, und sage: Zufall. Ich sehe eine Kraft, die eine Wirkung hervorbringt, welche zu den gewöhnlichen menschlichen Fähigkeiten in keinem Verhältnis steht; ich verstehe nicht, woher das kommt, und sage: Genie.

Einer Hammelherde muß derjenige Hammel, der vom Schäfer jeden Abend zur Fütterung in eine besondere Hürde getrieben

wird und noch einmal so dick wird wie die andern, als ein Genie erscheinen. Und der Umstand, daß allabendlich gerade dieser Hammel nicht in den gemeinsamen Schafstall, sondern in eine besondere Hürde kommt und dort seinen Hafer erhält, und daß dieser, gerade dieser von Fett strotzende Hammel zum Essen geschlachtet wird, muß als eine merkwürdige Vereinigung der Genialität mit einer ganzen Reihe außerordentlicher Zufälligkeiten erscheinen.

Aber die Hammel brauchen sich nur von der Vorstellung freizumachen, daß alles, was mit ihnen vorgeht, lediglich zur Erreichung der Zwecke geschieht, welche ihnen selbst vorschweben; sie brauchen nur anzunehmen, daß die mit ihnen sich zutragenden Begebnisse auch andere, ihnen unverständliche Zwecke haben können: und sie werden sofort in dem, was mit dem besonders gemästeten Hammel vorgeht, die Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit erkennen. Und wenn sie auch nicht verstehen werden, zu welchem Zwecke er gemästet wurde, so werden sie doch wenigstens einsehen, daß alles, was mit dem Hammel vorging, nicht ohne eine leitende Absicht geschah, und werden weder den Begriff „Zufall" noch den Begriff „Genie" mehr nötig haben.

Erst wenn wir darauf verzichten, einen nahen, begreifbaren Zweck erkennen zu wollen, und zugeben, daß der Endzweck für uns unfaßbar ist, erst dann werden wir die Zweckmäßigkeit in dem Leben der weltgeschichtlichen Persönlichkeiten erkennen, und es wird uns die Ursache jener von ihnen hervorgebrachten Wirkung, welche zu den gewöhnlichen menschlichen Fähigkeiten in keinem Verhältnis steht, klar werden, und wir werden der Worte „Zufall" und „Genie" entraten können.

Wir brauchen nur anzuerkennen, daß uns der Zweck des Hin- und Herwogens der europäischen Völker unbekannt ist und wir nur die Tatsachen kennen, welche in einem vielfachen Morden

bestanden, zuerst in Frankreich, dann in Italien, in Afrika, in Preußen, in Österreich, in Spanien, in Rußland, und daß die Bewegung von Westen nach Osten und wieder von Osten nach Westen den Kern und Zweck dieser Ereignisse bildet: und wir werden nicht mehr nötig haben, in den Charakteren Napoleons und Alexanders eine alles überragende Ausnahme und eine Genialität zu sehen, ja, wir werden uns diese Persönlichkeiten sogar als ganz ebensolche Menschen vorstellen müssen wie alle übrigen; und wir werden nicht mehr nötig haben, die kleinen Ereignisse, durch welche diese Männer zu dem gemacht wurden, was sie waren, für Zufälligkeiten zu erklären, sondern es wird uns vielmehr deutlich sein, daß alle diese kleinen Ereignisse notwendig waren.

Haben wir so auf eine Erkenntnis des Endzwecks verzichtet, so werden wir klar einsehen, daß, wie man zu keiner Pflanze andere, besser zu ihr passende Blüten und Samen ersinnen kann als die, welche sie wirklich hervorbringt, man ebensowenig zwei andere Menschen ersinnen kann, deren ganze Vergangenheit in solchem Grade, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, der Bestimmung entspräche, die zu erfüllen ihnen oblag.

III

Die eigentliche fundamentale Idee der europäischen Ereignisse zu Anfang dieses Jahrhunderts ist die kriegerische Massenbewegung der europäischen Völker von Westen nach Osten und dann von Osten nach Westen. Den Anfang machte die Bewegung von Westen nach Osten. Damit die Völker des Westens jene kriegerische Bewegung nach Moskau ausführen konnten, die sie wirklich ausgeführt haben, war mehreres notwendig: 1. daß sie sich zu einer kriegerischen Gruppe von solcher Größe zusammen-

taten, daß sie imstande war, den Zusammenstoß mit der kriegerischen Gruppe des Ostens auszuhalten, 2. daß sie sich von allen hergebrachten Traditionen und Bräuchen lossagten, und 3. daß sie bei Ausführung ihrer kriegerischen Bewegung einen Mann an ihrer Spitze hatten, welcher all die Betrügereien, Räubereien und Mordtaten, die diese Bewegung notwendigerweise begleiten mußten, sowohl für seine eigene Person als auch für sie auf sein Gewissen nehmen konnte.

Die Französische Revolution bildet den Ausgangspunkt: nun zerfällt die alte Gruppierung, deren Größe nicht ausreichend war; die alten Bräuche und Traditionen schwinden; Schritt für Schritt bilden sich neue Maßstäbe und neue Bräuche heraus, und es entwickelt sich der Mann, der dazu bestimmt ist, an der Spitze der kommenden Bewegung zu stehen und die ganze Verantwortung für alles, was sich vollziehen soll, auf seinen Schultern zu tragen.

Ein Mann ohne Überzeugungen, ohne feste Gewohnheiten, ohne Traditionen, ohne Namen, nicht einmal von französischer Herkunft wird durch die, wie es scheinen möchte, seltsamsten Zufälle zwischen allen Parteien, welche Frankreich in Aufruhr versetzen, hindurch vorwärts geschoben und, ohne daß er sich einer von ihnen anschlösse, an eine hervorragende Stelle befördert.

Die Unwissenheit seiner Kameraden, die Schwäche und Geringwertigkeit der Gegner, die wie Aufrichtigkeit aussehende Lügenhaftigkeit und die glänzende, selbstbewußte Beschränktheit dieses Menschen bringen ihn an die Spitze einer Armee. Die vortreffliche Zusammensetzung der Truppen der italienischen Armee, die Unlust der Gegner, sich auf einen Kampf einzulassen, seine knabenhafte Dreistigkeit und Zuversichtlichkeit verhelfen ihm zu kriegerischem Ruhm. Eine zahllose Menge sogenannter Zufälle

kommt ihm überall zustatten. Die Ungnade, in die er bei den Regierenden in Frankreich fällt, dient ihm zum Vorteil. Seine Versuche, dem Wege, für den er prädestiniert ist, untreu zu werden, gelingen nicht: er wird nicht nach Rußland in den Dienst übernommen, auch eine Anstellung in der Türkei erreicht er nicht. Während der Kämpfe in Italien befindet er sich mehrmals am Rande des Verderbens und wird jedesmal auf unerwartete Weise gerettet. Die russischen Truppen, also gerade diejenigen, die seinen Ruhm zu vernichten imstande sind, betreten infolge verschiedener diplomatischer Erwägungen Westeuropa nicht, solange er dort ist.

Bei seiner Rückkehr aus Italien findet er die Regierung in Paris in einem Zersetzungsprozeß begriffen, bei welchem die Männer, die in eine solche Regierung hineingeraten, unausbleiblich zerrieben werden und zugrunde gehen. Und ganz von selbst zeigt sich ihm ein Ausweg aus dieser gefährlichen Lage: dieser Ausweg besteht in der sinnlosen, jedes Grundes entbehrenden Expedition nach Afrika. Und wieder kommen ihm dieselben sogenannten Zufälle zustatten. Das unzugängliche Malta ergibt sich ohne einen Kanonenschuß; die unvorsichtigsten Anordnungen werden von Erfolg gekrönt. Die feindliche Flotte, die später nicht einmal einen Kahn durchläßt, läßt eine ganze Armee hindurchfahren. In Afrika wird gegen die fast waffenlosen Einwohner eine ganze Reihe von Schändlichkeiten begangen. Und die Menschen, die diese Schändlichkeiten begehen, und besonders ihr Anführer, sind der Überzeugung, das sei schön, das sei ein Ruhm, das gleiche den Taten Cäsars und Alexanders von Mazedonien, und das sei gut.

Jenes Ideal von Ruhm und Größe, das darin besteht, daß man keine der eigenen Taten für sittlich schlecht hält, sondern im Gegenteil auf jedes Verbrechen, das man begangen hat, stolz ist,

indem man ihm eine unbegreifliche, übernatürliche Bedeutung beilegt, dieses Ideal, das in Zukunft für diesen Menschen und seine Gefolgsleute der Leitstern sein soll, gelangt in Afrika zu schrankenloser Ausbildung. Alles, was er tut, gelingt ihm. Von der ansteckenden Pest bleibt er verschont. Die Grausamkeit der Ermordung der Gefangenen wird ihm nicht als Schuld angerechnet. Seine knabenhaft unvorsichtige, unbegründete, ehrlose Abfahrt aus Afrika, wo er seine Kameraden in der Not zurückläßt, wird ihm als ein Verdienst ausgelegt, und wieder läßt ihn die feindliche Flotte zweimal entschlüpfen. Als er, schon völlig betäubt von den Verbrechen, die er mit solchem Glück begangen hat, auf seine Rolle wohl vorbereitet, ohne jeden sichtbaren Zweck nach Paris kommt, hat jene Zersetzung der republikanischen Regierung, die ihn ein Jahr vorher hätte vernichten können, nun gerade den höchsten Grad erreicht, und seine Anwesenheit kann, da er dem Parteitreiben fernsteht, ihm jetzt nur zu weiterem Aufsteigen behilflich sein.

Er hat keinen bestimmten Plan; er fürchtet alles; aber die Parteien klammern sich an ihn und verlangen seine Mitwirkung.

Er allein mit seinem Ideal von Ruhm und Größe, wie es sich in Italien und Ägypten herausgebildet hat, mit seiner unsinnigen Selbstvergötterung, mit seiner Dreistigkeit im Begehen von Verbrechen, mit seiner wie Aufrichtigkeit aussehenden Lügenhaftigkeit, er allein ist imstande, das, was geschehen soll, auf sein Gewissen zu nehmen.

Er ist nötig für den Platz, der seiner wartet, und darum wird er, fast ohne daß er es gewollt hätte, trotz seiner Unentschlossenheit, trotz aller Fehler, die er begeht, und trotzdem es ihm an einem Plan mangelt, in eine Verschwörung hineingezogen, deren Zweck die Usurpation der höchsten Macht ist, und diese Verschwörung wird von Erfolg gekrönt.

Man drängt ihn in eine Sitzung der Machthaber. Erschrocken will er fliehen, da er sich für verloren hält; er fingiert eine Ohnmacht; er redet sinnlose Dinge, die ihn hätten ins Verderben stürzen müssen. Aber die Machthaber Frankreichs, früher so scharfsinnig und stolz, sind jetzt, in dem Bewußtsein, daß ihre Rolle ausgespielt ist, noch verlegener als er und reden in ganz anderer Weise, als wie sie hätten reden müssen, um die Macht in Händen zu behalten und ihn zu vernichten.

Ein „Zufall", Millionen von „Zufällen" legen die Macht in seine Hände, und alle Menschen wirken, wie wenn sie sich verschworen hätten, zur Befestigung dieser Macht mit. „Zufälle" machen die Charaktere der damaligen Machthaber Frankreichs ihm gefügig; „Zufälle" gestalten den Charakter Pauls I. so, daß dieser seine hohe Stellung anerkennt; ein „Zufall" ruft eine Verschwörung gegen ihn hervor, die, statt ihm zu schaden, im Gegenteil zur Befestigung seiner Macht dient. Ein „Zufall" gibt ihm Enghien in die Hände und veranlaßt ihn ohne vorhergehenden Plan dazu, diesen zu töten und eben dadurch, wirkungsvoller als durch alle andern Mittel, die Menge zu überzeugen, daß er das Recht auf seiner Seite habe, da er die Macht hat. Ein „Zufall" bewirkt, daß er zu einer Expedition nach England, die offenbar sein Verderben herbeigeführt hätte, zwar all seine Kraft anstrengt, diese Absicht aber doch niemals ausführt, sondern unversehens Mack und seine Österreicher überfällt, die sich ohne Kampf ergeben. „Zufall" und „Genialität" verleihen ihm den Sieg bei Austerlitz, und alle Menschen, nicht nur die Franzosen, sondern auch das ganze übrige Europa mit Ausnahme Englands, welches auch an den kommenden Ereignissen sich nicht beteiligt, alle Menschen erkennen nun „zufällig", trotz ihres früheren Entsetzens und Abscheus vor seinen Verbrechen, seine hohe Stellung und den Titel, den er sich gegeben hat, und sein Ideal von Größe und

Ruhm an, ein Ideal, das allen als etwas Schönes und Vernünftiges erscheint.

Als wollten sie einen Vorversuch machen und sich auf die bevorstehende Bewegung vorbereiten, streben die Westmächte zu wiederholten Malen in den Jahren 1805, 1806, 1807, 1809 nach dem Osten, mit immer stärkerer Wucht und wachsender Masse. Im Jahre 1811 fließt die Menschengruppe, die sich in Frankreich gebildet hat, mit den mitteleuropäischen Völkern zu einer einzigen, gewaltigen Gruppe zusammen. Gleichzeitig mit der Vergrößerung dieser Menschengruppe entwickelt sich die Kraft des an der Spitze dieser Bewegung stehenden Mannes, alles zu verantworten. In der zehnjährigen Vorbereitungszeit, die der großen Bewegung vorangeht, kommt dieser Mann mit allen gekrönten Häuptern Europas zusammen. Die gedemütigten Herren der Welt können dem sinnlosen Napoleonischen Ideal von Ruhm und Größe kein vernünftiges Ideal gegenüberstellen. Wetteifernd suchen sie ihm ihre Richtigkeit zu zeigen. Der König von Preußen schickt seine Gemahlin hin, damit sie die Gnade des großen Mannes erschmeichle; der Kaiser von Österreich erachtet es als eine besondere Huld, daß dieser Mensch die Kaisertochter in sein Ehebett nimmt; der Papst, der Hüter des Heiligtums der Völker, wirkt dienstbereit mit seiner Religion zur Erhöhung des großen Mannes mit. Nicht sowohl Napoleon selbst bereitet sich auf die Durchführung seiner Rolle vor, als vielmehr bereitet ihn seine ganze Umgebung darauf vor, die ganze Verantwortung für alles, was geschieht und noch geschehen soll, zu übernehmen. Jede seiner Handlungen, Übeltaten und unwürdigen Betrügereien, was er nur tut, alles nimmt in der Darstellung seiner Umgebung sofort die Form einer Großtat an. Das schönste Fest, das die Deutschen für ihn ersinnen können, ist die Feier der Schlacht von Jena und Auerstädt. Und nicht nur er ist groß, sondern groß sind

auch seine Vorfahren, seine Brüder, seine Stiefsöhne und Schwäger. Es geschieht alles, um ihn der letzten Verstandeskraft zu berauben und ihn zu seiner furchtbaren Rolle vorzubereiten. Und da er selbst bereit ist, sind auch seine Streitkräfte bereit.

Das Invasionsheer strebt nach Osten und erreicht sein Endziel, Moskau. Die Hauptstadt ist eingenommen, das russische Heer schlimmer zugerichtet als jemals die feindlichen Heere in den früheren Kriegen von Austerlitz bis Wagram. Aber an Stelle jener „Zufälle" und jener „Genialität", die ihn bisher so konsequent in einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen zu dem vorherbestimmten Ziele geführt haben, erscheint nun auf einmal eine zahllose Menge entgegengesetzter „Zufälle", von dem Schnupfen bei Borodino bis zu den Frösten und dem Funken, welcher Moskau in Brand setzt, und an Stelle der „Genialität" erscheinen beispiellose Dummheit und Gemeinheit.

Das Invasionsheer flieht, kehrt wieder zurück, flieht wieder, und alle „Zufälle" sind jetzt beständig nicht mehr zu seinen Gunsten, sondern zu seinen Ungunsten.

Nun vollzieht sich eine Gegenbewegung von Osten nach Westen, welche mit der vorhergehenden Bewegung von Westen nach Osten eine merkwürdige Ähnlichkeit hat. Dieselben Versuche einer Bewegung von Osten nach Westen gehen in den Jahren 1805, 1807 und 1809 der großen Bewegung voraus; dieselbe Bildung einer Gruppe von gewaltigen Dimensionen; derselbe Anschluß der in der Mitte wohnenden Völker an die Bewegung; dasselbe Schwanken in der Mitte des Weges und dieselbe Beschleunigung der Geschwindigkeit, je mehr man sich dem Ziele nähert.

Paris, das äußerste Ziel, ist erreicht. Napoleons Herrschaft und Heer ist vernichtet. Napoleon selbst hat keinen gesunden Verstand mehr; alle seine Handlungen sind offenbar kläglich und widerlich; aber wieder tritt ein unerklärlicher „Zufall" ein: die Ver-

bündeten hassen Napoleon, in dem sie den Urheber ihrer Leiden sehen; der Macht und Herrschaft beraubt, arger Übeltaten und schändlicher Ränke überführt, hätte er von ihnen ebenso angesehen werden sollen wie zehn Jahre vorher und ein Jahr nachher: als ein außerhalb des Gesetzes stehender Räuber. Aber infolge eines seltsamen „Zufalls" sieht ihn niemand so an. Seine Rolle ist noch nicht ausgespielt. Den Menschen, den sie zehn Jahre vorher und ein Jahr nachher für einen außerhalb des Gesetzes stehenden Räuber erachten, schicken sie nach einer nur zwei Tagereisen von Frankreich entfernten Insel, die sie ihm als Besitztum überweisen, geben ihm eine Leibwache und zahlen ihm, niemand weiß wofür, Millionen Geldes aus.

IV

Die Bewegung der Völker beginnt in ihre Ufer zurückzutreten. Die Wogen der großen Bewegung haben sich gelegt, und auf dem still gewordenen Meere bilden sich Strudel, in denen die Diplomaten herumgetrieben werden; dabei bilden sie sich ein, daß gerade sie es sind, die die Bewegung zur Ruhe gebracht haben.

Aber das still gewordene Meer erhebt sich plötzlich von neuem. Die Diplomaten meinen, daß sie, ihre Mißhelligkeiten, die Ursache dieses neuen Andranges der Kräfte seien; sie erwarten einen Krieg zwischen ihren Herrschern; die Lage scheint ihnen in unlösbarer Weise verwickelt. Aber die Woge, deren Annäherung sie fühlen, kommt nicht von der Seite, von der sie sie erwarten. Es erhebt sich noch einmal dieselbe Woge, mit demselben Ausgangspunkte der Bewegung, Paris. Es findet von Westen her ein letzter Rückschlag der Bewegung statt, ein Rückschlag, der dazu bestimmt ist, die unlösbar scheinenden diplomatischen Schwierig-

keiten zu lösen und der kriegerischen Bewegung dieser Periode ein Ende zu machen.

Der Mann, der Frankreich verödet hat, kommt allein, ohne Verschworene, ohne Soldaten nach Frankreich. Jeder Polizist kann ihn verhaften; aber infolge eines seltsamen „Zufalls" tut dies niemand, im Gegenteil empfangen alle mit Begeisterung den Menschen, den sie einen Tag vorher verflucht haben und einen Monat später wieder verfluchen werden.

Dieser Mensch ist noch notwendig, um die Verantwortung für den letzten Akt des Zusammenspiels zu tragen.

Der Akt ist beendet.

Die Rolle ist endgültig ausgespielt. Der Schauspieler erhält die Weisung, sich auszukleiden und die Schminke von den Backen und den Spießglanz aus den Augenbrauen zu waschen: man bedarf seiner nicht mehr.

Und nun vergehen mehrere Jahre, während deren dieser Mensch auf seiner Insel in der Einsamkeit sich selbst eine klägliche Komödie vorspielt und intrigiert und lügt, um seine Handlungen zu rechtfertigen, wo diese Rechtfertigung doch nicht mehr nötig ist, und der ganzen Welt zeigt, was das für ein Ding war, das die Menschen für eine lebendige Kraft hielten, während in Wirklichkeit eine unsichtbare Hand es leitete.

Nachdem das Drama zu Ende gespielt war und der Schauspieler sein Kostüm abgelegt hatte, zeigte ihn uns der Leiter der Aufführung.

„Seht nun, woran ihr geglaubt habt! Das ist er! Seht ihr jetzt, daß nicht er euch in Bewegung gesetzt hat, sondern ich?"

Aber lange Zeit haben die Menschen dies nicht verstanden, da ihre Augen sich durch die Kraft der Bewegung hatten täuschen lassen.

Eine noch größere Konsequenz und innere Notwendigkeit weist

das Leben Alexanders I. auf, derjenigen Persönlichkeit, die an der Spitze der Gegenbewegung von Osten nach Westen stand.

Welcher Eigenschaften bedurfte der Mann, der, alle andern in den Schatten stellend, an der Spitze dieser Bewegung von Osten nach Westen stehen sollte?

Er mußte Gerechtigkeitsgefühl besitzen; er mußte Interesse haben für die Angelegenheiten Europas, ein Interesse, das nicht durch andere, kleinliche Interessen abgelenkt und getrübt wurde; er mußte an sittlicher Größe seine Standesgenossen, die Herrscher jener Zeit, überragen; er mußte ein mildes, anziehendes Wesen haben; er mußte einen persönlichen Groll gegen Napoleon hegen. Und dies alles findet sich bei Alexander I.; dies alles ist durch zahllose sogenannte „Zufälle" in seinem vorhergehenden Leben vorbereitet: durch seine Erziehung und durch die liberalen Anfänge seiner Regierung und durch die ihn umgebenden Ratgeber und durch Austerlitz und Tilsit und Erfurt.

Während des nationalen Krieges bleibt diese Persönlichkeit untätig, da sie nicht erforderlich ist. Aber sowie sich die Notwendigkeit eines allgemeinen europäischen Krieges zeigt, erscheint diese Persönlichkeit im gegebenen Augenblicke auf ihrem Platze, vereinigt die Völker Europas und führt sie zum Ziele.

Das Ziel ist erreicht. Nach dem letzten Kriege von 1815 befindet sich Alexander auf dem höchsten Gipfel menschlicher Macht. Welchen Gebrauch macht er von dieser Macht?

Alexander I., er, der Europa den Frieden wiedergegeben hat, der Mann, dessen Streben von seiner Jugend an nur auf das Glück seiner Völker gerichtet ist, der erste Urheber liberaler Neuerungen in seinem Vaterlande, erkennt jetzt, wo er anscheinend die allergrößte Macht und damit die Möglichkeit besitzt, seine Völker glücklich zu machen, zu gleicher Zeit, wo Napoleon in der Verbannung kindische, lügenhafte Pläne entwirft, wie er die

Menschheit beglücken würde, wenn er die Macht hätte, — Alexander I. erkennt, nachdem er seinen Beruf erfüllt und die Hand Gottes an sich gefühlt hat, plötzlich die Nichtigkeit dieser vermeintlichen Macht, wendet sich von ihr ab, legt sie in die Hände von Leuten, die er verachtet und die verächtlich sind, und sagt nur:

„Nicht uns, nicht uns, sondern Deinem Namen sei die Ehre! Ich bin auch nur ein Mensch wie ihr; laßt mich wie ein Mensch leben und an meine Seele und an Gott denken."



Wie die Sonne und jedes Ätheratom eine in sich abgeschlossene Kugel und zugleich nur ein Atom des in seiner Riesenhaftigkeit für den Menschen unfaßbaren Alls ist, so trägt auch jede Persönlichkeit ihren Zweck in sich selbst, muß aber gleichzeitig den allgemeinen Zwecken dienen, die den Menschen unfaßbar sind.

Eine auf einer Blume sitzende Biene hat ein Kind gestochen. Und das Kind fürchtet nun die Biene und sagt, der Zweck der Bienen bestehe darin, die Menschen zu stechen. Der Dichter erfreut sich an dem Anblick der Biene, die aus einem Blütenkelche trinkt, und sagt, der Zweck der Bienen bestehe darin, den Blütenduft einzusaugen. Der Imker, welcher sieht, daß die Biene Blütenstaub sammelt und in den Korb trägt, sagt, der Zweck der Biene bestehe in der Bereitung des Honigs. Ein andrer Imker, der das Leben des Bienenschwarmes genauer studiert, sagt, die Biene sammle den Blütenstaub zur Ernährung der jungen Bienen und zur Hervorbringung einer Königin, und ihr Zweck bestehe in der Fortpflanzung der Art. Der Botaniker bemerkt, daß die Biene, die mit dem Blütenstaube einer zweihäusigen Pflanze auf einen Stempel hinüberfliegt, diesen befruchtet, und der Botaniker sieht darin den Zweck der Biene. Ein anderer, der die Wanderung der Pflanzen beobachtet, sieht, daß die Biene zu

dieser Wanderung mitwirkt; dieser neue Beobachter kann sagen, daß der Zweck der Biene hierin bestehe. Aber der Endzweck der Biene wird weder durch jenen ersten noch durch den zweiten, noch durch den dritten Zweck, noch durch sonst einen erschöpft, den der menschliche Geist zu entdecken imstande ist. Zu je größerer Höhe der menschliche Geist bei der Entdeckung dieser Zwecke sich erhebt, um so deutlicher wird ihm die Unfaßbarkeit des Endzwecks.

Der Mensch kann es über die Beobachtung der wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Leben der Biene und anderen Lebenserscheinungen nicht hinausbringen. Und dasselbe gilt von den Zwecken der historischen Persönlichkeiten und der Völker.

V

Die Hochzeit Nataschas, die im Jahre 1813 den Grafen Besuchow heiratete, war das letzte freudige Ereignis in der alten Familie Rostow. In demselben Jahre starb Graf Ilja Andrejewitsch, und wie das meist so zu gehen pflegt, zerfiel mit seinem Tode die frühere Familie.

Die Ereignisse des letzten Jahres: der Brand von Moskau und die Flucht aus dieser Stadt, der Tod des Fürsten Andrei und Nataschas Verzweiflung, der Tod Peters, der Gram der Gräfin, alles dies war Schlag auf Schlag auf das Haupt des alten Grafen gefallen. Es hatte den Anschein, daß er die volle Bedeutung aller dieser Ereignisse nicht begriff und sich nicht imstande fühlte sie zu begreifen; er beugte in geistigem Sinne sein altes Haupt, als ob er neue Schläge erwartete und erbäte, die ihn vollends vernichten sollten. Er schien bald ängstlich und zerstreut, bald in unnatürlicher Weise lebhaft und unternehmend.

Nataschas Hochzeit hatte ihn durch die damit verbundenen

Äußerlichkeiten eine Zeitlang beschäftigt. Er bestellte die Diners und Soupers und wollte offenbar heiter erscheinen; aber seine Heiterkeit teilte sich nicht wie früher anderen mit, sondern erweckte im Gegenteil nur Mitleid bei denen, die ihn kannten und liebten.

Nachdem Pierre mit seiner jungen Frau abgereist war, wurde der alte Graf still und begann über innere Unruhe zu klagen. Einige Tage darauf wurde er krank und mußte sich zu Bette legen. Gleich in den ersten Tagen seiner Krankheit merkte er trotz aller Tröstungen seitens der Ärzte, daß er nicht wieder aufstehen werde. Die Gräfin brachte, ohne sich auszukleiden, zwei Wochen in einem Lehnstuhl am Kopfende seines Bettes zu. Jedesmal, wenn sie ihm seine Arznei reichte, küßte er ihr schluchzend, ohne ein Wort zu sagen, die Hand. Am letzten Tage bat er unter heißen Tränen seine Frau und seinen abwesenden Sohn um Verzeihung wegen der Zerrüttung der Vermögensverhältnisse, — die größte Schuld, deren er sich bewußt war. Nachdem er das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen hatte, verschied er still, und am folgenden Tage füllte sich die Rostowsche Mietswohnung mit einer Schar von Bekannten, welche kamen, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Alle diese Bekannten, die so oft in seinem Hause diniert und getanzt und sich so oft über ihn lustig gemacht hatten, sagten jetzt mit der gleichen Empfindung eines inneren Selbstvorwurfes und der Rührung, wie wenn sie sich vor jemand rechtfertigen wollten: „Ja, mag man sagen, was man will, aber ein prächtiger Mensch war er doch. Solche Leute findet man heutzutage gar nicht mehr ... Und wer hat nicht seine Schwächen?"

Gerade zu der Zeit, als die Angelegenheiten des Grafen dermaßen in Verwirrung waren, daß man sich keine Vorstellung davon machen konnte, wie das alles enden würde, wenn es noch

ein Jahr so fortginge, gerade zu der Zeit war er nun plötzlich gestorben.

Nikolai befand sich mit den russischen Truppen in Paris, als die Nachricht vom Tode seines Vaters zu ihm gelangte. Er reichte sofort seinen Abschied ein, nahm, ohne diesen abzuwarten, Urlaub und reiste nach Moskau. Der Vermögensstand war einen Monat nach dem Tode des Grafen völlig klar gestellt, und alle waren erstaunt über den riesigen Gesamtbetrag der verschiedenen kleinen Schulden, von deren Existenz niemand auch nur eine Ahnung gehabt hatte. Die Schulden waren doppelt so groß als das Vermögen.

Die Verwandten und Freunde rieten Nikolai, auf die Erbschaft zu verzichten. Aber Nikolai sah in dem Verzicht auf die Erbschaft eine Art von Vorwurf gegen den Vater, dessen Andenken ihm heilig war, und wollte darum von einem Verzicht nichts hören, sondern übernahm die Erbschaft mit der Verpflichtung, die Schulden zu bezahlen.

Die Gläubiger hatten so lange geschwiegen, da sie sich bei Lebzeiten des Grafen durch jene undefinierbare, aber starke Einwirkung gebunden fühlten, die seine maßlose Herzensgüte auf sie ausübte; nun aber reichten sie auf einmal sämtlich ihre Forderungen ein. Es entstand, wie das meistens so geht, geradezu eine Art von Wettrennen, wer zuerst Geld bekäme, und gerade diejenigen Leute, die, wie der Geschäftsführer Dmitri und andre, Wechsel in Händen hatten, die ihnen ohne Äquivalent geschenkt waren, bestanden jetzt am hartnäckigsten auf schneller Befriedigung. Sie wollten Nikolai keine Frist geben, ihm keine Zeit zur finanziellen Erholung vergönnen; und diejenigen, die den alten Mann geschont hatten, der an ihrem Verluste schuld war, falls überhaupt ein Verlust in Frage kam, die fielen jetzt mitleidlos über den jungen Erben her, der doch zweifellos keine Schuld

ihnen gegenüber trug und die Bezahlung der Schulden nur aus gutem Herzen auf sich genommen hatte.

Keine einzige der finanziellen Unternehmungen Nikolais gelang; das Gut wurde bei der Subhastation für den halben Wert verkauft, und ein großer Teil der Schulden blieb unbezahlt. Nikolai nahm von seinem Schwager Besuchow dreißigtausend Rubel, die dieser ihm anbot, an, um davon diejenigen Schulden zu bezahlen, die er als aus wirklichen Leistungen herrührende anerkannte. Und um für die verbleibenden Schulden nicht ins Gefängnis gesetzt zu werden, womit ihm die Gläubiger drohten, trat er wieder in den Dienst.

Zur Armee, wo er bei der ersten eintretenden Vakanz Regimentskommandeur geworden wäre, konnte er deswegen nicht wieder gehen, weil die Mutter sich jetzt an den Sohn als an das Letzte klammerte, das ihr im Leben noch Freude machte; daher zog er die ihm so lieb gewordene Uniform aus und nahm in Moskau eine Stelle bei der Zivilverwaltung an, obwohl er nur ungern in dieser Stadt im Kreise der Menschen blieb, die ihn von früher her kannten, und gegen den Zivildienst eine Abneigung hatte. Mit seiner Mutter und Sonja zog er in eine kleine Wohnung in der Siwzew-Wraschek-Straße.

Natascha und Pierre lebten damals in Petersburg, ohne von Nikolais Lage eine klare Vorstellung zu haben. Nikolai, der von seinem Schwager Geld geliehen hatte, bemühte sich, ihm seine ärmlichen Verhältnisse zu verheimlichen. Nikolais Lage war namentlich darum eine so üble, weil er mit seinen zwölfhundert Rubeln Gehalt nicht nur sich, Sonja und die Mutter erhalten mußte, sondern auch die Mutter so erhalten mußte, daß sie nicht merkte, daß sie arm waren. Die Gräfin hatte kein Verständnis dafür, daß es möglich sei, ohne den Luxus zu leben, an den sie seit ihrer Kindheit gewöhnt war; und ohne zu begreifen, wie

schwer das ihrem Sohne wurde, verlangte sie bald einen Wagen, den sie nicht hatten, um eine Bekannte holen zu lassen, bald ein teueres Gericht für sich und Wein für den Sohn, bald Geld, um Natascha, Sonja und Nikolai selbst mit Geschenken zu überraschen.

Sonja führte die Hauswirtschaft, pflegte ihre Tante, las ihr vor, ertrug ihre Launen und ihre versteckte Abneigung, und half Nikolai dabei, der alten Gräfin die dürftige Lage zu verheimlichen, in der sie sich befanden. Nikolai fühlte sich tief, tief in Sonjas Schuld für alles, was sie an seiner Mutter tat, und bewunderte ihre Geduld und Hingebung; aber er suchte sich von ihr fern zu halten.

Er machte es ihr im Herzen gewissermaßen zum Vorwurf, daß sie gar zu vollkommen war und er gar keinen Grund fand, ihr Vorwürfe zu machen. Sie besaß alles, weswegen man Menschen hochschätzt, aber nur wenig von dem, was ihn hätte dazu bringen können, sie zu lieben. Und er fühlte, daß seine Liebe zu ihr um so geringer wurde, je mehr seine Hochachtung für sie stieg. Er betrachtete jenen Brief als maßgebend für sich, in welchem sie ihm seine Freiheit zurückgegeben hatte, und verhielt sich jetzt ihr gegenüber so, als wäre das, was zwischen ihnen geschehen war, schon längst vergessen und könne sich unter keinen Umständen erneuern.

Nikolais Lage wurde immer schlechter. Der Gedanke, von seinem Gehalte etwas zu erübrigen, erwies sich als eine Schimäre. Statt etwas zu erübrigen, geriet er vielmehr dadurch, daß er die Wünsche seiner Mutter befriedigte, in eine Menge von kleinen Schulden hinein. Und er sah keinen Ausweg aus dieser Lage. Der Gedanke an eine Heirat mit einer reichen Erbin, wozu ihm seine weiblichen Verwandten zuredeten, war ihm zuwider. An eine zweite Art, in der seine Lage sich vielleicht bald bessern konnte, nämlich durch den Tod seiner Mutter, dachte er über-

haupt nicht. Er hatte keinen Wunsch mehr, keine Hoffnung mehr und empfand im tiefsten Innern seiner Seele eine Art von bitterem, düsterem Genuß dabei, seine traurige Lage ohne Murren zu ertragen. Seine früheren Bekannten mit ihren Ausdrücken des Bedauerns und ihren Anerbietungen von Hilfe, die für ihn etwas Beleidigendes hatten, suchte er zu vermeiden; er gönnte sich keine Zerstreuung und Aufheiterung; selbst zu Hause nahm er keine ordentliche Beschäftigung vor, sondern legte nur in Gemeinschaft mit seiner Mutter Karten, ging schweigend im Zimmer auf und ab und rauchte eine Pfeife nach der andern. Er schien geflissentlich in seiner Seele die düstere Stimmung zu nähren, in welcher allein er sich fähig fühlte, seine Lage zu ertragen.

VI

Zu Anfang des Winters kam Prinzessin Marja nach Moskau. Durch die in der Stadt umgehenden Gerüchte erfuhr sie von der bedrängten Lage der Familie Rostow, sowie daß „der Sohn sich für die Mutter aufopfere", wie in der Stadt gesagt wurde.

„Ich habe auch nichts anderes von ihm erwartet," sagte Prinzessin Marja bei sich selbst und empfand eine große Freude darüber, daß ihr Urteil über den von ihr geliebten Mann eine neue Bestätigung fand. In Erinnerung an ihre freundschaftlichen und beinahe verwandtschaftlichen Beziehungen zu der ganzen Familie hielt sie es für ihre Pflicht, ihnen einen Besuch zu machen. Aber wenn sie dann an ihre Beziehungen zu Nikolai in Woronesch dachte, so scheute sie sich wieder, es zu tun. Endlich tat sie sich doch mit großer Anstrengung Gewalt an und fuhr einige Wochen nach ihrer Ankunft in der Stadt zu Rostows hin.

Nikolai war der erste, den sie in der Wohnung zu sehen bekam,

da man zu der Gräfin nur durch sein Zimmer gelangen konnte. Sowie Nikolai die Prinzessin erblickte, nahm sein Gesicht statt eines Ausdrucks der Freude, den sie zu sehen erwartet hatte, einen Ausdruck von Kälte, Förmlichkeit und Stolz an, den sie auf ihm früher noch nie wahrgenommen hatte. Nikolai erkundigte sich nach ihrem Befinden, geleitete sie zu seiner Mutter, saß dort etwa fünf Minuten bei ihnen und verließ dann das Zimmer.

Als die Prinzessin aus dem Zimmer der Gräfin wieder herauskam, trat ihr Nikolai wieder entgegen und gab ihr mit besonderer Feierlichkeit und Förmlichkeit das Geleit in das Vorzimmer. Auf eine Bemerkung, die sie über das Befinden der Gräfin machte, erwiderte er kein Wort. „Was geht Sie das an? Lassen Sie mich in Ruhe!" sagte sein Blick.

„Und wozu läuft sie überall umher? Was will sie bei uns? Ich kann diese Damen und all diese Liebenswürdigkeiten nicht ausstehen!" sagte er, offenbar außerstande seinen Ärger zu unterdrücken, laut in Sonjas Gegenwart, sobald die Equipage der Prinzessin vom Hause weggefahren war.

„Aber wie können Sie nur so reden, Nikolai!" sagte Sonja, die ihre Freude kaum verbergen konnte. „Sie ist doch so gut, und Mama hat sie so gern."

Nikolai antwortete nichts und hätte am liebsten überhaupt nicht wieder von der Prinzessin gesprochen. Aber seit diesem Besuche begann die alte Gräfin alle Tage ein paarmal von ihr zu sprechen.

Die Gräfin lobte sie, verlangte von ihrem Sohne, daß er ihr einen Gegenbesuch mache, und sprach den Wunsch aus, sie häufiger zu sehen; aber dabei wurde sie doch jedesmal übler Laune, wenn sie von ihr redete.

Nikolai gab sich Mühe zu schweigen, sooft die Mutter von der Prinzessin sprach; aber durch sein Schweigen geriet sie in gereizte Stimmung.

„Sie ist ein höchst achtbares, vortreffliches Mädchen," sagte sie, „und du mußt ihr einen Gegenbesuch machen. Auf die Art bekommst du doch wenigstens einmal einen Menschen zu sehen; sonst langweilst du dich ja doch nur hier bei uns, meine ich."

„Aber ich habe ja gar nicht den Wunsch, Menschen zu sehen, liebe Mama."

„Früher warst du gern mit Menschen zusammen, und jetzt heißt es nun: ‚Ich habe gar nicht den Wunsch!' Ich verstehe dich wahrhaftig nicht, lieber Sohn. Bald langweilst du dich, bald willst du auf einmal niemand sehen."

„Aber ich habe ja gar nicht gesagt, daß ich mich langweile."

„Gewiß tust du das, und du hast selbst gesagt, daß du die Prinzessin nicht einmal sehen möchtest. Sie ist ein höchst achtbares Mädchen und hat dir immer gefallen; aber jetzt kommen nun auf einmal irgendwelche Ideen zum Vorschein. Aber mir wird ja aus allem ein Geheimnis gemacht."

„Ganz und gar nicht, liebe Mama."

„Wenn ich dich noch bäte, irgend etwas Unangenehmes zu tun; aber ich bitte dich ja doch nur, eine Visite zu machen. Das erfordert schon die bloße Höflichkeit, sollte man meinen ... Nun, ich habe dich darum gebeten und werde mich jetzt nicht mehr in die Sache hineinmischen, wenn du Geheimnisse vor deiner Mutter hast."

„Na, wenn Sie es denn wünschen, werde ich den Besuch machen."

„Mir für meine Person ist es ganz gleichgültig; ich wünsche es nur um deinetwillen."

Nikolai seufzte, biß sich auf den Schnurrbart und begann Karten zu legen, in der Absicht, die Aufmerksamkeit der Mutter auf einen andern Gegenstand abzulenken.

Am nächsten, am dritten und am vierten Tage wiederholte sich immer dasselbe Gespräch.

Nach ihrem Besuche bei Rostows und dem unerwartet kühlen Empfange, den sie bei Nikolai gefunden hatte, gestand sich Prinzessin Marja, daß sie recht gehabt hatte, wenn sie nicht hatte als die erste bei Rostows einen Besuch machen wollen.

„Ich habe auch nichts anderes erwartet," sagte sie zu sich selbst, indem sie ihren Stolz zu Hilfe rief: „Ich habe mit ihm nichts zu schaffen und hatte nur die alte Dame sehen wollen, die immer gut gegen mich gewesen ist und der ich zu großem Danke verpflichtet bin."

Aber sie war nicht imstande, sich durch diese Erwägungen Beruhigung zu verschaffen: ein Gefühl, das mit Reue Ähnlichkeit hatte, quälte sie, sooft sie sich an ihren Besuch erinnerte. Trotzdem sie fest entschlossen war, Rostows nicht mehr zu besuchen und diesen ganzen Vorfall zu vergessen, fühlte sie sich dauernd in einer unbestimmten Situation. Und wenn sie sich fragte, was es denn eigentlich sei, was sie quäle, so mußte sie bekennen, daß dies ihr Verhältnis zu Rostow war. Sein kühler, höflicher Ton entsprang nicht seiner wahren Empfindung gegen sie (das wußte sie); sondern dieser Ton verbarg etwas. Was das war, darüber mußte sie zur Klarheit gelangen, und sie fühlte, daß sie vorher nicht werde ruhig sein können.

Gegen die Mitte des Winters saß sie einmal im Unterrichtszimmer und hörte bei dem Unterrichte ihres Neffen zu, als ihr der Besuch Rostows gemeldet wurde. Mit dem festen Entschlusse, ihr Geheimnis nicht zu verraten und ihre Verlegenheit nicht merken zu lassen, ließ sie Mademoiselle Bourienne rufen und betrat mit ihr zugleich den Salon.

Beim ersten Blick auf Nikolais Gesicht sah sie, daß er nur gekommen war, um eine Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen, und

nahm sich fest vor, sich desselben Tones zu bedienen, in welchem er mit ihr verkehrt hatte.

Sie sprachen über das Befinden der Gräfin, über gemeinsame Bekannte, über die letzten Kriegsnachrichten, und als die vom Anstand erforderten zehn Minuten vorbei waren, nach denen ein Gast aufstehen darf, erhob sich Nikolai, um sich zu empfehlen.

Die Prinzessin hatte unter Mademoiselle Bouriennes Beihilfe das Gespräch sehr gut im Gange gehalten; aber gerade im letzten Augenblicke, als er aufstand, war sie so müde davon, über Dinge zu reden, die ihr ganz gleichgültig waren, und der Gedanke, warum doch ihr allein so wenig Freude im Leben beschieden sei, beschäftigte sie dermaßen, daß sie in einem Anfall von Zerstreutheit, die leuchtenden Augen gerade vor sich hin gerichtet, dasaß, ohne sich zu bewegen, und gar nicht bemerkte, daß er aufstand.

Nikolai sah sie an, und in der Absicht, so zu tun, als bemerke er ihre Zerstreutheit nicht, sprach er ein paar Worte mit Mademoiselle Bourienne und blickte dann wieder nach der Prinzessin hin. Sie saß noch ebenso regungslos da, und auf ihrem zarten Gesichte prägte sich ihr inneres Leid aus. Ein warmes Mitleid mit ihr wurde auf einmal in ihm rege, und er hatte die unklare Empfindung, daß er vielleicht selbst die Ursache des Kummers sei, den ihr Gesicht erkennen ließ. Er wollte ihr behilflich sein, ihr etwas Angenehmes sagen; aber er vermochte nichts zu ersinnen, was er ihr sagen könnte.

„Leben Sie wohl, Prinzessin," sagte er.

Sie kam zu sich, wurde dunkelrot und seufzte schwer.

„Ach, verzeihen Sie," sagte sie, wie aus einem Traume erwachend. „Wollen Sie schon aufbrechen, Graf? Nun, leben Sie wohl! Aber das Kissen für die Gräfin?"

„Warten Sie einen Augenblick; ich will es sogleich holen," sagte Mademoiselle Bourienne und verließ das Zimmer.

Beide schwiegen und blickten einander von Zeit zu Zeit an.

„Ja, Prinzessin," sagte Nikolai endlich mit trübem Lächeln, „es ist, als wäre es gestern gewesen, und doch, wieviel Wasser ist seitdem den Berg hinuntergeflossen, seit wir uns zum ersten Male in Bogutscharowo sahen. In welcher unglücklichen Lage glaubten wir damals alle zu sein; aber ich würde viel darum geben, wenn ich jene Zeit wieder zurückbringen könnte; indes, sie ist unwiederbringlich dahin."

Die Prinzessin schaute ihm, während er das sagte, mit ihrem leuchtenden Blicke unverwandt in die Augen. Es war, als gäbe sie sich Mühe, einen geheimen Sinn seiner Worte zu verstehen, der ihr über sein Gefühl für sie Aufschluß geben sollte.

„Ja, ja," erwiderte sie. „Aber Sie haben keinen Grund, Graf, um die Vergangenheit zu trauern. Wie ich Ihr Leben jetzt kenne, werden Sie sich seiner stets mit Freuden erinnern können, da die Selbstaufopferung, die Sie jetzt betätigen ..."

„Ich kann Ihr Lob nicht annehmen," unterbrach er sie hastig. „Im Gegenteil, ich mache mir fortwährend Vorwürfe ... Aber das ist ein uninteressantes, unerfreuliches Thema."

Und sein Blick nahm wieder den früheren förmlichen, kühlen Ausdruck an. Aber die Prinzessin sah jetzt bereits wieder in ihm denselben Mann, den sie kannte und liebte, und redete jetzt nur mit diesem Manne.

„Ich meinte, Sie würden mir erlauben, Ihnen das zu sagen," erwiderte sie. „Ich bin in so nahe Beziehung zu Ihnen gekommen ... zu Ihnen und Ihrer Familie gekommen, und daher meinte ich, Sie würden den Ausdruck meiner Teilnahme nicht für unschicklich ansehen; aber ich habe mich geirrt." Ihre Stimme begann plötzlich zu zittern. „Ich weiß nicht, warum," fuhr sie fort, nachdem sie wieder etwas Kraft gesammelt hatte, „aber Sie waren früher anders und ..."

„Warum?" (Er legte auf dieses Wort einen besonderen Nachdruck.) „Dafür gibt es tausend Gründe. Ich danke Ihnen, Prinzessin," sagte er leise. „Es wird mir manchmal recht schwer."

„Also deshalb! Also deshalb!" sagte in der Seele der Prinzessin Marja eine innere Stimme. „Nein, ich habe an ihm nicht nur diese heitere, gute, offene Miene, nicht nur das schöne Äußere liebgewonnen; ich habe sein edles, festes, selbstloses Herz erkannt," sagte sie zu sich selbst. „Ja, er ist jetzt arm, und ich bin reich ... Ja, nur deshalb ... Ja, wenn das nicht wäre ..." Und indem sie seiner früheren Zärtlichkeit gedachte und jetzt in sein gutes, trauriges Gesicht blickte, verstand sie auf einmal den Grund seiner Kälte.

„Warum denn, Graf? Warum?" rief sie plötzlich ganz laut und trat unwillkürlich auf ihn zu. „Warum? Sagen Sie es mir. Sie müssen es mir sagen." (Er schwieg.) „Ich verstehe Ihren Beweggrund nicht, Graf," fuhr sie fort. „Aber es bedrückt mich und ... Ich bekenne es Ihnen. Sie wollen mich aus irgendwelchem Grunde Ihrer früheren Freundschaft berauben. Und das ist mir schmerzlich." (Die Tränen standen ihr in den Augen, und auch ihrer Stimme war es anzuhören, wie nahe ihr das Weinen war.) „Ich habe so wenig Glück in meinem Leben gehabt, daß jeder Verlust ein schwerer Schlag für mich ist ... Verzeihen Sie mir, leben Sie wohl." Sie brach plötzlich in Tränen aus und eilte zur Tür.

„Prinzessin! Bleiben Sie, um Gottes willen!" rief er, bemüht, sie zurückzuhalten. „Prinzessin!"

Sie wandte sich um. Einige Sekunden lang blickten sie schweigend einander in die Augen, und was ihnen vorher so fern, so unmöglich erschienen war, wurde jetzt plötzlich etwas Nahes und Mögliches und Notwendiges.

VII

Im Herbste des Jahres 1814 heiratete Nikolai Prinzessin Marja und zog mit seiner jungen Frau, mit seiner Mutter und mit Sonja nach Lysyja-Gory, um dort dauernd zu wohnen.

In vier Jahren hatte er, ohne das Gut seiner Frau zu verkaufen, die noch verbliebenen Schulden getilgt und, da ihm eine kleine Erbschaft von einer Cousine zugefallen war, auch seinem Schwager Pierre das Darlehen zurückbezahlt.

Nach weiteren zwei Jahren, im Jahre 1820, hatte Nikolai seine finanziellen Verhältnisse derart gebessert, daß er noch ein kleines, neben Lysyja-Gory gelegenes Gut hinzukaufte und in Unterhandlungen wegen des Rückkaufes des väterlichen Gutes Otradnoje stand, was ein Lieblingswunsch von ihm war.

Nachdem er notgedrungen angefangen hatte sich mit der Landwirtschaft abzugeben, war er bald in eine solche Leidenschaft für diese Tätigkeit hineingeraten, daß sie seine liebste und beinahe einzige Beschäftigung wurde. Nikolai war ein einfacher Landwirt; Neuerungen liebte er nicht, namentlich nicht die englischen, die damals Mode wurden; über theoretische Schriften, die die Landwirtschaft behandelten, machte er sich lustig; von Fabriken, kostspieligen Produktionsweisen, Aussaat teurer Getreidearten mochte er nichts wissen und beschäftigte sich überhaupt nicht mit einem einzelnen Teile der Landwirtschaft besonders. Er hatte immer einzig und allein das ganze Gut im Auge und nicht irgendeinen besonderen Teil desselben. Auf dem Gute aber bildete für ihn den Hauptgegenstand des Interesses nicht der Stickstoff und Sauerstoff, die sich im Boden und in der Luft befinden, auch nicht ein besonderer Pflug und Dünger, sondern das wichtigste Werkzeug, vermittels dessen der Stickstoff und der Sauerstoff

und der Dünger und der Pflug wirken, das heißt der Arbeiter, der Bauer. Als Nikolai sich der Landwirtschaft widmete und in ihre einzelnen Gebiete einzudringen begann, zog der Bauer seine besondere Aufmerksamkeit auf sich; der Bauer erschien ihm nicht nur als ein Werkzeug, sondern als der Zweck und gewissermaßen als der zuverlässigste Richter. Er begann damit, den Bauer zu studieren, indem er zu verstehen suchte, was dieser für Bedürfnisse habe, und was er für schlecht und für gut halte, und er stellte sich nur so, als ob er Anordnungen träfe und Befehle erteilte, während er in Wirklichkeit nur von den Bauern deren Methoden und ihre Ausdrucksweise und ihre Urteile über das, was gut und was schlecht sei, lernte. Und erst als er die Neigungen und Bestrebungen der Bauern begriffen hatte, erst als er gelernt hatte in ihrer Weise zu reden und den geheimen Sinn ihrer Rede zu verstehen, erst als er sich mit ihnen verwandt fühlte, erst dann begann er sie dreist zu regieren, d. h. in bezug auf die Bauern eben die Pflicht zu erfüllen, deren Erfüllung von ihm verlangt wurde. Und Nikolais Wirtschaft brachte die glänzendsten Resultate.

Als Nikolai die Verwaltung des Gutes übernahm, machte er gleich von vornherein, ohne darin Fehler zu begehen, durch eine Art von Instinkt zu Vögten, Schulzen und Schulzengehilfen gerade diejenigen Leute, welche die Bauern selbst gewählt haben würden, wenn sie hätten wählen dürfen, und er brauchte seine Beamten nie zu wechseln. Bevor er die chemischen Eigenschaften des Düngers studierte und bevor er sich auf Debet und Kredit einließ (wie er spöttisch zu sagen pflegte), verschaffte er sich Kenntnis von der Größe des Viehstandes bei den Bauern und vergrößerte ihn mit allen möglichen Mitteln. Die Bauernfamilien unterstützte er in weitgehendster Art, gestattete aber nicht, daß sie sich teilten. Die Trägen, die Liederlichen, sowie in gleicher

Weise die Schwächlinge verfolgte er und suchte sie aus der Bauerschaft wegzutreiben.

Bei der Aussaat und bei der Heu- und Getreideernte paßte er in ganz gleicher Weise auf seine eigenen Felder und auf die der Bauern auf. Und bei wenigen Landwirten waren die Felder so früh und so gut gesät und abgeerntet und der Ertrag so groß wie bei Nikolai.

Mit den Gutsleuten hatte er nicht gern zu schaffen; er nannte sie Schmarotzer, und wie allgemein gesagt wurde, ließ er ihnen zuviel Willen und verwöhnte sie; sobald irgendeine Anordnung in betreff eines Gutsknechtes zu treffen war, namentlich wenn eine Bestrafung notwendig wurde, zeigte er sich unentschlossen und fragte alle Leute im Hause um Rat; nur wenn sich die Möglichkeit bot, statt eines Bauern einen Gutsknecht zu den Soldaten zu geben, tat er dies ohne jedes Schwanken. Dagegen lag ihm bei allen Anordnungen, die sich auf die Bauern bezogen, jeder Zweifel stets fern; er wußte, daß jede seiner Anordnungen den Beifall all seiner Bauern mit Ausnahme vielleicht eines oder einiger weniger finden werde.

Er erlaubte sich ebensowenig, lediglich deshalb jemandem eine Arbeit aufzubürden oder ihn zu bestrafen, weil ihm das so beliebt hätte, wie ihn deshalb zu erleichtern und zu belohnen, weil das sein eigener persönlicher Wunsch gewesen wäre. Er hätte nicht zu sagen gewußt, worin der Maßstab dessen, was er tun und nicht tun mußte, eigentlich bestand; aber dieser Maßstab war in seiner Seele fest und unwandelbar vorhanden.

Oftmals sagte er, wenn er sich über einen Mißerfolg oder über eine Unordnung ärgerte: „Mit unserm russischen Volk ist doch aber auch gar nichts anzufangen," und bildete sich ein, er könne den Bauer nicht leiden.

Aber dabei liebte er dieses „unser russisches Volk" und sein

Wesen und Leben mit aller Kraft seiner Seele, und nur darum vermochte er jene einzig richtige Betriebsart und Methode der Landwirtschaft zu verstehen und sich anzueignen, durch die er so gute Resultate erzielte.

Gräfin Marja war eifersüchtig auf ihren Mann wegen dieser seiner Liebe zur Landwirtschaft und bedauerte, daß sie an dieser Liebe nicht teilnehmen konnte; aber sie hatte nun einmal kein Verständnis für die Freuden und Verdrießlichkeiten, die ihm diese ihr fernliegende, fremde Welt bereitete. Sie konnte nicht begreifen, warum er so außerordentlich lebhaft und glücklich war, wenn er beim Tagesgrauen aufgestanden war, den ganzen Morgen auf dem Felde oder auf der Tenne zugebracht hatte und nun vom Säen oder von der Heu- oder Getreideernte zu ihr heimkehrte, um mit ihr Tee zu trinken. Sie begriff nicht, worüber er so entzückt war, wenn er mit Begeisterung von dem reichen, wirtschaftlich tüchtigen Bauern Matwjei Jermischin erzählte, der die ganze Nacht über mit seiner Familie Garben gefahren habe, und daß noch bei keinem andern das Getreide geerntet sei, bei ihm aber schon die fertigen Schober daständen. Sie begriff nicht, weshalb er, vom Fenster zum Balkon hin und her gehend, so vergnügt unter dem Schnurrbart lächelte und die Augen zusammenkniff, wenn auf die aufgegangene, trocken dastehende Hafersaat ein warmer, dichter Regen niederfiel, oder warum er, wenn bei der Heu- oder Getreideernte eine drohende Gewitterwolke vom Winde weggetrieben wurde, mit rotem, glühendem, schweißtriefendem Gesichte und mit einem Geruche von Wermut und Bitterkraut im Haar von der Wiese oder Tenne nach Hause kam, sich vergnügt die Hände rieb und sagte: „Na, nun noch ein schöner Tag, dann ist meines und das der Bauern alles drin."

Noch weniger konnte sie es begreifen, warum er trotz seines

guten Herzens und trotz seiner steten Bereitwilligkeit, ihren Wünschen entgegenzukommen, fast in Verzweiflung geriet, wenn sie ihm Bitten von Bauerfrauen oder Bauern übermittelte, die sich an sie gewandt hatten, um Befreiung von diesen und jenen Arbeiten zu erlangen, warum er, der gutherzige Nikolai, es ihr hartnäckig abschlug und sie ärgerlich bat, sich nicht in Dinge zu mischen, von denen sie nichts verstehe. Sie fühlte, daß er eine besondere Welt für sich hatte, die er leidenschaftlich liebte, eine Welt mit Gesetzen, für die sie kein Verständnis hatte.

Wenn sie manchmal in dem Bemühen, ihn zu verstehen, sich ihm gegenüber in dem Sinne äußerte, er erwerbe sich doch ein großes Verdienst dadurch, daß er seinen Untergebenen so viel Gutes tue, dann wurde er ärgerlich und antwortete: „Das ist grundfalsch. So etwas ist mir nie in den Sinn gekommen. Um ihres Wohles willen tue ich nicht das geringste. Das ist alles poetische Verstiegenheit und Weibergeschwätz, dieses ganze Wohl des Nächsten. Was ich will, ist, daß unsere Kinder nicht betteln zu gehen brauchen; ich muß für unser Vermögen sorgen, solange ich noch das Leben habe; das ist die ganze Sache. Und dazu ist Ordnung nötig, ist Strenge nötig ... So steht's!" sagte er und ballte in lebhaftem Affekte die Faust. „Und Gerechtigkeit, versteht sich," fügte er hinzu. „Denn wenn der Bauer nichts anzuziehen hat und hungert und nur ein einziges kümmerliches Pferd besitzt, dann kann er weder für sich noch für mich etwas erarbeiten."

Und wahrscheinlich gerade deswegen, weil Nikolai nicht im entferntesten glaubte, daß er etwas um anderer willen, aus Tugend tue, brachte alles, was er unternahm, gute Frucht: sein Vermögen wuchs schnell; Bauern aus der Nachbarschaft kamen zu ihm mit der Bitte, er möchte sie kaufen, und noch lange nach seinem Tode behielt die Bauerschaft seine Verwaltung des

Gutes in gutem Andenken. „Das war ein Gutsherr! Zuerst kamen bei ihm immer die Bauern und dann erst er selbst. Na, und Unordnung duldete er keine. Kurz: ein Gutsherr, wie er sein muß!“

VIII

Das einzige, worüber Nikolai bei seiner Tätigkeit als Gutsherr mitunter eine peinliche, quälende Empfindung hatte, war sein Jähzorn im Verein mit seiner alten Husarengewohnheit, ohneweiteres zuzuschlagen. In der ersten Zeit hatte er darin nichts Anstößiges gefunden; aber im zweiten Jahre seiner Ehe änderte sich auf einmal seine Ansicht über diese Art der Bestrafung.

Eines Tages im Sommer war der Dorfschulze aus Bogutscharowo gekommen, der Nachfolger des verstorbenen Dron; Nikolai hatte ihn rufen lassen, weil ihm allerlei Betrügereien und Nachlässigkeiten schuld gegeben wurden. Nikolai ging zu ihm vor die Haustür hinaus, und schon nach den ersten Antworten des Schulzen hörte man im Flur Schreien und den Schall von Schlägen. Als Nikolai zum Frühstück nach Hause zurückkehrte, trat er auf seine Frau zu, die an ihrem Stickrahmen saß und den Kopf tief auf ihre Arbeit hinabbeugte, und begann ihr, wie das seine Gewohnheit war, alles zu erzählen, was ihn an diesem Morgen beschäftigt hatte, unter anderm auch die Geschichte mit dem Schulzen von Bogutscharowo. Gräfin Marja, die die Lippen zusammenpreßte und abwechselnd rot und blaß wurde, saß immer noch in der gleichen Haltung mit gesenktem Kopfe da und antwortete nichts auf die Mitteilungen ihres Mannes.

„So ein frecher Schurke,“ sagte dieser, indem er bei der bloßen Erinnerung von neuem hitzig wurde. „Na, er hätte mir sagen sollen, daß er betrunken war; denn ich hatte es nicht gesehen. Aber was ist dir, Marja?“ fragte er plötzlich.

Gräfin Marja hob den Kopf in die Höhe und wollte etwas sagen; aber hastig ließ sie ihn wieder sinken und schloß die Lippen.

„Was ist dir? Was hast du, liebes Kind?"

Die unschöne Gräfin Marja wurde jedesmal schön, wenn sie weinte. Sie weinte nie vor Schmerz oder vor Ärger, sondern immer nur aus Traurigkeit und Mitleid. Und wenn sie weinte, bekamen ihre leuchtenden Augen einen unwiderstehlichen Reiz.

Sobald Nikolai sie an der Hand faßte, war sie nicht mehr imstande sich zu beherrschen und brach in Tränen aus.

„Nikolai, ich habe es gesehen ... Er hat sich ja vergangen; aber du ... warum hast du ... Nikolai!" Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Nikolai erwiderte nichts, wurde dunkelrot, trat von ihr zurück und begann schweigend im Zimmer auf und ab zu gehen. Er verstand, worüber sie weinte; aber er vermochte ihr nicht so auf der Stelle in seinem Herzen zuzugeben, daß eine Handlungsweise, an die er von Kindheit gewöhnt war und die er für etwas allgemein Übliches hielt, schlecht sein sollte. „Das ist Weichlichkeit, Weibergerede; oder hat sie doch recht?" fragte er sich selbst. Bevor er sich selbst auf diese Frage eine Antwort gegeben hatte, blickte er noch einmal in ihr schmerzerfülltes, liebevolles Gesicht und sah nun auf einmal ein, daß sie recht hatte; ja, er hatte die Vorstellung, als sei er sich seines Unrechtes schon längst bewußt gewesen.

„Marja," sagte er leise, indem er zu ihr hinging, „das soll nie wieder vorkommen; ich gebe dir mein Wort. Nie wieder," sagte er noch einmal mit zitternder Stimme wie ein Knabe, der um Verzeihung bittet.

Die Tränen strömten der Gräfin noch reichlicher aus den Augen. Sie ergriff die Hand ihres Mannes und küßte sie.

„Nikolai, wann hast du denn die Kamee entzweigemacht?"

fragte sie, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, und betrachtete seine Hand, an der ein Ring mit einem Laokoonskopfe steckte.

„Heute; auch bei dieser Geschichte. Ach, Marja, erinnere mich nicht mehr daran.“ Er wurde wieder ganz rot. „Ich gebe dir mein Ehrenwort, daß es nicht wieder vorkommen wird. Und dies hier,“ fügte er hinzu, indem er auf den zerbrochenen Ring wies, „soll mir eine Erinnerung für das ganze Leben sein.“

Jedesmal wenn ihm von da an bei scharfen Auseinandersetzungen mit Dorfschulzen und Verwaltern das Blut in den Kopf stieg und die Hände sich zur Faust ballen wollten, drehte Nikolai den zerschlagenen Ring an seinem Finger und schlug die Augen vor dem Menschen nieder, der ihn zornig gemacht hatte. Aber ein paarmal im Jahre vergaß er sich doch, und dann ging er zu seiner Frau, legte ein Geständnis ab und gab ihr von neuem das Versprechen, daß es nun das letztemal gewesen sein sollte.

„Marja, du verachtest mich gewiß,“ sagte er zu ihr. „Ich verdiene es.“

„Geh doch weg, geh so schnell wie möglich weg, wenn du dich außerstande fühlst, dich zu beherrschen,“ sagte Gräfin Marja traurig, indem sie ihren Mann zu trösten suchte.

In der adligen Gesellschaft des Gouvernements achtete man Nikolai zwar, mochte ihn aber nicht besonders leiden. Für die Standesangelegenheiten des Adels interessierte er sich nicht, und deswegen hielten ihn manche für stolz, andere für dumm. Im Sommer verging ihm die ganze Zeit von der Frühlingsaussaat bis zur Ernte in der Tätigkeit für seine Wirtschaft. Im Herbste widmete er sich mit demselben geschäftlichen Ernste, mit dem er seine Wirtschaft besorgte, der Jagd und zog mit seinen Hunden und Jägern auf ein, zwei Monate von Hause fort. Im Winter reiste er auf den andern Dörfern umher oder beschäftigte sich mit

Lektüre. Seine Lektüre bildeten Bücher, vorzugsweise geschichtliche, deren er sich jährlich eine Anzahl für eine bestimmte Summe schicken ließ. Er stellte sich, wie er sich ausdrückte, eine ernste Bibliothek zusammen und hatte es sich zur Regel gemacht, alle die Bücher, die er kaufte, durchzulesen. Mit wichtiger Miene saß er in seinem Zimmer bei dieser Lektüre, die er sich ursprünglich gleichsam wie eine Pflicht auferlegt hatte, die ihm aber dann eine gewohnte Beschäftigung geworden war, ihm eine besondere Art von Vergnügen gewährte und ihm das angenehme Bewußtsein verlieh, daß er sich mit ernsten Dingen beschäftige. Mit Ausnahme der Reisen, die er in geschäftlichen Angelegenheiten unternahm, brachte er im Winter die meiste Zeit zu Hause zu, im engen Zusammenleben mit seiner Familie und voll eifrigen Interesses für all die kleinen Beziehungen zwischen der Mutter und den Kindern. Seiner Frau trat er immer näher und entdeckte in ihr täglich neue geistige Schätze.

Sonja lebte seit Nikolais Verheiratung mit in seinem Hause. Noch vor der Hochzeit hatte Nikolai seiner Frau alles erzählt, was zwischen ihm und Sonja vorgekommen war, und zwar in der Weise, daß er sich selbst als schuldig hinstellte und Sonja lobte. Er hatte Prinzessin Marja gebeten, gegen seine Cousine freundlich und gut zu sein. Gräfin Marja erkannte in vollem Umfange die Schuld, die ihr Mann auf sich geladen hatte; auch hatte sie die Empfindung, daß sie selbst Sonja gegenüber sich schuldig gemacht habe; sie glaubte, ihr Vermögen habe auf Nikolais Wahl Einfluß gehabt, konnte Sonja in keiner Hinsicht einen Vorwurf machen und hatte die beste Absicht, sie zu lieben; aber trotzdem liebte sie sie nicht, ja, sie fand sogar häufig in ihrer Seele gegen Sonja böse Gefühle vor, die sie nicht zu unterdrücken vermochte.

Eines Tages sprach sie mit ihrer Freundin Natascha über Sonja und über ihre eigene Ungerechtigkeit gegen dieselbe.

„Weißt du was?“ sagte Natascha. „Du hast ja so viel im Evangelium gelesen; da gibt es eine Stelle, die akkurat auf Sonja paßt.“

„Welche denn?“ fragte Gräfin Marja erstaunt.

„‚Wer hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird genommen,‘ besinnst du dich? Sonja ist so eine, die nicht hat; warum? das weiß ich nicht. Es fehlt ihr vielleicht an Egoismus, ich weiß das nicht; aber es wird ihr genommen, und so ist ihr denn alles genommen worden. Sie tut mir manchmal schrecklich leid; ich habe früher lebhaft gewünscht, Nikolai möchte sie heiraten; aber ich hatte immer so eine Art Ahnung, daß nichts daraus werden würde. Sie ist eine taube Blüte; weißt du, wie an einer Erdbeerstaude. Manchmal tut sie mir leid; aber manchmal denke ich, daß sie es nicht so empfindet, wie wir es empfinden würden.“

Gräfin Marja setzte ihr zwar auseinander, daß diese Worte im Evangelium anders zu verstehen seien, stimmte aber, wenn sie Sonja ansah, der von Natascha gegebenen Erklärung bei. Auch schien es wirklich, daß Sonja sich durch ihre Lage nicht bedrückt fühle und sich mit ihrer Bestimmung als taube Blüte völlig ausgesöhnt habe. Sie schätzte, wie es schien, nicht sowohl die Menschen als vielmehr die ganze Familie. Wie eine Katze hatte sie sich nicht in die Menschen eingelebt, sondern in das Haus. Sie pflegte die alte Gräfin, liebkoste und hätschelte die Kinder und war stets bereit, die kleinen Dienste zu leisten, zu denen sie befähigt war; aber man nahm das alles unwillkürlich mit wenig Dank hin.

Das Gutshaus von Lysyja-Gory war neu gebaut worden, aber keineswegs so großartig, wie es bei dem verstorbenen Fürsten gewesen war.

Das Bauwerk selbst, noch in der Zeit der Not begonnen, war mehr als einfach. Das gewaltige Gebäude, das auf dem alten

Steinfundamente errichtet war, war von Holz, nur von innen mit Kalk beworfen. Geräumig war es ja; aber die Fußböden bestanden nur aus ungestrichenen Dielen und das Meublement aus ganz einfachen, harten Sofas und Sesseln, aus Stühlen und Tischen, die von den eigenen Tischlern aus eigenen Birken gearbeitet waren. Das Haus enthielt auch Stuben für die Dienerschaft und Abteilungen für Gäste. Rostowsche und Bolkonskische Verwandte kamen manchmal nach Lysyja-Gory zu Besuch, und zwar mit den ganzen Familien, mit sechzehn Pferden und einem vielköpfigen Dienstpersonal, und wohnten dort monatelang. Außerdem stellten sich viermal im Jahre, zu den Namens- und Geburtstagen des Hausherrn und der Hausfrau, Gäste bis zu hundert Personen auf einen bis zwei Tage ein. Während der übrigen Zeit des Jahres nahm das Leben seinen ungestörten, regelmäßigen Verlauf mit den gewöhnlichen Beschäftigungen und Mahlzeiten: Tee, Frühstück, Mittagessen und Abendessen, alles aus den häuslichen Vorräten.

IX

Es war am Tage vor dem Winter-Nikolausfeste, am 5. Dezember 1820. In diesem Jahre war Natascha mit ihren Kindern und ihrem Manne seit dem Anfange des Herbstes bei ihrem Bruder zu Besuch. Pierre war jedoch in besonderen persönlichen Angelegenheiten nach Petersburg gefahren; er hatte gesagt, auf drei Wochen, war aber jetzt schon die siebente Woche dort. Man erwartete ihn jeden Augenblick zurück.

Am 5. Dezember war, außer der Familie Besuchow, bei Rostows auch noch ein alter Freund Nikolais zu Besuch, der General a. D. Wasili Fedorowitsch Denisow.

Nikolai wußte, was ihm am 6., seinem Namenstage, bevor-

stand, zu welchem die Gäste von allen Seiten eintreffen würden: er mußte sein gestepptes Jackett ablegen, den Oberrock, sowie enge Stiefel mit schmalen Spitzen anziehen, in die neue Kirche fahren, die er hatte bauen lassen, dann die Glückwünsche entgegennehmen, den Gästen einen Imbiß anbieten und eine Unterhaltung über die Adelswahlen und den Erdrusch führen. Aber den vorhergehenden Tag hielt er sich für berechtigt noch in gewohnter Weise zu verleben. Vor dem Mittagessen revidierte er die Rechnungen des Vogtes aus dem Dorfe im Rjasanschen über das Gut des Neffen seiner Frau, schrieb zwei Geschäftsbriefe und machte einen Inspektionsgang nach der Tenne und dem Vieh- und Pferdehofe. Nachdem er noch vorbeugende Anordnungen gegen eine allgemeine Betrunkenheit getroffen hatte, die für morgen aus Anlaß des hohen Festtages zu erwarten war, ging er zum Mittagessen und nahm, ohne daß er Zeit gehabt hätte noch mit seiner Frau ein paar Worte allein zu sprechen, an dem langen Tische mit zwanzig Gedecken Platz, an dem bereits alle Hausgenossen versammelt waren. An dem Tische saßen seine Mutter, das alte Fräulein Bjelowa, das mit dieser zusammen wohnte, seine Frau, seine drei Kinder, die Gouvernante, der Erzieher, der Neffe mit seinem Erzieher, Sonja, Denisow, Natascha, ihre drei Kinder, deren Gouvernante und der alte Michail Iwanowitsch, der bei dem verstorbenen Fürsten Baumeister gewesen war und nun in Lysyja-Gory im Ruhestande lebte.

Gräfin Marja saß am entgegengesetzten Ende des Tisches. Sowie ihr Mann sich an seinen Platz setzte, merkte sie an der Gebärde, mit der er die Serviette ergriff und hastig die vor ihm stehenden Gläser anders rückte, sofort, daß er verstimmt war, wie das oft bei ihm vorkam, namentlich vor der Suppe, und wenn er unmittelbar aus der Wirtschaft zum Essen kam. Gräfin Marja

kannte diese Stimmung an ihm sehr wohl, und wenn sie selbst guter Laune war, so wartete sie ruhig, bis er seine Suppe gegessen hatte, begann dann erst mit ihm zu reden und brachte ihn zu dem Eingeständnis, daß seine üble Stimmung keinen vernünftigen Grund gehabt habe. Aber heute vergaß sie das sonst von ihr beobachtete Verfahren vollständig; es war ihr schmerzlich, daß er ohne Anlaß auf sie böse war, und sie fühlte sich unglücklich. Sie fragte ihn, wo er gewesen sei. Er antwortete. Sie fragte weiter, ob er in der Wirtschaft alles in Ordnung gefunden habe. Er runzelte wegen ihres gekünstelten Tones unfreundlich die Stirn und gab eine hastige Antwort.

„Ich habe mich also nicht geirrt," dachte Gräfin Marja. „Und warum mag er nur böse auf mich sein?" Aus dem Tone, in dem er ihr geantwortet hatte, hörte Gräfin Marja eine Mißstimmung gegen sich heraus, sowie den Wunsch, das Gespräch abzubrechen. Sie fühlte selbst, daß ihre Worte unnatürlich klangen; aber sie konnte sich nicht enthalten, noch ein paar Fragen zu tun.

Das Tischgespräch wurde bald ein allgemeines und lebhaftes, wozu besonders Denisow beitrug, und Gräfin Marja sprach nicht mehr mit ihrem Manne. Als sie vom Tische aufstanden und zu der alten Gräfin hingingen, um ihr zu danken, reichte Gräfin Marja ihrem Manne die Hand, küßte ihn und fragte ihn, weswegen er auf sie böse sei.

„Du hast immer so sonderbare Ideen; es fällt mir gar nicht ein, böse zu sein," erwiderte er.

Aber aus dem Worte „immer" hörte Gräfin Marja die Antwort heraus: „Ja, ich bin böse und will es nicht sagen."

Nikolai lebte mit seiner Frau so einträchtig, daß selbst Sonja und die alte Gräfin, die aus Eifersucht Mißhelligkeiten zwischen den beiden ganz gern gesehen hätten, keinen Vorwand zu einem Vorwurfe finden konnten; aber auch zwischen diesen Gatten

kamen Augenblicke von Feindseligkeit vor. Manchmal, und zwar gerade nach Zeiten glücklichster Harmonie, überkam sie beide auf einmal ein Gefühl der Entfremdung und Feindseligkeit; dieses Gefühl zeigte sich am häufigsten während der Schwangerschaften der Gräfin Marja. Jetzt befanden sie sich gerade in einem solchen Zeitabschnitt.

„Nun, messieurs et mesdames," sagte Nikolai laut und, wie es schien, heiter (Gräfin Marja hatte die Empfindung, als spräche er absichtlich in dieser Weise, um sie zu kränken). „Ich bin seit sechs Uhr auf den Beinen. Morgen werde ich ja freilich aushalten müssen; aber heute möchte ich mich noch ein wenig zurückziehen, um mich auszuruhen."

Und ohne noch weiter mit Gräfin Marja zu sprechen, begab er sich in das kleine Sofazimmer und legte sich dort nieder.

„Ja, so macht er es immer," dachte Gräfin Marja. „Mit allen redet er, nur mit mir nicht. Ich sehe, sehe klar, daß ich ihm zu- wider bin. Besonders in diesem Zustande." Sie betrachtete ihren hohen Unterleib und im Spiegel ihr gelblich blasses, mager ge- wordenes Gesicht, in welchem die Augen größer erschienen als sonst je.

Und alles wurde ihr widerwärtig: Denisows Schreien und Lachen und Nataschas Gespräche und ganz besonders der Blick, den Sonja ihr eilig zuwarf. Wenn Gräfin Marja sich in gereizter Stimmung befand, suchte sie immer zuerst irgendwelche Schuld an Sonja.

Nachdem sie noch ein Weilchen bei den Gästen gesessen hatte, ohne von dem, was diese sprachen, etwas zu verstehen, ging sie leise hinaus und begab sich in das Kinderzimmer.

Die Kinder fuhren auf Stühlen nach Moskau und forderten sie auf mitzufahren. Sie setzte sich hin und spielte kurze Zeit mit; aber der Gedanke an ihren Mann und dessen grundlose Verstim-

mung quälte sie ohne Unterlaß. Sie stand auf und ging, mühsam nur mit den Fußspitzen auftretend, nach dem kleinen Sofazimmer.

„Vielleicht schläft er nicht, und ich kann mich mit ihm aussprechen," sagte sie zu sich selbst. Der kleine Andrei, ihr ältester Knabe, ging, ihren Gang nachahmend, auf den Fußspitzen hinter ihr her. Gräfin Marja bemerkte ihn nicht.

„Liebe Marja, ich glaube, er schläft; er ist so angegriffen," sagte Sonja zu ihr im großen Sofazimmer; Gräfin Marja hatte die Empfindung, Sonja müsse ihr aber auch überall begegnen. „Daß ihn Andrei nur nicht aufweckt."

Gräfin Marja sah sich um und bemerkte hinter sich den kleinen Andrei. Sie fühlte, daß Sonja recht hatte; und gerade darum stieg ihr das Blut in den Kopf, und es kostete ihr Mühe, ein scharfes Wort zu unterdrücken. Sie erwiderte nichts, und um ihr nicht zu gehorchen, machte sie mit der Hand dem Kleinen ein Zeichen, er solle keinen Lärm machen, dürfe aber doch hinter ihr hergehen, und näherte sich der Tür. Sonja ging durch die andre Tür hinaus. Aus dem Zimmer, in welchem Nikolai schlief, ertönte sein gleichmäßiges Atmen, das seine Frau bis zu den kleinsten Nuancen kannte. Während sie so sein Atmen hörte, glaubte sie seine glatte, schöne Stirn vor sich zu sehen und seinen Schnurrbart und sein ganzes Gesicht, das sie so oft in der Stille der Nacht, wenn er schlief, lange betrachtet hatte. Plötzlich regte sich Nikolai und räusperte sich. Und in demselben Augenblicke rief der kleine Andrei durch die ein wenig geöffnete Tür: „Papachen, hier steht Mamachen!" Gräfin Marja wurde blaß vor Schreck und machte dem Knaben Zeichen, daß er still sein solle. Er schwieg, und dieses für Gräfin Marja furchtbare Schweigen dauerte ungefähr eine Minute. Sie wußte, wie unangenehm es ihrem Manne war, wenn man ihn weckte. Da ließ sich hinter der Tür ein neues

Räuspern und eine Bewegung vernehmen, und Nikolais Stimme sagte in mißvergnügtem Tone:

„Nicht eine Minute Ruhe wird einem gegönnt. Bist du da, Marja? Warum hast du ihn denn hergebracht?"

„Ich war nur hergekommen, um nachzusehen ... Ich hatte nicht bemerkt, daß er ... Verzeih ..."

Nikolai hustete eine Weile und schwieg. Gräfin Marja ging von der Tür weg und führte ihr Söhnchen nach dem Kinderzimmer. Fünf Minuten darauf lief die kleine, schwarzäugige, dreijährige Natascha, des Vaters Liebling, die von ihrem Bruder gehört hatte, Papa schlafe und Mama sei im Sofazimmer, zu dem Vater hin, ohne daß die Mutter es merkte. Die schwarzäugige Kleine knarrte dreist mit der Tür, ging auf ihren dicken Beinchen mit energischen, kleinen Schritten zum Sofa hin, und nachdem sie die Lage des Vaters betrachtet hatte, welcher, ihr den Rücken zuwendend, schlief, hob sie sich auf den Zehen in die Höhe und küßte die Hand des Vaters, die unter seinem Kopfe lag. Nikolai drehte sich um; sein Gesicht zeigte ein Lächeln liebevoller Zärtlichkeit.

„Natascha, Natascha!" flüsterte Gräfin Marja erschrocken von der Tür her. „Papachen will schlafen."

„Nein, Mama, er will nicht schlafen," antwortete die kleine Natascha im Tone fester Überzeugung. „Er lacht ja."

Nikolai nahm die Beine vom Sofa herunter, richtete sich auf und nahm sein Töchterchen auf den Arm.

„Komm doch herein, Marja," sagte er zu seiner Frau.

Gräfin Marja kam ins Zimmer herein und setzte sich neben ihren Mann.

„Ich hatte vorhin gar nicht bemerkt, daß Andrei hinter mir herlief," sagte sie schüchtern. „Ich war nur so ohne eigentlichen Zweck hergekommen."

Nikolai, der auf dem einen Arm seine Tochter hielt, blickte seine Frau an, und als er auf ihrem Gesichte einen Ausdruck von Schuldbewußtsein wahrnahm, umschlang er sie mit dem andern Arm und küßte sie auf das Haar.

„Darf ich Mama küssen?“ fragte er Natascha.

Natascha lächelte verschämt.

„Nochmal!“ sagte sie mit befehlender Gebärde und zeigte auf die Stelle, wohin Nikolai seine Frau geküßt hatte.

„Ich weiß nicht, weswegen du meinst, daß ich schlechter Laune wäre,“ sagte Nikolai als Antwort auf die Frage, die, wie er wußte, seine Frau innerlich beschäftigte.

„Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie unglücklich und vereinsamt ich mir manchmal vorkomme, wenn du so bist. Ich denke immer ...“

„Marja, hör auf, das sind ja Torheiten. Schämen solltest du dich,“ sagte er heiter.

„Ich denke immer, du kannst mich nicht lieben; ich bin so häßlich ... immer schon ... und nun jetzt ... in diesem Zu ...“

„Ach, was bist du komisch! Man pflegt doch zu sagen: man liebt einen nicht, weil er schön ist, sondern weil man ihn liebt, ist er einem der Schönste. Nur leichtfertige Weiber liebt man deswegen, weil sie schön sind. Und liebe ich denn überhaupt meine Frau? Das ist nicht Liebe, sondern so etwas, ich weiß nicht, wie ich es dir verdeutlichen soll. Wenn du nicht bei mir bist und wenn wir etwas miteinander haben, dann fühle ich mich wie verloren und bin zu nichts fähig. Sieh mal, liebe ich etwa meinen Finger? Lieben tue ich ihn nicht; aber versuche einmal, ihn mir abzuschneiden.“

„Nein, mit mir ist es anders; aber ich verstehe dich. Also du bist nicht böse auf mich?“

„Furchtbar böse,“ antwortete er lächelnd, stand auf, strich

sich die Haare zurecht und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Weißt du, Marja, woran ich gedacht habe?" sagte er; jetzt, wo die Versöhnung vollzogen war, fing er sofort an in Gegenwart seiner Frau laut zu denken.

Er fragte nicht erst, ob sie auch bereit sei, ihn anzuhören; das war ihm ganz gleich. Es war ihm ein Gedanke gekommen, also mußte er ihn auch ihr mitteilen. Und so erzählte er ihr denn, er beabsichtige, Pierre zuzureden, daß er doch bis zum Frühling bei ihnen bleiben möchte.

Gräfin Marja hörte ihn an, machte ihre Bemerkungen dazu und begann nun auch ihrerseits laut zu denken. Ihre Gedanken bezogen sich auf die Kinder.

„Wie doch schon das Weib in ihr zu erkennen ist," sagte sie auf französisch, indem sie auf die kleine Natascha wies. „Ihr werft uns Frauen immer Mangel an Logik vor. Da siehst du nun unsere Logik. Ich sage: ‚Papa will schlafen,' und sie antwortet: ‚Nein, er lacht.' Und sie hatte recht," sagte Gräfin Marja, glücklich lächelnd.

„Jawohl, jawohl!"

Und Nikolai nahm sein Töchterchen auf seinen starken Arm, hob sie hoch in die Höhe, setzte sie auf seine Schulter, indem er ihre Beinchen mit dem Arme umschlang, und ging so mit ihr im Zimmer auf und ab. Die Gesichter des Vaters und der Tochter hatten beide den gleichen Ausdruck glückseliger Gedankenlosigkeit.

„Weißt du, du kannst doch auch ungerecht sein; du liebst dieses Kind zu sehr," sagte Gräfin Marja flüsternd auf französisch.

„Ja, aber was ist da zu tun? Ich gebe mir Mühe, es nicht merken zu lassen ..."

In diesem Augenblick wurde vom Flur und vom Vorzimmer her das Geräusch der Rolle an der Haustür und der Schall von

Schritten vernehmbar; es klang gerade, wie wenn jemand ankäme.

„Es ist jemand gekommen."

„Ich glaube bestimmt, daß es Pierre ist. Ich will hingehen und nachsehen," sagte Gräfin Marja und verließ das Zimmer.

In ihrer Abwesenheit erlaubte sich Nikolai, sein Töchterchen im Galopp rings im Zimmer herumreiten zu lassen. Als er außer Atem gekommen war, hob er das lachende Kind schnell herunter und drückte es an seine Brust. Seine Sprünge erinnerten ihn an das Tanzen, und beim Anblicke des runden, glückseligen Kindergesichtchens dachte er daran, wie die jetzige kleine Natascha wohl dann aussehen werde, wenn er als schon älterer Mann sie in Gesellschaft führen und (wie manchmal sein verstorbener Vater mit seiner Tochter den Danilo Kupor vorgeführt hatte) mit ihr eine Masurka tanzen werde.

„Er ist es, er ist es, Nikolai," sagte Gräfin Marja, als sie einige Minuten darauf ins Zimmer zurückkehrte. „Jetzt ist aber Frau Natascha lebendig geworden. Du hättest ihr Entzücken sehen sollen, und wie er sogleich seine Schelte dafür bekam, daß er so lange weggeblieben war. Nun komm schnell, komm! Trennt euch endlich einmal voneinander," sagte sie und blickte lächelnd das kleine Mädchen an, das sich an den Vater schmiegte.

Nikolai ging hinaus, sein Töchterchen an der Hand führend. Gräfin Marja blieb noch einen Augenblick im Sofazimmer zurück.

„Nie, nie hätte ich geglaubt," flüsterte sie vor sich hin, „daß ich so glücklich sein könnte." Auf ihrem Gesichte lag ein strahlendes Lächeln; aber in demselben Augenblicke seufzte sie, und eine stille Traurigkeit prägte sich in ihrem tiefen Blicke aus, als gäbe es außer dem Glücke, das sie jetzt empfand, noch ein anderes, in diesem Leben unerreichbares Glück, an das sie in diesem Augenblicke unwillkürlich denken mußte.

X

Natascha hatte sich im Jahre 1813 zu Beginn des Frühlings verheiratet und hatte im Jahre 1820 schon drei Töchter und einen Sohn, den sie sich sehr gewünscht hatte und jetzt selbst nährte. Sie war voller und breiter geworden, so daß man in dieser kräftigen Mutter nur schwer die frühere schlanke, bewegliche Natascha wiedererkannte. Ihre Gesichtszüge waren bestimmter geworden und trugen den Ausdruck ruhiger Milde und Klarheit. Auf ihrem Gesichte lag nicht wie früher dieses beständig brennende Feuer der Lebhaftigkeit, welches ihren besonderen Reiz gebildet hatte. Jetzt sah man bei ihr oft nur Gesicht und Leib, und von der Seele war nichts zu sehen. Man sah nur das kräftige, schöne, fruchtbare Weib. Sehr selten flammte jetzt bei ihr das frühere Feuer wieder auf. Das geschah nur dann, wenn, wie jetzt, ihr Mann zurückkehrte, oder wenn eines der Kinder wieder gesund wurde, oder wenn sie im Gespräche mit Gräfin Marja des Fürsten Andrei gedachte (mit ihrem Manne sprach sie nie von ihm, da sie vermutete, daß er auf das Andenken des Fürsten Andrei eifersüchtig sei), und sehr selten, wenn irgend etwas sie zufällig dazu verlockte, wieder einmal zu singen, was sie seit ihrer Verheiratung fast ganz aufgegeben hatte. Und in diesen seltenen Augenblicken, wo das frühere Feuer in ihrem voll erblühten, schönen Körper wieder aufflammte, war sie noch anziehender als ehemals.

Seit ihrer Verheiratung lebte Natascha mit ihrem Manne bald in Moskau, bald in Petersburg, bald auf dem Lande in der Nähe von Moskau, bald bei ihrer Mutter, d. h. bei Nikolai. In der Gesellschaft sah man die junge Gräfin Besuchowa wenig, und diejenigen, die sie dort sahen, waren nicht sonderlich von ihr entzückt. Sie zeigte sich nicht freundlich und liebenswürdig. Nicht

eigentlich, daß Natascha die Einsamkeit geliebt hätte (sie wußte nicht recht, ob sie sie liebte oder nicht, es schien ihr aber eher, daß sie sie nicht liebte); aber da sie mit den Schwangerschaften, den Entbindungen und dem Nähren der Kinder viel zu tun hatte und an jedem Augenblicke des Lebens ihres Mannes Anteil nahm, so konnte sie diesen Anforderungen nur durch einen Verzicht auf das gesellschaftliche Leben gerecht werden. Alle, die Natascha vor ihrer Verheiratung gekannt hatten, wunderten sich über die mit ihr vorgegangene Veränderung wie über etwas Außerordentliches. Nur die alte Gräfin begriff mit ihrem mütterlichen Instinkte, daß Nataschas ganzes früheres temperamentvolles Benehmen seinen Ursprung nur in dem Verlangen gehabt hatte, einen Mann und eine Familie zu besitzen (wie sie das in Otradnoje einmal nicht sowohl im Scherz als vielmehr in vollem Ernste laut ausgesprochen hatte), und wunderte sich über die Verwunderung der Leute, welche für Nataschas Wesen kein Verständnis hatten, und erklärte wiederholentlich, sie habe immer gewußt, daß Natascha ein Muster von einer Gattin und Mutter werden würde.

„Sie geht nur zu weit in ihrer Liebe zu ihrem Manne und zu ihren Kindern," sagte die Gräfin. „Das wird ja geradezu töricht."

Natascha befolgte nicht jene goldene Regel, die von klugen Leuten, namentlich von den Franzosen, gepredigt wird und besagt, ein Mädchen, das sich verheiratet, dürfe sich nicht vernachlässigen, dürfe seine Talente nicht brachliegen lassen, müsse sich noch mehr als in seiner Mädchenzeit mit seinem Äußern beschäftigen und müsse den Mann ebenso an sich zu fesseln suchen, wie vor der Ehe. Natascha dagegen hatte sofort alle ihr Reizmittel beiseite geworfen, von denen bei ihr das wirkungsvollste der Gesang war. Und eben deswegen, weil dieser ein so starkes Reizmittel war, hatte sie ihn aufgegeben. Sie verwendete weder

auf ihr äußeres Benehmen Achtsamkeit, noch auf taktvolle Ausdrucksweise beim Reden, noch darauf, sich ihrem Manne in den vorteilhaftesten Stellungen zu zeigen, noch auf ihre Toilette, noch darauf, ihren Mann nicht durch ihre Ansprüche zu beschränken. Sie tat das volle Gegenteil von diesen Regeln. Sie hatte das Gefühl, daß die Reizmittel, zu deren Anwendung sie früher der Instinkt hingeleitet hatte, jetzt nur lächerlich sein würden in den Augen ihres Mannes, dem sie sich vom ersten Augenblicke an völlig hingegeben hatte, d. h. mit ganzer Seele, ohne ihm auch nur in ein Winkelchen derselben den Einblick zu versagen. Sie hatte das Gefühl, daß ihre Verbindung mit ihrem Manne nicht durch jene poetischen Empfindungen unverbrüchlich bewahrt werde, die ihn zu ihr hingezogen hatten, sondern durch etwas anderes, das sich nicht recht definieren ließ, aber fest war wie die Verbindung ihrer eigenen Seele mit dem Körper.

Sich Locken zu brennen, eine moderne robe ronde anzuziehen und Liebeslieder zu singen, um ihren Mann zu sich heranzuziehen, das wäre ihr ebenso seltsam vorgekommen, wie wenn sie sich hätte schmücken wollen, um ihr eigenes Wohlgefallen zu erregen. Sich zu schmücken, um anderen zu gefallen, das hätte ihr vielleicht wirklich Freude gemacht (sie wußte es nicht); aber sie hatte schlechterdings keine Zeit dazu. Und der Hauptgrund, weshalb sie sich weder mit dem Gesange, noch mit ihrer Toilette, noch mit dem sorgsamen Abwägen ihrer Worte beschäftigte, lag eben darin, daß sie absolut keine Zeit hatte, sich damit zu beschäftigen.

Bekanntlich besitzt der Mensch die Fähigkeit, sich ganz in einen Gegenstand zu versenken, mag dieser auch noch so unbedeutend erscheinen, und es gibt bekanntlich keinen so unbedeutenden Gegenstand, der, wenn man ihm seine gesamte Aufmerksamkeit zuwendet, nicht ins Grenzenlose wüchse.

Der Gegenstand, in den sich Natascha vollständig versenkte, war die Familie, d. h. ihr Mann, den sie so festhalten mußte, daß er ungeteilt ihr und dem Hause gehörte, sowie ihre Kinder, die sie tragen, gebären, nähren und erziehen mußte.

Und je mehr sie, nicht mit dem Verstande, sondern mit ihrer ganzen Seele und ihrem ganzen Wesen, in den Gegenstand eindrang, der sie beschäftigte, um so mehr wuchs dieser Gegenstand unter ihrer Aufmerksamkeit und um so geringer und schwächer erschienen ihr ihre Kräfte, so daß sie sie alle auf ein und dieselbe Aufgabe konzentrierte und es ihr trotzdem nicht gelang, alles das auszuführen, was ihr notwendig schien.

Dispute und Debatten über die Rechte der Frauen, über das Verhältnis der Ehegatten, über die Freiheit und Rechte derselben, gab es damals gerade ebenso wie heutzutage, wenn man diese Dinge auch noch nicht, wie jetzt, „Fragen" nannte; aber für diese Fragen interessierte sich Natascha nicht, ja, sie verstand nicht das geringste von ihnen.

Diese Fragen existierten damals, wie es auch jetzt der Fall ist, nur für diejenigen Leute, die in der Ehe lediglich ein Vergnügen sehen, das die Ehegatten einander bereiten, d. h. nur den Ausgangspunkt der Ehe, aber nicht ihre ganze Bedeutung, die in der Familie besteht.

Diese Erörterungen und die heutigen „Fragen" haben eine gewisse Ähnlichkeit mit der Frage, wie man vom Mittagessen einen möglichst großen Genuß haben kann: für Menschen, denen der Zweck des Mittagessens die Ernährung und der Zweck der Ehe die Familie ist, existierten sie damals nicht und existieren sie jetzt nicht.

Wenn der Zweck des Mittagessens die Ernährung des Körpers ist, so wird derjenige, der zwei Mittagessen mit einem Male verzehrt, vielleicht ein größeres Vergnügen erzielen, aber den

Zweck nicht erreichen, da der Magen die beiden Mittagessen nicht zu verdauen vermag.

Wenn der Zweck der Ehe die Familie ist, so wird derjenige, der viele Frauen und Männer zu haben begehrt, vielleicht viel Vergnügen erlangen, in keinem Fall aber wird er eine Familie haben.

Ist der Zweck des Mittagessens die Ernährung und der Zweck der Ehe die Familie, so gibt es nur eine Lösung der ganzen Frage, nämlich diese: man darf nicht mehr essen, als der Magen verdauen kann, und man darf nicht mehr Frauen und Männer haben, als für die Familie erforderlich sind, d. h. eine Frau und einen Mann. Natascha hatte das dringende Verlangen nach einem Manne gehabt. Ein solcher war ihr zuteil geworden. Und durch den Mann erlangte sie eine Familie. Und sich einen andern, besseren Mann zu wünschen, dazu sah sie gar keine Veranlassung; sondern da alle Kraft ihrer Seele darauf gerichtet war, diesem Mann und dieser Familie zu dienen, so konnte sie sich nicht vorstellen, was sein würde, wenn es anders wäre, und sah auch gar nicht, was für ein Interesse sie hätte, sich dergleichen vorzustellen.

Natascha liebte im allgemeinen den gesellschaftlichen Verkehr nicht; aber um so mehr Wert legte sie auf den Verkehr mit ihren Angehörigen: der Gräfin Marja, ihrem Bruder, ihrer Mutter und Sonja. Sehr gern verkehrte sie mit den Menschen, zu denen sie ungekämmt, im Negligé, mit ihren großen Schritten aus dem Kinderzimmer hingelaufen kommen konnte, um ihnen mit hocherfreutem Gesicht eine Windel mit einem gelben Fleck statt eines grünen zu zeigen und die tröstliche Versicherung zu hören, daß es jetzt mit dem Kinde weit besser gehe.

Natascha gab auf ihr Verhalten so wenig acht, daß ihre Kleidung, ihre Haartracht, ihre unbedacht hingesprochenen Worte und ihre Eifersucht (sie war eifersüchtig auf Sonja, auf die

Gouvernante, auf jedes schöne und unschöne weibliche Wesen) ein gewöhnlicher Stoff zu Scherzen für alle ihre Angehörigen waren. Die allgemeine Anschauung war die, daß Pierre unter dem Pantoffel seiner Frau stehe, und dies war auch tatsächlich der Fall. Gleich in den ersten Tagen ihrer Ehe hatte Natascha ihre Forderungen formuliert. Pierre war sehr erstaunt gewesen über diese ihm ganz neue Auffassung seiner Frau, daß jede Minute seines Lebens ihr und der Familie gehöre. Pierre war erstaunt gewesen über diese Forderung, hatte sich aber dadurch geschmeichelt gefühlt und sich ihr gefügt.

Pierres Unterwürfigkeit bestand darin, daß er nicht wagte, einer andern Frau den Hof zu machen oder auch nur lächelnd mit ihr zu reden, nicht wagte, ohne besondern Anlaß, nur um die Zeit auszufüllen, zum Diner nach den Klubs zu fahren, nicht wagte, für Launen Geld auszugeben, nicht wagte, für längere Zeit zu verreisen, außer in geschäftlichen Angelegenheiten, zu denen seine Frau auch seine Beschäftigung mit den Wissenschaften rechnete, von denen sie nichts verstand, denen sie aber einen hohen Wert beimaß. Zum Entgelt dafür hatte Pierre das Recht, bei sich zu Hause nicht nur über sich selbst, sondern auch über die ganze Familie nach seinem Belieben zu verfügen. Natascha hatte sich im Hause ihrem Manne gegenüber die Stellung einer Sklavin angewiesen; und das ganze Haus ging auf den Fußspitzen, wenn Pierre arbeitete, d. h. in seinem Zimmer las oder schrieb. Pierre brauchte nur eine Vorliebe für irgend etwas zum Ausdruck zu bringen, und das, was er gern hatte, wurde dauernd beobachtet. Er brauchte nur einen Wunsch merken zu lassen, und Natascha sprang auf und lief weg, um ihn zu erfüllen.

Das ganze Haus wurde nur von den angeblichen Befehlen des Mannes regiert, d. h. von Pierres Wünschen, welche Na-

tascha zu erraten suchte. Die Lebensweise, der Wohnort, die Bekanntschaften, die gesellschaftlichen Beziehungen, Nataschas Beschäftigungen, die Erziehung der Kinder, das alles richtete sich nicht nur nach Pierres ausgesprochenem Willen, sondern Natascha bemühte sich auch das zu erraten, was die Konsequenz der Gedanken sein konnte, die Pierre gesprächsweise geäußert hatte. Und sie traf mit großer Sicherheit das, worin der eigentliche Kern von Pierres Wünschen bestand, und hatte sie es einmal erraten, so hielt sie an dem einmal gewählten standhaft fest. Wenn dann Pierre selbst einmal seinem Wunsche untreu werden wollte, so bekämpfte sie ihren Mann mit seinen eigenen Waffen.

Ein Beispiel: in einer schweren Zeit, die in Pierres Gedächtnis für immer als denkwürdig haftete, nämlich nach der Geburt des ersten, schwächlichen Kindes, als sie nacheinander drei Ammen hatten nehmen müssen und Natascha vor Verzweiflung krank geworden war, da hatte ihr Pierre einmal von einem ihm völlig einleuchtenden Gedanken Rousseaus über die Widernatürlichkeit und Schädlichkeit der Ammen Mitteilung gemacht. Beim folgenden Kinde setzte nun Natascha trotz des Widerspruches ihrer Mutter, der Ärzte und ihres Mannes selbst, welche ihr das Selbstnähren als ein damals unerhörtes und für schädlich angesehenes Verfahren verwehren wollten, ihren Willen durch und nährte seitdem alle ihre Kinder selbst.

Recht häufig kam es in Augenblicken der Erregung vor, daß Mann und Frau sich stritten; aber wenn der Streit vorbei war, dann begegnete Pierre noch lange nachher zu seinem freudigen Erstaunen nicht nur in den Worten seiner Frau, sondern auch in ihren Handlungen eben jenem Gedanken, gegen den sie angekämpft hatte. Und er begegnete nicht nur diesem Gedanken wieder, sondern fand ihn auch gereinigt von all den überflüssigen

Zutaten, mit denen er selbst ihn entstellt hatte, als er ihn in der Hitze des Streites aussprach.

Jetzt nach sieben Jahren des Ehelebens hatte Pierre das frohe, festbegründete Bewußtsein, daß er kein schlechter Mensch war, und er hegte diese Überzeugung deswegen, weil er sich selbst in seiner Frau widergespiegelt sah. In seinem eigenen Innern war nach seiner Empfindung alles Gute und Schlechte miteinander vermischt und verdunkelte sich gegenseitig. Aber in seiner Frau spiegelte sich nur das wider, was wahrhaft gut war; alles nicht völlig Gute kam in Wegfall. Und diese Widerspiegelung vollzog sich nicht mittels des logischen Denkens, sondern auf einem andern, geheimnisvollen, direkten Wege.

XI

Vor zwei Monaten hatte Pierre, der damals schon bei Rostows zu Besuch war, einen Brief vom Fürsten Fjodor erhalten, worin dieser ihn bat, nach Petersburg zu kommen zum Zwecke der Beratung wichtiger Fragen, welche die Mitglieder eines Vereins in Petersburg beschäftigten, bei dessen Gründung Pierre in hervorragender Weise mitgewirkt hatte.

Als Natascha diesen Brief gelesen hatte, wie sie denn alle Briefe ihres Mannes las, redete sie ihm selbst zu, nach Petersburg zu fahren, so schwer es ihr auch fallen mußte, von ihm getrennt zu sein. Allem, was mit der geistigen, abstrakten Tätigkeit ihres Mannes zusammenhing, legte sie, ohne ein Verständnis dafür zu besitzen, eine gewaltige Wichtigkeit bei und befürchtete beständig, ihrem Manne bei dieser Tätigkeit ein Hemmschuh zu sein. Auf Pierres schüchternen, fragenden Blick nach dem Durchlesen dieses Briefes antwortete sie mit der Bitte, er möchte doch hinfahren und ihr nur sicher die Zeit seiner Rückkehr an=

geben. Und so wurde ihm denn auf vier Wochen Urlaub erteilt.

Von der Zeit an, wo Pierres Urlaub abgelaufen war (es war jetzt zwei Wochen her), befand sich Natascha in steter Angst, Bekümmernis und Aufregung.

Denisow, der aus Unzufriedenheit mit den derzeitigen Zuständen als General den Abschied genommen hatte, war in diesen letzten zwei Wochen zu Besuch gekommen und betrachtete Natascha mit Staunen und Betrübnis, wie man das unähnliche Porträt eines einstmals geliebten Menschen betrachtet. Eine niedergeschlagene, müde Miene, schiefe, unpassende Antworten, Gespräche über die Kinderstube, das war alles, was er von der ehemaligen Zauberin sah und hörte.

Natascha war diese ganze Zeit über traurig und reizbar, namentlich wenn ihre Mutter, ihr Bruder, Sonja oder Gräfin Marja, um sie zu trösten, sich bemühten, Pierre zu entschuldigen und Gründe für sein langes Ausbleiben zu ersinnen.

„Alle seine hohen Ideen, die zu nichts führen, und alle diese törichten Vereine, das sind lauter Dummheiten, lauter Possen," so sprach Natascha von denselben Dingen, an deren große Wichtigkeit sie doch sonst so fest glaubte.

Und dann ging sie in das Kinderzimmer, um ihr einziges Söhnchen Peter zu nähren. Niemand war imstande ihr soviel Beruhigendes, Vernünftiges zu sagen wie dieses drei Monate alte kleine Wesen, wenn es an ihrer Brust lag und sie die Bewegung seines Mündchens fühlte und das Schnaufen seines Näschens hörte. Dieses kleine Wesen sagte ihr: „Du bist ärgerlich, du bist eifersüchtig, du möchtest dich an ihm rächen, du ängstigst dich; aber ich hier bin ja er selbst. Ich hier bin er selbst . . ." Und darauf war nichts zu erwidern. Das war die Wahrheit, die volle Wahrheit.

Natascha nahm in diesen zwei Wochen der Unruhe so oft ihre Zuflucht zu dem Kleinen, um dort Beruhigung zu finden, und sie machte sich so viel mit ihm zu schaffen, daß sie ihm ein Übermaß von Nahrung gab und er krank wurde. Sie bekam einen großen Schreck über seine Krankheit; gleichzeitig aber war es gerade dies, was sie nötig hatte. Während sie das Kind pflegte, ertrug sie die Unruhe um ihren Mann leichter.

Sie war gerade dabei, den Kleinen zu nähren, als das Geräusch von Pierres Reiseschlitten an der Haustür hörbar wurde und die Kinderfrau, die schon wußte, womit sie ihrer gnädigen Frau eine Freude machen konnte, mit strahlendem Gesichte in die Tür trat.

„Ist er gekommen?“ fragte Natascha schnell im Flüstertone; sie scheute sich, eine Bewegung zu machen, um nicht das Kind, das eingeschlafen war, zu wecken.

„Ja, er ist gekommen, Mütterchen,“ flüsterte die Kinderfrau.

Das Blut stieg Natascha ins Gesicht, und ihre Füße machten unwillkürlich eine Bewegung; aber aufspringen und weglaufen, das durfte sie nicht. Der Kleine öffnete wieder seine Äuglein und sah sie an. „Da bist du ja,“ schien er zu sagen und schmatzte wieder träge mit den Lippen.

Nachdem Natascha ihm sachte die Brust entzogen hatte, schaukelte sie ihn ein wenig hin und her, übergab ihn der Kinderfrau und ging mit schnellen Schritten zur Tür. Aber an der Tür blieb sie noch einmal stehen, als empfände sie Gewissensbisse darüber, in ihrer Freude das Kind zu schnell verlassen zu haben, und sah sich um. Die Kinderfrau hob gerade mit hochgehobenen Ellbogen das Kind über das Bettgeländer.

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur, Mütterchen, seien Sie ganz beruhigt, gehen Sie nur,“ flüsterte die Kinderfrau lächelnd mit

der Vertraulichkeit, die zwischen ihr und ihrer gnädigen Frau herrschte.

Und Natascha lief mit leichten Schritten nach dem Vorzimmer.

Denisow, der gerade, eine kurze Pfeife rauchend, aus Nikolais Zimmer in den Saal kam, erkannte jetzt zum ersten Male Natascha wieder. Ein helles, glänzendes, freudiges Licht schien sich in Strömen von ihrem verklärten Gesichte zu ergießen.

„Er ist gekommen!" rief sie ihm im Vorbeilaufen zu, und Denisow hatte die Empfindung, daß er selbst über Pierres Ankunft entzückt sei, obwohl er ihn nicht besonders leiden konnte.

Als Natascha in das Vorzimmer hineingestürzt kam, erblickte sie eine hohe Gestalt in einem Pelze, die sich den Gurt abband. „Er ist es, er ist es! Wahrhaftig! Da ist er!" sagte sie bei sich, flog auf ihn zu, umarmte ihn und drückte seinen Kopf an ihre Brust. Dann hielt sie ihn von sich ab und blickte ihm in das bereifte, rote, glückliche Gesicht. „Ja, er ist es, glücklich und zufrieden . . ."

Da fielen ihr plötzlich alle die Qualen des Wartens ein, die sie in den letzten zwei Wochen durchgemacht hatte; die auf ihrem Gesichte strahlende Freude verschwand; sie runzelte die Stirn, und ein Strom von Vorwürfen und bösen Worten ergoß sich über Pierre.

„Ja, dir geht es wohl, du bist höchst vergnügt, du hast dich amüsiert . . . Aber wie ist es mir gegangen? Wenn du doch wenigstens mit den Kindern Mitleid hättest; ich nähre, und da ist mir vor Aufregung die Milch verdorben. Peter war todkrank. Aber du bist höchst vergnügt. Ja, du bist vergnügt . . ."

Pierre wußte, daß er sich nichts vorzuwerfen hatte, da es ihm nicht möglich gewesen war, früher zu kommen; er wußte, daß dieser Zornesausbruch von ihrer Seite ungehörig war, und wußte, daß er in zwei Minuten vorüber sein werde; und was die Hauptsache war, er wußte, daß er selbst froh und vergnügt

war. Er hätte lächeln mögen, wagte aber gar nicht daran zu denken. Er machte ein klägliches, erschrockenes Gesicht und krümmte sich zusammen.

„Ich konnte nicht eher. Wirklich nicht. Aber wie geht es Peter?"

„Jetzt ist es ja leidlich, komm nur. Daß du so gar kein Gewissen hast! Wenn du hättest sehen können, wie es mir ging, als du fort warst, was ich für Pein ausgestanden habe ..."

„Du bist doch gesund?"

„Komm, komm," sagte sie, ohne seine Hand loszulassen. Und sie gingen in ihre Zimmer.

Als Nikolai und seine Frau kamen, um Pierre aufzusuchen, war er im Kinderzimmer, hielt den Säugling, der aufgewacht war, auf seiner gewaltig großen rechten Hohlhand und tätschelte ihn. Auf dem breiten Gesichte des Kindes mit dem offenstehenden, zahnlosen Mündchen lag ein fröhliches Lächeln. Der Sturm hatte sich schon längst gelegt, und heller, heiterer Sonnenschein glänzte auf dem Gesichte Nataschas, die mit inniger Rührung ihren Mann und ihr Söhnchen betrachtete.

„Und hast du mit dem Fürsten Fjodor alles zu deiner Zufriedenheit besprochen?" fragte Natascha.

„Ja, ganz nach Wunsch."

„Sieh nur, wie er ihn schon gerade hält" (Natascha meinte den Kopf des Kindes). „Aber einen schönen Schreck hat er mir mit seiner Krankheit eingejagt ... Und hast du die Fürstin gesehen? Ist es wahr, daß sie eine Liebschaft mit diesem (du weißt schon) hat?"

„Ja, kannst du dir das vorstellen ..."

In diesem Augenblicke traten Nikolai und Gräfin Marja ins Zimmer. Ohne seinen Sohn aus den Händen zu lassen, beugte Pierre sich nieder, um beide zu küssen, und antwortete auf ihre Fragen. Aber obwohl im Gespräche viele interessante Mit-

teilungen von der einen und von der andern Seite zu machen waren, war es doch zweifellos, daß das Kind in dem Mützchen, mit dem wackelnden Köpfchen, Pierres ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Wie allerliebst!“ sagte Gräfin Marja, indem sie das Kind betrachtete und mit ihm spielte. „Siehst du, das verstehe ich nicht, Nikolai,“ wandte sie sich an ihren Mann, „daß du für das Entzückende dieser allerliebsten kleinen Wesen so gar kein Verständnis hast.“

„Ich verstehe es einmal nicht, ich bringe es nicht fertig,“ erwiderte Nikolai und sah das Kind mit einem kalten Blicke an. „Ein Stück Fleisch, weiter nichts. Komm, Pierre.“

„Die Hauptsache bleibt doch, daß er ein so überaus zärtlicher Vater ist,“ sagte Gräfin Marja, um ihren Mann zu entschuldigen, „aber erst, wenn sie schon so ungefähr ein Jahr alt sind . . .“

„Nein, Pierre gibt eine vorzügliche Kinderfrau ab,“ sagte Natascha. „Er sagt, seine Hand wäre geradezu für das Gesäß eines kleinen Kindes geschaffen. Seht sie nur einmal an.“

„Na, nur nicht allein dazu,“ sagte Pierre lachend, faßte das Kind anders und übergab es der Kinderfrau.

XII

Wie in jeder richtigen Familie, so lebten auch im Gutshause von Lysyja-Gory mehrere völlig verschiedene Elemente zusammen, die, indem ein jedes, ohne seine Besonderheit aufzugeben, den andern mancherlei Konzessionen machte, zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Jedes Ereignis, das sich im Hause zutrug, war in Freude oder Leid für alle diese Elemente in gleicher Weise wichtig; aber jedes Element hatte seine

völlig eigenen, von den anderen unabhängigen Gründe, über irgendein Ereignis froh oder betrübt zu sein.

So war auch Pierres Ankunft ein frohes, wichtiges Ereignis und übte in diesem Sinne auf alle seine Wirkung aus.

Die Dienstboten, die die zuverlässigsten Richter der Herrschaft sind, weil sie nicht nach Reden und Gefühlsäußerungen, sondern nach den Handlungen und der gesamten Lebensweise urteilen, freuten sich über Pierres Ankunft, weil sie wußten, daß während seiner Anwesenheit Graf Rostow nicht mehr täglich durch die Wirtschaft gehen und heiterer und gutmütiger sein werde, und dann auch deshalb, weil jeder von ihnen reiche Geschenke zum Festtage erwarten durfte.

Die Kinder und Gouvernanten freuten sich über Besuchows Ankunft, weil niemand sie so zu dem gemeinsamen geselligen Leben mit heranzog wie Pierre. Er allein konnte auf dem Klavier jene berühmte Ekossaise spielen (übrigens sein einziges Stück), nach der man, wie er versicherte, alle möglichen Tänze tanzen konnte; und dann hatte er gewiß auch Geschenke für alle mitgebracht.

Nikolenka, jetzt ein fünfzehnjähriger, magerer, kränklicher, kluger Knabe mit blondem, lockigem Haar und schönen Augen, freute sich, weil Onkel Pierre, wie er ihn nannte, der Gegenstand seiner Bewunderung und leidenschaftlichen Liebe war. Niemand hatte dem Knaben eine besondere Liebe zu Pierre einzuprägen gesucht, und er hatte ihn nur selten gesehen. Seine Erzieherin, Gräfin Marja, wandte alle Mittel, die in ihrer Macht standen, an, um Nikolenka dahin zu bringen, daß er ihren Mann ebenso liebhaben möchte, wie sie ihn liebte; und Nikolenka hatte seinen Onkel ja auch wirklich lieb, aber doch mit einer ganz leisen Nuance von Geringschätzung. Pierre dagegen vergötterte er. Er wollte nicht Husar werden und das Georgskreuz bekommen wie Onkel Nikolai; er wollte gelehrt, klug und gut werden wie

Pierre. Sobald Pierre zugegen war, lag auf dem Gesichte des Knaben immer ein freudiger Glanz, und er errötete und konnte kaum atmen, wenn Pierre ihn anredete. Er ließ sich kein Wort von dem, was Pierre sagte, entgehen und rief sich dann nachher mit Dessalles oder auch für sich allein jedes Wort Pierres ins Gedächtnis zurück und suchte sich über den Sinn desselben klar zu werden. Pierres früheres Leben, sein Unglück vor dem Jahre 1812 (wovon er sich aus einzelnen Äußerungen, die er gehört hatte, eine unklare, poetische Vorstellung zurechtgemacht hatte), seine Abenteuer in Moskau, seine Gefangenschaft, Platon Karatajew (über den er von Pierre manches gehört hatte), seine Liebe zu Natascha (zu der der Knabe gleichfalls eine ganz besondere Liebe hegte) und vor allen Dingen seine Freundschaft mit seinem Vater, auf den Nikolenka sich nicht mehr besinnen konnte, alles dies machte Pierre für ihn zu einem Helden und zu einem Gegenstand heiliger Scheu.

Aus abgerissenen Reden über seinen Vater und Natascha, aus der besonderen Erregung, mit welcher Pierre über den Verstorbenen sprach, aus der vorsichtigen, ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit, mit der Natascha seiner Erwähnung tat, hatte sich der Knabe, der soeben anfing etwas von Liebe zu ahnen, eine Vorstellung zurechtgemacht, daß sein Vater Natascha geliebt und, als er starb, seinem Freunde vermacht habe. Dieser Vater aber, für den der Knabe keine Erinnerung mehr hatte, erschien ihm wie eine Gottheit, von der er sich kein Bild machen dürfe und an die er nur mit stockendem Herzschlage und mit Tränen der Trauer und des Entzückens dachte. Und auch er war glücklich über Pierres Ankunft.

Die Gäste freuten sich, daß Pierre wieder da war, weil er jede Gesellschaft zu beleben und in ihr das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erwecken verstand.

Die erwachsenen Hausgenossen, von seiner Frau ganz zu geschweigen, waren froh über die Heimkehr des Freundes, bei dessen Anwesenheit man leichter und behaglicher lebte.

Die alten Damen freuten sich sowohl über die Geschenke, die er mitbringen werde, als auch ganz besonders darüber, daß Natascha nun wieder werde frischer und lebendiger sein.

Pierre kannte diese verschiedenen Gesichtspunkte recht wohl, von denen aus die verschiedenen Elemente ihn betrachteten, und beeilte sich, einem jeden zukommen zu lassen, was derselbe erwartete.

Pierre, der zerstreuteste, vergeßlichste Mensch auf der Welt, hatte diesmal nach einem von seiner Frau zusammengestellten Verzeichnisse alles gekauft und nichts vergessen, weder die Aufträge ihrer Mutter und ihres Bruders, noch die Geschenke zum Feiertage, noch das Kleid für Fräulein Bjelowa, noch das Spielzeug für die Neffen und Nichten. In der ersten Zeit seiner Ehe war ihm diese Forderung seiner Frau, das, was er einzukaufen übernommen hatte, auch wirklich alles zu besorgen, ohne etwas zu vergessen, recht sonderbar vorgekommen, und ihr ernstlicher Verdruß, als er bei seiner ersten Reise alles vergessen hatte, hatte ihn höchlichst überrascht. Aber in der Folge hatte er sich daran gewöhnt. Da er wußte, daß Natascha ihm für ihre eigene Person keine Aufträge gab und für andere nur dann, wenn er sich selbst dazu anbot, so fand er jetzt zu seiner eigenen Überraschung ein kindliches Vergnügen an diesen Einkäufen von Geschenken für das ganze Haus und vergaß dabei nie jemanden. Wenn er sich Vorwürfe von Natascha zuzog, so war es nur dafür, daß er Überflüssiges gekauft und zu hohe Preise bezahlt hatte. Die Mehrzahl der Hausgenossen war der Ansicht, daß zu allen bisherigen Fehlern Pierres, wie Unordnung und Nachlässigkeit (Pierre selbst hielt dies freilich für Vorzüge), Natascha noch den Geiz hinzuzugesellen suche.

Von dem Tage an, wo Pierre angefangen hatte, einen großen Haushalt zu führen und eine Familie zu unterhalten, die große Ausgaben erforderte, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß er nur halb soviel verbrauchte wie früher und daß seine finanziellen Verhältnisse, die in der letzten Zeit, namentlich durch die Schulden seiner ersten Frau, stark zerrüttet gewesen waren, sich wieder zu bessern anfingen.

Das Leben kam ihm jetzt billiger zu stehen, weil es an eine bestimmte Ordnung gebunden war: den teuren Luxus, der darin bestand, so zu leben, daß man seine Lebensweise jeden Augenblick ändern konnte, erlaubte sich Pierre nicht mehr, und er hatte auch nicht die geringste Sehnsucht danach. Er fühlte, daß seine Lebensweise jetzt ein für allemal bis zu seinem Tode fest geregelt sei, und daß es gar nicht in seiner Macht stehe, sie zu ändern, und daß deshalb diese Lebensweise billiger sei.

Pierre packte mit vergnügtem, lachendem Gesichte seine Einkäufe aus.

„Was sagst du hierzu?" sagte er, während er, wie ein Kommis, ein Stück Zeug auseinanderschlug.

Nataschа saß ihm gegenüber; sie hatte ihr ältestes Töchterchen auf dem Schoße und ließ ihre glänzenden Augen schnell zwischen ihrem Manne und dem, was er vorzeigte, hin und her gehen.

„Das ist für Fräulein Bjelowa? Wunderschön." (Sie befühlte die Qualität). „Das kostet wohl einen Rubel die Elle?"

Pierre nannte den Preis.

„Das ist teuer," sagte Natascha. „Wie sich die Kinder freuen werden, und Mama! Aber für mich hättest du das nicht kaufen sollen," fügte sie hinzu, vermochte aber doch nicht ein Lächeln zu unterdrücken, als sie den goldenen, mit Perlen besetzten Kamm betrachtete, wie sie damals gerade Mode wurden.

„Adele wollte mir abreden: ‚Sie kaufen und kaufen!‘ sagte sie,“ berichtete Pierre.

„Wann werde ich denn den tragen?“ Natascha steckte ihn sich ins Haar. „Wenn wir unsere kleine Marja in Gesellschaft führen werden; vielleicht trägt man dann wieder solche. Nun, dann komm.“

Sie faßten ihre Geschenke zusammen und gingen zuerst in das Kinderzimmer, dann zu der alten Gräfin.

Die Gräfin saß wie gewöhnlich mit Fräulein Bjelowa bei einer grande patience, als Pierre und Natascha mit ihren Paketen unter dem Arm in den Salon traten.

Die Gräfin war schon über sechzig Jahre alt. Sie hatte ganz graues Haar und trug eine Haube, die ihr ganzes Gesicht mit einer Rüsche umrahmte. Ihr Gesicht war runzelig, die Oberlippe eingeschrumpft, die Augen blickten trübe.

Nachdem ihr Sohn und ihr Mann so schnell hintereinander gestorben waren, hatte sie die Empfindung, sie sei ein Wesen, das nur so zufällig auf der Welt vergessen sei und keinen Sinn und Zweck mehr habe. Sie aß und trank, schlief und wachte; aber sie lebte eigentlich nicht. Das Leben machte ihr keinen Eindruck. Sie verlangte vom Leben nichts als Ruhe, und diese Ruhe konnte sie nur im Tode finden. Aber bis der Tod kam, mußte sie leben, d. h. ihre Lebenskräfte gebrauchen. Es trat bei ihr im höchsten Grade eine Eigenheit hervor, die man bei sehr kleinen Kindern und sehr alten Leuten wahrnehmen kann. Es war in ihrem Leben kein äußerer Zweck zu sehen; sichtbar war bei ihr nur das Bedürfnis, ihre mancherlei Neigungen und Fähigkeiten zu üben. Sie mußte essen, schlafen, denken, reden, weinen, arbeiten, sich ärgern usw., lediglich weil sie einen Magen, ein Gehirn, Muskeln, Nerven und eine Leber hatte. Alles dies tat sie, ohne durch eine äußere Einwirkung dazu veranlaßt zu

sein, nicht so, wie das Menschen tun, die in voller Lebenskraft stehen, wo man über dem Zwecke, den sie selbst verfolgen, den andern Zweck, der in dem Gebrauche der vorhandenen Kräfte besteht, nicht wahrnimmt. Sie redete nur, weil es ihr ein physisches Bedürfnis war, mit der Lunge und der Zunge zu arbeiten. Sie weinte, wie ein Kind, weil es ihr ein Bedürfnis war, die Flüssigkeit aus den Augen und der Nase loszuwerden, usw. Wo Leute, die in voller Lebenskraft stehen, einen Zweck haben, da benutzte sie offenbar nur eine Gelegenheit.

So zeigte sich bei ihr morgens, namentlich wenn sie am vorhergehenden Abend etwas Fettes gegessen hatte, das Bedürfnis sich zu ärgern, und dann wählte sie sich dazu als die nächste Gelegenheit Fräulein Bjelowas Taubheit.

Sie sagte zu ihr irgend etwas leise vom andern Ende des Zimmers her.

„Heute scheint es etwas wärmer zu sein, meine Liebe," sagte sie flüsternd.

Und wenn dann Fräulein Bjelowa antwortete: „Gewiß, sie sind angekommen," so brummte sie ärgerlich vor sich hin: „Mein Gott, wie taub und dumm!"

Eine andre Gelegenheit bot sich durch ihren Schnupftabak, der ihr bald zu trocken, bald zu feucht, bald schlecht gerieben vorkam. Nach diesen Gemütserregungen ergoß sich ihr die Galle ins Gesicht, und ihre Stubenmädchen wußten schon an sicheren Vorzeichen voraus, wann Fräulein Bjelowa wieder taub und der Tabak wieder zu feucht und das Gesicht der alten Gräfin wieder gelb sein werde. Ebenso wie es ihr ab und zu Bedürfnis war, ihre Galle ein wenig arbeiten zu lassen, so mußte sie auch von Zeit zu Zeit die ihr noch verbliebenen Fähigkeiten in Tätigkeit setzen, z. B. die Denkfähigkeit, und dazu bot die Patience eine geeignete Gelegenheit. Wenn sie das Bedürfnis hatte zu

weinen, so war der verstorbene Graf ein passender Gegenstand. Wenn sie das Bedürfnis hatte sich zu beunruhigen, so fand sie dazu Gelegenheit bei Nikolai und seiner Gesundheit. Verlangte es sie, spitze, giftige Reden zu führen, so war dazu Gräfin Marja ein stets bereiter Anlaß. Verspürte sie das Bedürfnis, ihr Sprechorgan zu üben (dies war meist gegen sieben Uhr abends der Fall, nachdem sie zum Zwecke der Verdauung sich in der dunklen Stube eine Weile ausgeruht hatte), so zog sie die Gelegenheit an den Haaren herbei, immer dieselben Geschichten denselben Zuhörern zu erzählen.

Über diesen Zustand der alten Dame waren alle Hausgenossen sich klar, wiewohl nie jemand darüber sprach und alle sich aufs eifrigste bemühten, diese ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Nur selten fand dieses gemeinsame Verständnis für den Zustand der alten Gräfin seinen Ausdruck in einem traurigen, leise lächelnden Blicke, den Nikolai, Pierre, Natascha und Gräfin Marja miteinander wechselten.

Aber diese Blicke sagten außerdem noch etwas anderes. Sie sagten, daß die alte Gräfin ihre Lebensarbeit bereits beendet habe, daß das, was man jetzt von ihr sehe, nur eine Ruine sei daß auch sie selbst alle einmal so sein würden, und daß sie sich ihr gern fügten, sich gern überwänden, um diesem teuren Wesen gefällig zu sein, das einstmals ebenso lebensvoll gewesen sei wie sie selbst, und jetzt ein so klägliches Schauspiel biete. „Memento mori,“ sagten diese Blicke.

Unter allen Hausbewohnern waren es nur ganz schlechte und dumme Menschen und die kleinen Kinder, die das nicht verstanden und sich von der alten Gräfin fernhielten.

XIII

Als Pierre und seine Frau in den Salon kamen, befand sich die Gräfin in jenem gewohnheitsmäßigen Zustande, in welchem es ihr ein Bedürfnis war, sich mit geistiger Arbeit, d. h. mit der grande patience, zu beschäftigen. Sie sagte zwar gewohnheitsmäßig die Worte, die sie immer sagte, wenn Pierre oder ihr Sohn zurückkamen: „Endlich, endlich, mein Lieber; wir haben dich ungeduldig erwartet. Nun, Gott sei Dank, daß du wieder da bist!" und auch als ihr die Geschenke überreicht wurden, gebrauchte sie andere, ebenso gewohnheitsmäßige Redewendungen: „Noch mehr als über das Geschenk freue ich mich über die Gesinnung des Gebers. Ich danke dir, daß du mich alte Frau so bedacht hast"; aber trotzdem war es augenscheinlich, daß Pierres Kommen ihr in diesem Augenblicke unangenehm war, weil es ihre Aufmerksamkeit von der noch nicht fertig gelegten grande patience ablenkte. Sie beendete die Patience und machte sich dann erst an die Geschenke. Diese Geschenke bestanden aus einem schön gearbeiteten Futteral für Spielkarten, aus einer hellblauen, mit einem Deckel versehenen Sevrestasse, auf welcher Hirtinnen dargestellt waren, und aus einer goldenen Tabaksdose mit einem Porträt des Grafen, welches Pierre in Petersburg von einem Miniaturmaler hatte malen lassen. (Dies hatte sich die Gräfin schon lange gewünscht.) Sie hatte jetzt keine Lust zu weinen, und daher sah sie das Porträt gleichgültig an und beschäftigte sich mehr mit dem Futteral.

„Ich danke dir, mein Lieber; du hast mir eine große Freude gemacht," sagte sie, wie sie immer sagte. „Aber das Beste ist doch, daß du dich selbst wieder mitgebracht hast. Es war hier auch schon eine ganz tolle Wirtschaft; schilt nur deine Frau

ordentlich aus. Was das nur vorstellen sollte? Wie eine Irrsinnige hat sie sich benommen, während du weg warst. Sie sah nichts und hörte nichts," sagte sie, auch dies waren gewohnheitsmäßige Wendungen. „Sieh nur, Anna Timofjejewna, was für ein schönes Futteral uns mein Schwiegersohn mitgebracht hat."

Fräulein Bjelowa rühmte die Geschenke und zeigte sich entzückt von dem Kleiderstoffe.

Pierre, Natascha, Nikolai, Gräfin Marja und Denissow hatten allerdings den Wunsch, vieles miteinander zu besprechen, was sie in Gegenwart der Gräfin nicht wohl besprechen konnten, nicht weil sie ihr etwas hätten verheimlichen wollen, sondern weil sie mit ihren Kenntnissen auf vielen Gebieten so zurückgeblieben war, daß, wenn man anfing in ihrer Gegenwart über irgend etwas zu reden, man ihre störend eingeschobenen Fragen beantworten und ihr von neuem auseinandersetzen mußte, was ihr schon ein paarmal auseinandergesetzt worden war: daß der und der gestorben sei, der und der sich verheiratet habe, was ihr immer wieder entfiel. Aber trotz dieses Wunsches saßen sie wie gewöhnlich im Salon beim Tee um den Samowar herum, und Pierre antwortete auf die Fragen der Gräfin, die für sie selbst keinen Zweck hatten und auch sonst niemand interessierten: daß Fürst Wasili recht gealtert aussehe und Gräfin Marja Alexejewna ihm Grüße und Empfehlungen aufgetragen habe usw.

Ein derartiges Gespräch, das für niemand Interesse hatte, aber sich doch nicht vermeiden ließ, wurde während der ganzen Zeit des Teetrinkens geführt. Um den runden Tisch mit dem Samowar, bei welchem Sonja saß, hatten sich alle erwachsenen Mitglieder der Familie versammelt. Die Kinder, ihre Erzieher und Gouvernanten waren schon mit dem Teetrinken fertig,

und ihre Stimmen klangen aus dem anstoßenden Zimmer herüber. Beim Tee saßen alle auf ihren gewohnten Plätzen: Nikolai hatte sich beim Ofen an einem kleinen Tischchen niedergelassen, wohin ihm sein Tee gebracht wurde. Die alte Jagdhündin Milka, eine Tochter der ersten Milka, mit vollständig ergrautem Gesichte, aus dem die großen, schwarzen Augen noch schärfer hervortraten, lag auf einem Stuhle neben ihm. Denisow, dessen krauses Kopfhaar, Schnurrbart und Backenbart schon zur Hälfte grau geworden waren, saß in seinem aufgeknöpften Generalsrock neben Gräfin Marja. Pierre saß zwischen seiner Frau und der alten Gräfin. Er erzählte allerlei Dinge, von denen er wußte, daß sie die alte Dame interessieren konnten und ihr verständlich waren. Er sprach von äußerlichen Ereignissen in der Gesellschaft und von Leuten, die ehemals den Kreis der Altersgenossen der alten Gräfin gebildet hatten, Leuten, die ehemals ein wirklicher, lebendiger, besonderer Kreis gewesen waren, die aber jetzt, größtenteils in der Welt zerstreut, ebenso wie die alte Gräfin, ihren Lebensrest mit einer Ährenlese von dem, was sie im Leben gesät hatten, hinbrachten. Aber gerade diese Leute, ihre Altersgenossen, und nur sie, erschienen der alten Gräfin als die wahre und wirkliche Welt. An Pierres Lebhaftigkeit merkte Natascha, daß seine Reise interessant gewesen war und er Lust hatte, viel zu erzählen, aber in Gegenwart der Gräfin nicht zu reden wagte. Denisow, der kein Mitglied der Familie war und darum für Pierres Vorsicht kein Verständnis besaß, außerdem aber, als Mißvergnügter, sich sehr für die Vorgänge in Petersburg interessierte, suchte Pierre fortwährend zu allerlei Mitteilungen zu veranlassen, bald über die Geschichte mit dem Semjonower Regimente, die sich soeben zugetragen hatte, bald über Araktschejew, bald über die Bibelgesellschaft. Manchmal ließ sich Pierre hinreißen und begann

zu erzählen; aber jedesmal lenkten Nikolai und Natascha ihn wieder zurück zu Berichten über das Befinden des Fürsten Iwan und der Gräfin Marja Antonowna.

„Na, wie steht es denn? Dauert denn dieser ganze Unfug mit Goßner und der Frau Tatarinowa immer noch fort?" fragte Denisow.

„Ob er noch fortdauert?" rief Pierre. „Er steht in vollerer Blüte als jemals. Die Bibelgesellschaft hat jetzt die ganze Regierungsgewalt in Händen!"

„Was soll das heißen, lieber Freund?" fragte die Gräfin, die mit ihrem Tee fertig war und nun augenscheinlich einen Anlaß suchte, um sich nach dem Imbiß ein wenig zu ärgern. „Was sagst du da: die Regierungsgewalt? Das verstehe ich nicht."

„Ja, wissen Sie, Mama," mischte sich Nikolai hinein, welcher wußte, wie man so etwas in die Sprache der Mutter übersetzen mußte, „da hat Fürst Alexander Nikolajewitsch Golizyn eine Gesellschaft gegründet und besitzt dadurch einen großen Einfluß, wie man sagt."

„Araktschejew und Golizyn," sagte Pierre unvorsichtig, „die stellen jetzt die ganze Regierung dar. Eine nette Regierung! Überall sieht sie Verschwörungen, vor all und jedem hat sie Furcht."

„Wie? Dem Fürsten Alexander Nikolajewitsch soll etwas vorzuwerfen sein? Das ist ein höchst achtungswerter Mann. Ich bin ihm damals bei Marja Antonowna begegnet," sagte die Gräfin in einem Tone, als ob sie sich beleidigt fühlte; und noch mehr beleidigt dadurch, daß alle schwiegen, fuhr sie fort: „Heutzutage ist es Mode geworden, einen jeden zu kritisieren. Eine christliche Gesellschaft, was ist daran Schlechtes?" Damit stand sie auf (alle andern erhoben sich gleichfalls) und schritt mit strenger Miene in das Sofazimmer zu ihrem Tische.

In das peinliche Schweigen, das hierauf eingetreten war, tönten aus dem Nachbarzimmer das Gelächter und die munteren Reden der Kinder herein. Offenbar befanden sich die Kinder in einer besonderen freudigen Erregung.

„Fertig, fertig!" hörte man aus allen Stimmen heraus das lustige Kreischen der kleinen Natascha.

Pierre wechselte mit Gräfin Marja und Nikolai einen Blick (seine Frau sah er fortwährend an) und lächelte glückselig.

„Das ist eine prächtige Musik!" sagte er.

„Da wird wohl Anna Makarowna mit einem Strumpfe fertig geworden sein," bemerkte Gräfin Marja.

„Ach, da gehe ich hin und sehe zu," rief Pierre, indem er aufsprang. „Weißt du," sagte er, an der Tür stehen bleibend, zu seiner Frau, „warum ich diese Musik so besonders gern habe? Das ist das erste, woraus ich ersehe, daß alles gut steht. Da kam ich also heute an, und je näher ich dem Hause kam, um so größer wurde meine Bangigkeit. Als ich in das Vorzimmer kam, hörte ich, wie der kleine Andrei über irgend etwas aus vollem Halse lachte; na also, da wußte ich, daß alles in Ordnung war ..."

„Ich kenne dieses Gefühl, ich kenne es," bestätigte Nikolai. „Aber ich für meine Person darf nicht hineingehen; denn die Strümpfe werden ja ein Geschenk, mit dem ich überrascht werden soll."

Pierre ging zu den Kindern, und das Lachen und Schreien wurde noch stärker.

„Nun, Anna Makarowna," hörte man Pierre sagen, „stellen Sie sich hier in die Mitte, und dann werde ich kommandieren: eins, zwei, und wenn ich sage: drei ... Du, stell du dich hierher! Warte, du kriegst auf die Hände! Nun, eins, zwei ..." rief Pierre; es war ganz still geworden. „Drei!"

Und ein entzücktes Durcheinanderschreien der Kinderstimmen erhob sich in dem Zimmer. „Zwei, zwei Strümpfe!“ riefen die Kinder.

Die Kinderfrau Anna Makarowna pflegte nach einer ihr bekannten geheimen Methode immer zwei Strümpfe zugleich zu stricken und, wenn sie fertig waren, in Gegenwart der Kinder einen aus dem andern herauszuziehen.

XIV

Bald darauf kamen die Kinder, um Gute Nacht zu sagen. Nachdem die Kinder jedem einen Kuß gegeben, die Erzieher und Gouvernanten sich verbeugt hatten, verließen sie das Zimmer. Nur Dessalles und sein Zögling blieben zurück. Der Erzieher forderte seinen Zögling flüsternd auf, mit nach unten zu kommen.

„Nein, Monsieur Dessalles, ich möchte meine Tante um die Erlaubnis bitten, noch bleiben zu dürfen,“ antwortete Nikolenka Bolkonski, gleichfalls flüsternd.

„Liebe Tante,“ sagte der Knabe, indem er zu Gräfin Marja hintrat, „erlauben Sie mir, noch hierzubleiben.“

Auf seinem Gesichte lag der Ausdruck inständiger Bitte und schwärmerischer Erregung. Gräfin Marja sah ihn an und wandte sich zu Pierre.

„Wenn Sie hier sind, kann er sich immer gar nicht losreißen,“ sagte sie zu ihm.

„Ich werde ihn Ihnen sogleich nach unten bringen, Monsieur Dessalles. Gute Nacht!“ sagte Pierre, reichte dem Schweizer die Hand und wandte sich lächelnd an den Knaben: „Wir beide haben einander noch gar nicht recht gesehen. Marja, wie ähnlich er wird,“ fügte er, zu Gräfin Marja gewendet, hinzu.

„Dem Vater?" fragte der Knabe, der dunkelrot geworden war und Pierre von unten herauf mit begeisterten, glänzenden Augen anblickte.

Pierre nickte ihm zu und fuhr in der Erzählung fort, die die Kinder vorhin unterbrochen hatten. Gräfin Marja arbeitete an einer Kanevasstickerei; Natascha blickte ihren Mann an, ohne ein Auge von ihm abzuwenden. Nikolai und Denisow standen auf, forderten Pfeifen, rauchten, ließen sich Tee von Sonja geben, die demütig und geduldig beim Samowar saß, und fragten Pierre aus. Der lockige, kränkliche Knabe mit seinen glänzenden Augen saß, von niemand beachtet, in einem Winkel; er wandte seinen lockigen Kopf auf dem schlanken Halse, der aus dem zurückgeschlagenen Hemdkragen hervorkam, nach der Seite hin, wo Pierre saß, zuckte mitunter zusammen und flüsterte etwas vor sich hin: offenbar befand er sich in dem Banne einer neuen, starken Empfindung.

Das Gespräch drehte sich um jenen Klatsch über die derzeitigen höchsten Persönlichkeiten der Regierung, in welchem die meisten Menschen das wichtigste Interesse der inneren Politik sehen. Denisow, der wegen des Mißerfolges in seiner dienstlichen Laufahn mit der Regierung unzufrieden war, hörte mit Vergnügen on all den Dummheiten, die seiner Meinung nach jetzt in Petersurg begangen wurden, und machte zu Pierres Mitteilungen in arken, scharfen Ausdrücken seine Bemerkungen.

„Früher mußte man ein Deutscher sein, jetzt muß man mit rau Tatarinowa und mit Frau Krüdener tanzen und Eckartsausen und die Brüderschaft lesen! Oh! Am liebsten würde ich nsern schneidigen Bonaparte wieder loslassen; dann sollten nen wohl all diese Dummheiten vergehen. Na, das ist denn ch unerhört, daß dem Gemeinen Schwarz das Semjonower giment gegeben wird!" rief er.

Nikolai war zwar frei von Denisows Neigung, alles schlecht zu finden, hielt es aber gleichfalls für ein sehr verdienstvolles, wichtiges Werk, die Regierung zu kritisieren, und war der Ansicht, die Ernennung des Herrn A. zum Minister des und des Ressorts und die Entsendung des Herrn B. als Generalgouverneur da und dahin und die und die Äußerung des Kaisers und die und die Erklärung des Ministers, das seien alles sehr wichtige Dinge. Und er hielt es für erforderlich, sein Interesse dafür an den Tag zu legen, und befragte Pierre über all dergleichen. Und infolge der Fragen, die Nikolai und Denisow stellten, kam das Gespräch aus dem Geleise des gewöhnlichen Klatsches über die höchsten Regierungskreise nicht heraus.

Aber Natascha, die alle Gebärden und Gedanken ihres Mannes kannte, sah, daß dieser sich schon längst vergeblich bemühte, das Gespräch in eine andere Bahn zu bringen und die Idee auszusprechen, die ihm ganz besonders am Herzen lag, eben die Idee, um derentwillen er nach Petersburg gefahren war, um dort mit seinem neuen Freunde, dem Fürsten Fjodor, zu konferieren, und so kam sie ihm denn mit der Frage zu Hilfe, was er eigentlich mit dem Fürsten Fjodor zusammen vorhabe.

„Ja, worüber habt ihr denn verhandelt?" fragte Nikolai.

„Immer über denselben Gegenstand," erwiderte Pierre und blickte rings um sich. „Jeder sieht, daß die Dinge einen so schlimmen Gang nehmen, daß man es nicht so weitergehen lassen darf und es die Pflicht jedes ehrenhaften Mannes ist, dem nach Kräften entgegenzuwirken."

„Was können denn die ehrenhaften Männer dabei tun?" erwiderte Nikolai und zog die Stirn ein wenig zusammen. „Was ist dabei zu machen?"

„Die Sache ist die . . ."

„Wir wollen in mein Zimmer gehen," sagte Nikolai.

Natascha, die schon längst erwartet hatte, daß man sie rufen werde, um den Kleinen zu nähren, hörte den Ruf der Kinderfrau und ging ins Kinderzimmer. Gräfin Marja ging mit ihr. Die Männer begaben sich in Nikolai Rostows Zimmer, und Nikolenka Bolkonski ging, ohne daß sein Onkel es bemerkte, auch mit und setzte sich in den Schatten, an den Schreibtisch beim Fenster.

„Na also, was werden Sie denn tun?" fragte Denisow.

„Immer Phantastereien," sagte Nikolai.

„Die Sache ist die," begann Pierre; er setzte sich nicht hin, sondern ging bald im Zimmer auf und ab, bald wieder blieb er stehen; beim Reden lispelte er und gestikulierte lebhaft mit den Armen. „Die Sache ist die. In Petersburg steht es so: der Kaiser kümmert sich um nichts. Er hat sich ganz dem Mystizismus in die Arme geworfen" (Mystizismus verzieh Pierre jetzt niemandem). „Er verlangt nur nach Ruhe, und diese Ruhe können ihm nur diese Männer ohne Treue und Gewissen verschaffen, die skrupellos alles niederschlagen und ersticken: Magnizki, Araktschejew und diese ganze Sorte ... Du wirst zugeben: wenn du selbst dich nicht mit der Wirtschaft abgäbest und nur deine Ruhe haben wolltest, so würdest du deinen Zweck um so schneller erreichen, je strenger dein Vogt wäre," sagte er, sich zu Nikolai wendend.

„Na, wozu sagst du das!" antwortete Nikolai.

„So geht nun alles zugrunde. In den Gerichten blüht das Bestechungsunwesen; beim Heere regiert nur der Stock; immer nur Exerzieren, dazu die Militärkolonien; das Volk wird gequält, die Bildung unterdrückt. Alles, was jung und ehrenhaft ist, richten sie zugrunde. Jedermann sieht, daß es so nicht weitergehen kann. Alles ist zu straff gespannt und muß mit Notwendigkeit reißen," sagte Pierre, wie das, seit es überhaupt Regierungen gibt, die Menschen stets im Hinblick auf die Handlungen irgendwelcher

Regierung sagen. „Ich habe ihnen in Petersburg meine Meinung gesagt ...“

„Wem?“ fragte Denisow.

„Nun, ihr wißt schon, wem,“ antwortete Pierre, indem er den beiden unter der gesenkten Stirn hervor einen bedeutsamen Blick zuwarf. „Dem Fürsten und ihnen allen. Ich habe ihnen gesagt: ‚Zu wetteifern in Wohltätigkeit und in Verbreitung von Bildung, das ist ja alles ganz schön, selbstverständlich. Ein schönes Ziel, zweifellos; aber unter den jetzigen Umständen ist noch anderes vonnöten.‘“

In diesem Augenblicke bemerkte Nikolai die Anwesenheit seines Neffen; sein Gesicht verfinsterte sich, und er ging auf ihn zu.

„Warum bist du hier?“

„Warum sollte er nicht? Laß ihn doch hierbleiben,“ sagte Pierre und hielt seinen Schwager am Arme zurück; dann fuhr er fort: „Ich habe ihnen gesagt: ‚Das genügt nicht; jetzt ist noch anderes vonnöten. Ihr steht da und wartet darauf, daß im nächsten Augenblick die zu straff gespannte Saite springt; alle warten auf die unausbleibliche Revolution. Aber was not tut, ist, daß wir mit möglichst vielen aus dem Volke und in möglichst engem Zusammenschluß einander die Hände reichen, um gegen die allgemeine Katastrophe anzukämpfen. Alle jungen, kräftigen Elemente werden nach jener Seite hinübergezogen und verdorben. Den einen verlocken die Weiber, den andern die Ehrenstellen, den dritten die Eitelkeit und das Geld, und so gehen sie in jenes Lager über. Unabhängige, freie Männer, wie ihr und ich, gibt es gar nicht mehr.‘ Ich habe ihnen gesagt: ‚Erweitert den Umfang des Vereins; das Losungswort soll nicht allein Tugend heißen, sondern Unabhängigkeit und Tatkraft.‘“

Nikolai hatte von seinem Neffen abgelassen, ärgerlich seinen Stuhl an eine andere Stelle gerückt und sich darauf gesetzt;

während er zuhörte, was Pierre sagte, hatte er sich unzufrieden geräuspert und ein immer finstreres Gesicht gemacht.

„Und welchen Zweck verfolgt denn diese Tatkraft?" rief er. „Und welche Stellung nehmt ihr der Regierung gegenüber ein?"

„Das will ich dir sagen: die Stellung von Helfern. Der Bund braucht kein geheimer zu sein, wenn die Regierung ihn gestattet. Er ist nicht nur der Regierung nicht feindlich, sondern im Gegenteil ein Bund echt konservativ gesinnter Männer, ein Bund von Gentlemen im vollen Sinne dieses Wortes. Nur damit nicht ein Pugatschew kommt, um meine und deine Kinder zu morden, und damit Araktschejew mich nicht in eine Militärkolonie schickt, nur darum reichen wir einander die Hände, und unser einziger Zweck ist das allgemeine Wohl und die allgemeine Sicherheit."

„Ja, aber dieser Bund ist ein geheimer, folglich ist er regierungsfeindlich und schädlich und kann nur Böses hervorbringen."

„Wieso? Hat etwa der Tugendbund, der Europa gerettet hat" (damals verstieg man sich noch nicht zu dem Gedanken, daß Rußland Europa gerettet habe), „irgendwelches Unheil angerichtet? Der Tugendbund ist die Liebe, die gegenseitige Hilfe; er ist das, was Christus am Kreuz gepredigt hat . . ."

Natascha, die mitten während dieses Gespräches ins Zimmer gekommen war, betrachtete mit lebhafter Freude ihren Mann. Sie freute sich nicht über das, was er sagte. Das interessierte sie nicht einmal, weil es ihr schien, daß das alles außerordentlich einfach sei und sie das alles schon längst wisse (das schien ihr deshalb so, weil sie den Boden, auf welchem diese Anschauungen gewachsen waren, Pierres ganze Seele, so genau kannte); sondern sie freute sich beim Anblicke seiner Lebhaftigkeit und Begeisterung.

Mit noch größerer Freude und Begeisterung hafteten an Pierres Gestalt die Blicke des von allen vergessenen Knaben mit

dem schlanken Halse, der aus dem zurückgeschlagenen Hemdkragen hervorragte. Jedes Wort Pierres setzte sein Herz in hellere Glut, und mit nervösen Bewegungen der Finger zerbrach er, ohne es selbst zu bemerken, die Siegellackstangen und Federn, die ihm auf dem Schreibtische seines Onkels in die Hände kamen.

„Es ist ganz und gar nicht so, wie du meinst; ich will dir sagen, was es mit dem deutschen Tugendbund für eine Bewandtnis hatte, und mit dem, den ich in Vorschlag bringe."

„Na, mein Bester, für die Wurstmacher[1] mag das ja ganz gut sein, dieser Tugendbund; aber ich habe kein Verständnis für ihn und mag seinen Namen gar nicht aussprechen," ließ sich Denisow in lautem, entschiedenem Tone vernehmen. „Daß alles scheußlich und greulich ist, das ist auch meine Ansicht; bloß für den Tugendbund habe ich kein Verständnis. Der gefällt mir schon deshalb nicht, weil er sich als Rebellion[2] bezeichnet. Das ist meine bescheidene Meinung."

Pierre lächelte, Natascha lachte laut auf, Nikolai aber zog die Augenbrauen noch finsterer zusammen und wollte Pierre beweisen, daß keine Revolution zu befürchten sei und die ganze Gefahr, von der er spreche, nur in seiner Einbildung existiere. Pierre bewies das Gegenteil, und da seine geistigen Kräfte stärker und gewandter waren, so fühlte Nikolai, daß er bei der Debatte den kürzeren zog. Dies brachte ihn noch mehr auf, da er in tiefster Seele, nicht auf Grund von Vernunftschlüssen, sondern auf Grund von etwas, was stärker war als Vernunftschlüsse, die zweifellose Überzeugung hatte, daß seine Ansicht die richtige sei.

„Ich will dir etwas sagen," hob er an, indem er aufstand; er versuchte mit nervösen Bewegungen seine Pfeife in die Ecke zu

---

[1] Siehe Anmerkung zu Band 1 S. 256. — [2] bunt heißt im Russischen die Rebellion.

stellen, ließ sie aber schließlich hinfallen. „Beweisen kann ich dir das nicht. Du sagst, es sei bei uns alles schlecht und es komme eine Revolution; ich sehe davon nichts. Aber du sagst, ein Eid habe nur einen bedingten Wert, und darauf antworte ich dir: du weißt, daß du mein bester Freund bist; aber wenn ihr einen geheimen Bund bildet und anfangt, euch der Regierung, mag sie sein, wie sie will, zu widersetzen, so weiß ich, daß es meine Pflicht ist, ihr zu gehorchen. Und sollte mir Araktschejew gleich diesen Augenblick befehlen, mit einer Eskadron gegen euch loszureiten und euch niederzuhauen, ich würde, ohne mich eine Sekunde lang zu bedenken, losreiten. Darüber magst du nun denken, wie du willst."

Nach diesen Worten trat ein unbehagliches Schweigen ein. Natascha war die erste, die wieder zu reden anfing: sie verteidigte ihren Mann und fiel über ihren Bruder her. Ihre Verteidigung war ja nur schwach und ungeschickt, erreichte aber doch ihren Zweck. Das Gespräch kam wieder in Gang, und zwar nun nicht mehr in dem unangenehm feindseligen Tone, in welchem Nikolai die letzten Worte gesprochen hatte.

Als alle aufstanden, um zum Abendessen zu gehen, trat Nikolenka Bolkonski zu Pierre heran; er war blaß, und seine Augen glänzten und leuchteten.

„Onkel Pierre ... Sie ... nein ... Wenn Papa noch lebte ... würde er mit Ihnen derselben Ansicht sein?" fragte er.

Pierre begriff sofort, welch eine eigenartige, selbständige, komplizierte, starke Arbeit des Empfindungs- und Denkvermögens in der Seele dieses Knaben während ihres Gespräches vorgegangen sein mußte, und indem er sich schnell alles vergegenwärtigte, was er gesagt hatte, ärgerte er sich, daß der Knabe es mit angehört hatte. Indes mußte er ihm doch eine Antwort geben.

„Ich glaube, ja," sagte er mit innerem Widerstreben und verließ das Zimmer.

Der Knabe senkte den Kopf und schien jetzt erst zu bemerken, was er auf dem Schreibtische angerichtet hatte. Er wurde dunkelrot und trat an seinen Onkel Nikolai Rostow heran.

„Verzeih mir, Onkel; ich habe das hier gemacht ... ohne Absicht," sagte er und wies auf die zerbrochenen Siegellackstangen und Federn.

Nikolai zuckte ärgerlich zusammen.

„Gut, gut," erwiderte er und warf die Bruchstücke des Siegellacks und der Federn unter den Tisch.

Er hielt offenbar nur mit Mühe den in ihm aufsteigenden Zorn zurück und wandte sich von ihm ab.

„Du hattest überhaupt hier nichts zu suchen," sagte er.

XV

Beim Abendessen handelte das Gespräch nicht mehr von Politik und Geheimbünden, sondern vielmehr von einem für Nikolai höchst angenehmen Gegenstande: von Erinnerungen an das Jahr 1812. Darauf hatte Denisow das Gespräch gebracht, und Pierre zeigte sich dabei ganz besonders liebenswürdig und unterhaltend. So trennten sich alle in der freundschaftlichsten Stimmung.

Nach dem Abendessen ging Nikolai in sein Zimmer, entkleidete sich dort und gab dem Verwalter, der auf ihn lange gewartet hatte, seine Befehle; dann begab er sich im Schlafrock ins Schlafzimmer, wo er seine Frau noch am Schreibtisch traf: sie schrieb etwas.

„Was schreibst du, Marja?" fragte Nikolai.

Gräfin Marja errötete. Sie fürchtete, daß das, was sie schrieb,

bei ihrem Manne kein Verständnis und keinen Beifall finden werde.

Sie hätte es ihm gern verborgen, was sie schrieb; aber gleichzeitig freute sie sich auch darüber, daß er sie dabei getroffen hatte und sie es ihm nun sagen mußte.

„Es ist ein Tagebuch, Nikolai," sagte sie und reichte ihm ein blaues Heftchen, das zum Teil mit ihren festen, großen Schriftzügen gefüllt war.

„Ein Tagebuch?" erwiderte Nikolai mit einem leisen Anfluge von Spott und nahm das Heft in die Hand.

Darin stand auf französisch folgendes geschrieben:

„Den 4. Dezember. Heute wollte Andrei" (der älteste Sohn), „nachdem er aufgewacht war, sich nicht anziehen, und Mademoiselle Luise ließ mich rufen. Er war unartig und eigensinnig. Ich versuchte es mit Drohungen; aber er wurde nur noch halsstarriger. Da nahm ich die Erledigung der Sache ganz auf mich, wandte mich von ihm weg und begann mit der Kinderfrau die andern Kinder zurechtzumachen, ihm aber sagte ich, daß ich ihm böse sei. Er schwieg lange, als wenn er erstaunt wäre; dann sprang er aus dem Bette, kam im bloßen Hemde zu mir gelaufen und schluchzte so heftig, daß ich ihn lange Zeit nicht beruhigen konnte. Offenbar war ihm das allerschmerzlichste, daß er mich betrübt hatte. Nachher am Abend, als ich ihm sein Zettelchen gab, küßte er mich und begann wieder kläglich zu weinen. Durch Zärtlichkeit kann man bei ihm alles erreichen."

„Was ist denn das: sein Zettelchen?" fragte Nikolai.

„Ich habe angefangen, den älteren Kindern jeden Abend kleine Zensuren zu geben, wie sie sich aufgeführt haben."

Nikolai blickte in die leuchtenden Augen, die ihn anschauten, und fuhr fort zu blättern und zu lesen. In dem Tagebuche war alles aus dem Kinderleben aufgezeichnet, was der Mutter be-

merkenswert erschienen war, weil es auf den Charakter der Kinder schließen ließ oder auf allgemeine Ideen über Erziehungsmethoden hinleitete. Es waren größtenteils ganz geringfügige Kleinigkeiten; aber weder die Mutter faßte sie so auf noch auch der Vater, als er jetzt zum ersten Male dieses Kindertagebuch las.

Unter dem 5. Dezember war notiert:

„Dmitri war bei Tische unartig. Der Papa befahl, er sollte nichts von der süßen Speise bekommen. So geschah es auch; aber er sah die andern, während sie aßen, so kläglich und gierig an. Ich meine, daß eine Bestrafung durch Entziehung der süßen Speise nur die Gier entwickelt. Ich will das doch auch Nikolai sagen."

Nikolai legte das Büchlein hin und blickte seine Frau an, deren leuchtende Augen auf ihn mit der stillen Frage gerichtet waren, ob das Tagebuch seinen Beifall habe oder nicht. Es war kein Zweifel darüber möglich, daß Nikolai nicht nur das Tagebuch billigte, sondern auch seine Frau aufrichtig bewunderte.

„Vielleicht braucht man das nicht in so pedantischer Weise zu machen; vielleicht ist es sogar überhaupt nicht nötig," dachte Nikolai; aber diese unermüdliche, stetige geistige Anstrengung, deren Ziel nur das sittliche Wohl der Kinder war, erregte seine Bewunderung. Wäre er imstande gewesen, sich seiner eigenen Empfindungen klar bewußt zu werden, so würde er gefunden haben, daß die wichtigste Grundlage, auf der seine feste, zärtliche, stolze Liebe zu seiner Frau ruhte, immer dieses Gefühl der Bewunderung für ihr Seelenleben war, für diese hohe sittliche Welt, in der seine Frau stets lebte und die ihm selbst beinah unzugänglich war.

Er war stolz darauf, daß sie so klug und gut war, sah ein, daß er auf geistigem Gebiete hinter ihr zurückstand, und freute sich

um so mehr darüber, daß sie mit ihrer Seele nicht nur ihm gehörte, sondern sogar einen Teil seines eigenen Ich bildete.

„Das hat meinen vollen Beifall, meinen vollen Beifall, liebe Frau," sagte er mit wichtiger Miene, und nach kurzem Stillschweigen fügte er hinzu: „Aber ich habe mich heute schlecht benommen. Du warst nicht in meinem Zimmer. Ich hatte einen Streit mit Pierre und wurde dabei etwas heftig. Aber es war auch nicht zum Aushalten. Er ist ja das reine Kind. Ich weiß nicht, was aus ihm werden sollte, wenn ihn Natascha nicht noch im Zaume hielte. Kannst du dir vorstellen, warum er nach Petersburg gereist war? Sie haben da so eine Art Bund gestiftet..."

„Ja, ich weiß," fiel Gräfin Marja ein. „Natascha hat es mir erzählt."

„Na, also du weißt es," fuhr Nikolai fort, der bei der bloßen Erinnerung an den Streit wieder hitzig wurde. „Er wollte mir beweisen, daß es die Pflicht jedes ehrenhaften Mannes sei, der Regierung entgegenzutreten, während doch Eid und Pflicht... Schade, daß du nicht dabei warst. Und da fielen sie alle über mich her, auch Denisow und Natascha... Natascha ist überhaupt eine zu komische Person. Sie hält ihn ja gehörig unter dem Pantoffel; aber sowie es zu einer Debatte kommt, hat sie gar keine eigenen Gedanken, sie redet geradezu mit Pierres eigenen Worten," fügte Nikolai hinzu, da er jener unwiderstehlichen Neigung unterlag, die uns dazu verführt, gerade die Menschen, die uns die liebsten sind und uns am nächsten stehen, abfällig zu beurteilen.

Nikolai vergaß dabei, daß man Wort für Wort dasselbe, was er von Natascha sagte, auch von ihm selbst im Verhältnis zu seiner Frau sagen konnte.

„Ja, das habe ich auch bemerkt," erwiderte Gräfin Marja.

„Als ich ihm sagte, Pflicht und Eid ständen höher als alles

andre, fing er an, Gott weiß was zu beweisen. Schade, daß du nicht dabei warst; was hättest du dazu gesagt?"

„Meiner Ansicht nach hast du vollständig recht," sagte Gräfin Marja. „Das habe ich auch zu Natascha gesagt. Pierre sagt, alle hätten jetzt schwer zu leiden, würden gepeinigt, gerieten auf Abwege, und es sei unsere Pflicht, unserm Nächsten zu helfen. Natürlich hat er recht; aber er vergißt, daß wir noch andere, nähere Pflichten haben, auf die uns Gott selbst hingewiesen hat, und daß wir zwar unsere eigene Person aufs Spiel setzen dürfen, aber nicht unsere Kinder."

„Na ja, siehst du, genau dasselbe habe ich ihm auch gesagt," rief Nikolai einfallend, der sich wirklich einbildete, dasselbe gesagt zu haben. „Aber sie blieben bei ihrem Satze, daß die Liebe zum Nächsten und das Christentum usw.... Und das alles in Nikolenkas Gegenwart, der sich da ins Zimmer eingeschlichen hatte und alles zerbrach."

„Ach ja, weißt du, Nikolai, Nikolenka macht mir so oft Sorge," sagte Gräfin Marja. „Er ist ein ganz eigenartiger Charakter. Und ich fürchte, daß ich über der Beschäftigung mit meinen eigenen Kindern ihm nicht genug Teilnahme zuwende. Wir alle haben hier Kinder, jeder im Hause hat seine Familie, nur er hat niemanden. Er ist immer allein mit seinen Gedanken."

„Nun, ich möchte doch meinen, daß du keinen Grund hast, dir seinetwegen Vorwürfe zu machen. Alles, was nur die zärtlichste Mutter für ihren Sohn tun kann, hast du für ihn getan und tust du noch für ihn. Und ich freue mich darüber natürlich. Er ist ein prächtiger, ganz prächtiger Junge. Heute hörte er in einer Art von Selbstvergessenheit zu, was Pierre sagte. Und denke mal: als wir hinausgehen wollen zum Abendbrot, da sehe ich, daß er auf meinem Schreibtisch alles kurz und klein gebrochen hat; und er sagte es auch sofort. Ich habe noch nie bemerkt, daß er die Un-

wahrheit gesagt hätte. Ein prächtiger, ganz prächtiger Junge!" sagte Nikolai noch einmal, dem der Knabe im Grunde des Herzens nicht sympathisch war, der aber immer gern hervorhob, daß er ein prächtiger Junge sei.

„Ich bin ihm doch kein Ersatz für eine Mutter," sagte Gräfin Marja. „Ich fühle meine Unzulänglichkeit, und das ist mir ein Schmerz. Er ist ein wunderbarer Knabe; aber ich bin um ihn in großer Sorge. Es wäre für ihn nützlich, wenn er Gesellschaft hätte."

„Nun, es dauert ja nicht mehr lange; im nächsten Sommer bringe ich ihn nach Petersburg," antwortete Nikolai. „Ja, Pierre ist von jeher ein Phantast gewesen und wird immer einer bleiben," fuhr er fort, indem er auf das Gespräch zurückkam, das sie in seinem Zimmer geführt hatten; dieses Gespräch hatte ihn offenbar sehr erregt. „Na, was gehen mich alle diese Dinge an, daß Araktschejew ein schlechter Mensch sein soll usw.? Was habe ich mich um all dergleichen damals geschert, als ich mich verheiratete und so viel Schulden hatte, daß meine Gläubiger mich ins Loch stecken wollten, und dazu die Mutter, die das nicht sehen und begreifen konnte? Und dann nachher, als ich dich hatte und die Kinder und die Wirtschaft. Bin ich denn etwa zu meinem Vergnügen vom Morgen bis zum Abend in der Wirtschaft und im Kontor tätig? Nein, ich weiß, daß ich arbeiten muß, um meine Mutter zu versorgen, um dir meine Schuld zurückzuzahlen und um die Kinder nicht als solche Bettler zurückzulassen, wie ich einer war."

Gräfin Marja hätte ihm gern gesagt, der Mensch lebe nicht vom Brote allein und er lege diesen materiellen Dingen eine zu große Wichtigkeit bei; aber sie wußte, daß es keinen Zweck und keinen Nutzen hatte, das zu sagen. Sie ergriff nur seine Hand und küßte sie. Er faßte diese Handlung seiner Frau als ein Zeichen

dafür auf, daß sie seine Anschauungen billige und teile, und nachdem er ein Weilchen schweigend nachgedacht hatte, fuhr er fort, seine Gedanken laut zu äußern.

„Weißt du, Marja," sagte er, „heute ist Ilja Mitrofanowitsch" (dies war der Geschäftsführer) „von dem Gute im Tambowschen angekommen und berichtet, daß für den Wald schon achtzigtausend Rubel geboten sind."

Und nun sprach Nikolai mit lebhafter Erregung von der Möglichkeit, in sehr kurzer Zeit Otradnoje wieder zurückzukaufen. „Wenn ich noch so ein zehn Jahr lebe, werde ich die Kinder in vorzüglichen Verhältnissen zurücklassen."

Gräfin Marja hörte ihrem Manne zu und verstand alles, was er ihr sagte. Sie wußte, daß, wenn er in dieser Weise laut dachte, er sie manchmal fragte, was er gesagt habe, und ärgerlich wurde, wenn er merkte, daß sie an andere Dinge gedacht hatte. Aber sie mußte sich sehr zum Zuhören zwingen, da sie für das, was er sagte, gar kein Interesse hatte. Während sie ihn anblickte, hatte sie zwar nicht eigentlich andere Gedanken, aber andere Empfindungen. Sie empfand eine demütige, zärtliche Liebe zu diesem Manne, von dem sie wußte, daß er niemals Verständnis für alles das haben werde, wofür sie selbst Verständnis hatte; und es war, als liebe sie ihn deswegen noch stärker, mit einer Beigabe leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Außer diesem Gefühle, das sie ganz erfüllte und sie hinderte, in alle Einzelheiten der Pläne ihres Mannes einzudringen, huschten ihr noch Gedanken durch den Kopf, die mit dem, was er sagte, nichts gemein hatten. Sie dachte an ihren Neffen (die Erzählung ihres Mannes von der Aufregung desselben bei Pierres Auseinandersetzungen hatte auf sie einen starken Eindruck gemacht), und es traten ihr mancherlei Züge seines zarten, empfindsamen Charakters vor die Seele; und bei dem Gedanken an ihren Neffen mußte sie dann auch an ihre

eigenen Kinder denken. Sie verglich nicht den Neffen mit ihren Kindern, aber sie verglich ihr Gefühl für den einen mit ihrem Gefühle für die andern und fand zu ihrer Betrübnis, daß ihrem Gefühle für Nikolenka ein gewisser Mangel anhaftete.

Es kam ihr, wie auch sonst manchmal, der Gedanke, dieser Unterschied möge wohl vom Lebensalter herrühren; aber sie fühlte sich ihm gegenüber schuldig und gelobte sich im Herzen, sich zu bessern und das Unmögliche zu tun, d. h. in diesem Leben ihren Mann und ihre Kinder und Nikolenka und alle ihre Nächsten so zu lieben, wie Christus die Menschheit geliebt hat. Die Seele der Gräfin Marja strebte immer dem Unendlichen, Ewigen, Vollkommenen zu und konnte darum niemals völlig ruhig sein. Auch jetzt trat auf ihr Gesicht der tiefernste Ausdruck eines verborgenen schweren Leides der vom Körper beschwerten Seele. Nikolai blickte sie an. „Mein Gott," dachte er, „was soll aus uns werden, wenn sie stirbt! Und wenn ihr Gesicht so aussieht, kommen mir die schlimmsten Ahnungen!" Er trat vor das Heiligenbild und sprach das Abendgebet.

XVI

Als Natascha mit ihrem Manne allein geblieben war, sprach sie gleichfalls mit ihm so, wie nur Mann und Frau miteinander sprechen, d. h. indem einer des andern Gedanken mit außerordentlicher Klarheit und Schnelligkeit erkennt und ihm ebenso die seinigen mitteilt, auf einem Wege, der allen Regeln der Logik zuwiderläuft, ohne das Mittel der Urteile, Schlüsse und Beweisführungen, vielmehr auf eine ganz besondere Weise. Natascha war dermaßen daran gewöhnt, mit ihrem Manne in dieser Art zu reden, daß ein logischer Gedankengang von seiten Pierres ihr als sicherstes Merkmal dafür diente, daß zwischen

ihr und ihrem Manne irgend etwas nicht richtig war. Wenn er zu beweisen und vernunftgemäß und ruhig zu sprechen anfing, und wenn sie dann selbst, unwillkürlich seinem Beispiele folgend, dasselbe tat, so wußte sie, daß dies mit Sicherheit zu einem Streite führte.

Von dem Augenblicke an, wo sie miteinander allein geblieben waren und Natascha mit weit geöffneten, glückseligen Augen leise zu ihm herangetreten war, auf einmal schnell seinen Kopf gefaßt und an ihre Brust gedrückt und gesagt hatte: „Jetzt gehörst du ganz mir, ganz mir! Nun kannst du mir nicht davon!" von diesem Augenblicke an hatte dieses Gespräch begonnen, das allen Gesetzen der Logik zuwiderlief, ihnen schon deshalb zuwiderlief, weil gleichzeitig über ganz verschiedene Gegenstände gesprochen wurde. Und diese gleichzeitige Erörterung vieler Dinge tat der Klarheit des Verständnisses in keiner Weise Eintrag, ja, sie war sogar das sicherste Zeichen dafür, daß die beiden Gatten einander vollständig verstanden.

Wie im Traume alles unrichtig, sinnlos und widerspruchsvoll ist, mit Ausnahme des Gefühles, das dem Traume zugrunde liegt, so waren auch bei diesem Gedankenaustausche, der allen Gesetzen der Vernunft widersprach, folgerichtig und klar nicht die gesprochenen Sätze, sondern das zugrunde liegende Gefühl.

Natascha erzählte ihrem Manne von der Lebensweise ihres Bruders, und was für ein trauriges Leben sie während der Abwesenheit ihres Mannes geführt habe, eigentlich gar kein Leben, und daß ihre Liebe zu Marja noch stärker geworden sei, und daß Marja in jeder Hinsicht besser sei als sie. Indem Natascha das sagte, erkannte sie aufrichtig Marjas höheren Wert an; aber gleichzeitig verlangte sie doch von Pierre, er solle sie dieser und allen anderen Frauen vorziehen und solle ihr gerade

jetzt, nachdem er in Petersburg so viele Frauen gesehen habe, dies von neuem versichern.

In Erwiderung auf Nataschas Mitteilungen erzählte ihr Pierre, wie unerträglich es ihm in Petersburg gewesen sei, Abendgesellschaften mitzumachen und mit Damen bei Tische zu sitzen.

„Ich habe es ganz verlernt, mich mit Damen zu unterhalten," sagte er. „Es ist mir geradezu langweilig. Und noch dazu, da ich so sehr beschäftigt war."

Natascha blickte ihn unverwandt an und fuhr fort:

„Marja ist ein entzückendes Wesen! Wie sie die Kinder versteht! Gerade als ob sie nur ihre Seelen sähe. Gestern z. B. war der kleine Dmitri unartig ..."

„Was hat der für eine überraschende Ähnlichkeit mit seinem Vater!" bemerkte Pierre, seine Frau unterbrechend.

Natascha durchschaute sofort, warum er diese Bemerkung über die Ähnlichkeit des kleinen Dmitri mit Nikolai gemacht hatte: die Erinnerung an seinen Streit mit seinem Schwager war ihm unangenehm, und er wollte gern Nataschas Meinung darüber hören.

„Es ist eine Schwäche Nikolais," sagte sie, „daß er um keinen Preis einer Ansicht zustimmt, wenn sie nicht allgemein angenommen ist. Du dagegen, das weiß ich, legst gerade Wert darauf, neue Bahnen zu erschließen." Diese letzten Worte waren die Wiederholung eines Ausdrucks, den Pierre einmal gebraucht hatte.

„Nein," erwiderte Pierre, „die Hauptsache ist dies: für Nikolai sind Gedanken und Überlegungen eine Spielerei, eigentlich nur ein Mittel, um die Zeit hinzubringen. Da sammelt er sich nun eine Bibliothek und hat es sich zum Grundsatz gemacht, kein neues Buch zu kaufen, ehe er nicht das zuletzt gekaufte durchgelesen hat. Schriften von Sismondi, Rousseau und Mon-

tesquieu," fügte Pierre lächelnd hinzu. „Du weißt ja, wie ich ihn ..." begann er, um das Gesagte herabzumildern; aber Natascha unterbrach ihn und gab ihm dadurch zu verstehen, daß das nicht nötig sei.

„Du meinst also, daß die Gedanken für ihn nur eine Spielerei sind ..."

„Ja, und für mich ist alles übrige Spielerei. Ich habe während der ganzen Zeit in Petersburg alle Menschen nur wie im Traum gesehen. Wenn mich ein Gedanke beschäftigt, so ist mir alles übrige Spielerei."

„Ach, wie schade, daß ich nicht mit angesehen habe, wie du die Kinder begrüßt hast," sagte Natascha. „Welche hat sich denn am meisten gefreut? Gewiß Lisa?"

„Ja," antwortete Pierre und fuhr fort, von dem zu sprechen, was ihn beschäftigte. „Nikolai sagt, wir sollten nicht denken. Aber darauf zu verzichten ist mir unmöglich. Ich will gar nicht davon reden, daß ich in Petersburg die Empfindung hatte (dir kann ich das ja sagen), ohne meine Bemühung würde alles auseinanderfallen und jeder eine Partei für sich bilden. Aber mir ist es gelungen, sie alle zu vereinigen; und dann ist ja auch meine Idee so einfach und so klar. Ich sage ja nicht, daß wir gegen dies und das Widerstand leisten sollen. Wir könnten ja irren. Sondern ich sage: Reicht euch die Hände, ihr, die ihr das Gute liebt, und laßt uns nur dieses eine Panier haben: werktätige Tugend. Fürst Sergei ist ein prächtiger Mensch und ein kluger Mensch."

Natascha hätte nicht daran gezweifelt, daß Pierres Idee eine große Idee sei; nur ein Umstand machte sie betroffen, nämlich daß er ihr Mann war. „Kann ein so bedeutender und für die menschliche Gesellschaft so unentbehrlicher Mensch wirklich zugleich mein Mann sein? Wie kann das zugegangen sein?" Gern

hätte sie ihm diesen Zweifel ausgesprochen. „Wo sind eigentlich die Leute zu finden, die imstande wären, ein Urteil darüber abzugeben, ob er wirklich soviel klüger ist als alle andern?" fragte sie sich und musterte in Gedanken alle diejenigen Menschen, welche Pierre besonders hochschätzte. Keinen von diesen Menschen schätzte er, nach seinen Erzählungen zu urteilen, so hoch wie seinen einstigen Leidensgenossen Platon Karatajew.

„Weißt du, woran ich denke?" sagte sie. „An Platon Karatajew. Wie würde der sich dazu stellen? Würde er dir jetzt zustimmen?"

Pierre wunderte sich über ihre Frage nicht im mindesten. Er verstand den Gedankengang seiner Frau.

„Platon Karatajew?" erwiderte er und dachte nach, offenbar ernstlich bemüht, sich von Karatajews Urteil über diesen Gegenstand eine Vorstellung zu bilden. „Er würde es nicht verstehen; übrigens vielleicht doch."

„Ich liebe dich schrecklich!" sagte Nataschа auf einmal. „Schrecklich, schrecklich liebe ich dich!"

„Nein, er würde mir nicht zustimmen," sagte Pierre, nachdem er eine Weile überlegt hatte. „Was seinen Beifall haben würde, das wäre unser Familienleben. Er wollte in allem so gern Einklang und Glück und Ruhe sehen, und ich hätte ihm mit Stolz unsere Familie gezeigt. Du sprachst vom Getrenntsein; aber du glaubst gar nicht, was für eine besondere Empfindung ich für dich habe, wenn wir getrennt sind ..."

„Vielleicht, daß du mich noch ..." begann Natascha.

„Nein, das nicht. Ich liebe dich stets, und mehr zu lieben ist unmöglich; aber dies ist etwas Besonderes ... Nun ja ..." Er sprach nicht zu Ende, weil ihre Blicke, die sich trafen, das übrige ergänzten.

„Was die Leute für Dummheiten reden," sagte Natascha

auf einmal, „von den Flitterwochen, und daß die erste Zeit die glücklichste sei. Im Gegenteil, jetzt ist die beste Zeit. Wenn du nur nicht so oft fortreistest! Erinnerst du dich wohl noch, wie heftig wir uns manchmal gestritten haben? Und immer hatte ich unrecht. Jawohl, immer ich. Und worüber wir uns gestritten haben, darauf kann ich mich gar nicht einmal mehr besinnen."

„Es war immer derselbe Grund," erwiderte Pierre lächelnd, „Eifer ..."

„Sprich es nicht aus; ich mag es nicht hören!" rief Natascha, und ein kalter, böser Glanz leuchtete in ihren Augen auf. „Hast du sie gesehen?" fügte sie nach kurzem Stillschweigen hinzu.

„Nein; und wenn ich sie gesehen hätte, so würde ich sie nicht wiedererkannt haben."

Sie schwiegen einen Augenblick.

„Ach, weißt du? Als du in Nikolais Zimmer sprachst, habe ich dich betrachtet," begann Natascha wieder zu sprechen; sie bemühte sich offenbar, die Wolke zu verscheuchen, die sich an dem reinen Himmel gezeigt hatte. „Ihr seid euch ähnlich wie ein Ei dem andern, du und der Junge." (So nannte sie ihr Söhnchen). „Ach, ich muß zu ihm gehen ... Seine Zeit ist gekommen ... Aber es tut mir leid fortzugehen."

Sie schwiegen wieder einige Sekunden. Dann wandten sie sich plötzlich gleichzeitig einander zu und begannen zu reden, Pierre voll Begeisterung und voll Zufriedenheit mit dem Erreichten, Natascha mit stillem, glückseligem Lächeln. Sobald sie merkten, daß sie durcheinander sprachen, hielten sie beide inne, und jeder wollte den andern zuerst reden lassen.

„Was wolltest du sagen? Sprich doch, sprich!"

„Nein, sprich du; ich habe weiter nichts, nur Dummheiten," sagte Natascha.

Pierre sagte nun das, wozu er angesetzt hatte. Es war die

Fortsetzung seiner Mitteilungen über seine Erfolge in Petersburg, mit denen er so zufrieden war. Es schien ihm in diesem Augenblicke, daß er dazu berufen sei, der gesamten sozialen Entwicklung in Rußland und in der ganzen Welt eine neue Richtung zu geben.

„Ich wollte nur sagen, daß alle Ideen, die einen gewaltigen Erfolg haben, immer einfach sind. Meine ganze Idee besteht darin: wenn die lasterhaften Menschen sich zusammenschließen und dadurch eine Macht werden, so müssen die ehrenhaften Menschen dasselbe tun. Wie einfach, nicht wahr?"

„Ja."

„Und was wolltest du sagen?"

„Ich? Ach nichts, nur Dummheiten."

„Nein, sag es doch."

„Es sind ja nur Torheiten," sagte Natascha, deren Lächeln noch heller und strahlender wurde. „Ich wollte nur etwas von unserm kleinen Peter sagen: heute als die Kinderfrau zu mir trat, um ihn mir abzunehmen, da lachte er, kniff die Augen zu und drückte sich an mich; er dachte gewiß, daß er sich versteckte. Er ist zu allerliebst. Da! Jetzt schreit er. Nun, dann gute Nacht!" Sie verließ das Zimmer.



Zu derselben Zeit brannte unten in Nikolenka Bolkonskis Schlafzimmer wie immer ein Lämpchen (der Knabe fürchtete die Dunkelheit, und man hatte ihm diese Schwäche nicht abgewöhnen können). Dessalles schlief mit hochliegendem Oberkörper auf seinen vier Kissen, und seine römische Nase gab gleichmäßige Schnarchtöne von sich. Der Knabe war soeben, von kaltem Schweiße bedeckt, aufgewacht, saß mit weit geöffneten Augen auf seinem Bette und blickte vor sich hin. Ein schrecklicher Traum hatte ihn geweckt. Er hatte im Traume sich

und Pierre mit Helmen auf dem Kopfe gesehen, mit solchen Helmen, wie sie in seiner Ausgabe des Plutarch abgebildet waren. Er und Onkel Pierre zogen vor einem gewaltigen Heere einher. Dieses Heer bestand aus weißen, schrägen Linien, die die Luft nach Art jener Spinnenfäden erfüllten, die im Herbste herumfliegen und die Herr Dessalles fils de la Vierge nannte. Vor ihnen beiden her schwebte der Ruhm, von ähnlicher Beschaffenheit wie diese Fäden, nur etwas kräftiger. Sie beide, er und Pierre, schwebten leicht und freudig immer weiter und näherten sich immer mehr ihrem Ziele. Auf einmal begannen die Fäden, durch die sie vorwärts bewegt wurden, kraftlos zu werden und sich zu verwirren; sie fühlten sich beide schwerer. Und plötzlich stand Onkel Nikolai Iljitsch in strenger, drohender Haltung vor ihnen.

„Habt ihr das getan?" sagte er, indem er auf die zerbrochenen Siegellackstangen und Federn hinwies. „Ich habe euch liebgehabt; aber ich habe Befehl von Araktschejew erhalten und werden den ersten, der noch weiter vordringt, töten." Nikolenka blickte sich nach Pierre um; aber Pierre war nicht mehr da. Pierre war jetzt zu seinem Vater, dem Fürsten Andrei, geworden, und der Vater hatte keine Gestalt und Form; aber er war da, und bei seinem Anblicke fühlte Nikolenka, wie ihn die Liebe schwach machte: er hatte die Empfindung, als ob er keine Kraft, keine Knochen, keinen innern Halt mehr hätte. Der Vater streichelte und bedauerte ihn. Aber Onkel Nikolai Iljitsch rückte ihnen immer näher. Eine furchtbare Angst packte den Knaben, und er erwachte.

„Mein Vater," dachte er. „Mein Vater" (obgleich im Hause zwei wohlgetroffene Porträts vorhanden waren, stellte Nikolenka sich den Fürsten Andrei niemals in menschlicher Gestalt vor), „mein Vater war bei mir und hat mich gestreichelt. Er hat

mich gelobt, er hat Onkel Pierre gelobt. Alles, was er mir sagt, werde ich tun. Mucius Scävola hat seine Hand ins Feuer gehalten und verbrennen lassen. Aber warum sollte sich nicht auch in meinem Leben etwas Ähnliches begeben? Ich weiß, sie wollen, daß ich lernen soll. Ich werde auch lernen. Aber es wird einmal die Zeit kommen, wo ich zu lernen aufhören werde, und dann werde ich handeln. Ich bitte Gott nur um eines: daß er mich in ähnliche Lagen bringe wie die Männer im Plutarch; dann werde ich ebenso handeln; dann werde ich noch besser handeln. Alle Menschen werden mich kennen, alle werden mich lieben, alle werden mich bewundern." Und plötzlich fühlte er, wie ein Schluchzen ihm die Brust beengte, und er brach in Tränen aus.

„Sind Sie nicht wohl?" fragte Dessalles.

„Mir fehlt nichts," antwortete Nikolenka und legte sich auf das Kissen.

„Er ist so gut und freundlich, und ich habe ihn lieb," dachte er mit Bezug auf Dessalles. „Und Onkel Pierre? O, welch ein großartiger Mann! Und mein Vater? Mein Vater! Mein Vater! Ja, ich werde so handeln, daß auch er mit mir zufrieden sein wird . . ."

19.–22. Tausend

★

Druck der Roßberg'schen
Buchdruckerei in Leipzig


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 055871567